
Rudolf Mothes

Lebenserinnerungen

Teil E (Band 5 nach der Nummerierung des Leipziger Stadtarchivs)

Fahrten und Reisen, Luftfahrten

Fahrten und Reisen

Πολλῶν ἀνδρῶπων ἴδον ἄστεα καὶ νόον ἐγνων.¹

1901: Rheinland

Als Schüler und Student ging ich alljährlich auf eine Wanderfahrt mit Freunden, meist mit meinem Freunde Paul Illing. Diese Fahrten wurden genau geplant. Unsere Geldmittel waren knapp. Es galt, mit den bescheidenen Mitteln möglichst weit zu kommen. Ich entsinne mich an eine Fahrt ins Erzgebirge, wofür jedem von uns beiden nur je 25 Mark zur Verfügung standen. Mit sorgfältiger Ausnutzung der Schüler- und Studentenherbergen, die ein Fabrikant in Hohenelbe (*jetzt Vrchlabi in Tschechien*) ins Leben rief, konnten wir zehn Tage unterwegs bleiben. Unser Mittagessen bestand mehrere Male aus Brot, das wir im Bäckerladen, und aus Wurst, die wir beim Fleischer kauften. Als Referendar gab ich zwar keine Nachhilfestunden mehr, ich verpflichtete mich aber zu juristischen Hilfsarbeiten, so exzerpierte ich etwa 10.000 Gerichtsentscheidungen zum Zwangsvollstreckungsrechte für den Zivilprozesskommentar von Petersen - Anger. Ich half dem Reichsgerichtsrate Schütt bei dem Register zur verkürzten Gesamtausgabe von Seufferts Archiv und dem Oberlandesgerichtsrate Kretschmar bei den Korrekturen des zweiten Bandes zu seinem Grundbuchrechte. Diese Arbeiten, die mich fachlich sehr förderten, wurden mir angemessen vergütet und setzten mich in den Stand, meine Ferienreisen in größere Fernen zu lenken.

1901 fuhr ich zunächst nach Essen, wo mein Vetter Georg Mothes bei Krupp die Lafettenwerkstatt II leitete (*Lafetten sind die Untergestelle von Geschützen*). Ich konnte mit ihm durch einen ansehnlichen Teil des Werkes und seiner Anlagen gehen. Ich sah den Essener Hof, das Hotel I. Ranges, das der Firma Krupp als Gästehaus diente, die Konsumanstalt, den Altenhof, die Villa Hügel und ihren weiträumigen Park. Mein Vetter nahm mich mit in das Theater, dessen Geläute aus genau abgestimmten Stäben von Kruppschem Gußstahl bestand. Am meisten interessierte mich, was ich in der Lafettenwerkstatt II sah. Da wurden Küstengeschütze mit Verschwindlafetten für Argentinia gebaut. Das waren umfangreiche Maschinen. Japan ließ

¹ *Pollon anthrōpon idon astea kai non egnon* = Von vielen Menschen sah ich die Städte und lernte kennen ihre Sinnesart. Das ist entlehnt von Homer, aus dem Odyssee-Prööm (Od. 1,3), dort in der 3. Person (.. sah er ..), hier übertragen in die 1. Person (.. sah ich ..); die Übersetzung ist von W. Schadewaldt, 1958.

Gebirgsbatterien anfertigen, bei denen die Geschützrohre durch die Achse der Lafette gesteckt waren. An gewöhnlichen Feldgeschützen waren Schutzschilde angebracht. Soweit ich mich erinnere, sprach mein Vetter auch von Rücklaufbremsen. An einem Beispiel erläuterte er mir den Begriff des Pivotgeschützes (*Pivot wird bei Geschützlafetten der Zapfen genannt, um den das ganze Geschütz geschwenkt werden kann*). An einer Stelle der großen Werkhalle stand der Rohling eines Kanonenrohres unter hydraulischem Druck. Ich hatte mir aus Anlass einer Reserveübung ein Militärwörterbuch gekauft. Darin las ich, dass der österreichische Feldmarschall-Leutnant von Uohatius die bronzenen Kanonenrohre seiner Zeit dadurch verbesserte, dass er sie durch hydraulischen Druck verdichtete. Die so behandelte Bronze hieß Uohatiusbronze. Nun sah ich, dass bei Krupp der Gußstahl in gleicher Weise behandelt wurde. Erstaunlich war mir, um wieviel der Umfang des Rohlings sich unter dem Drucke verringerte. Als wir im Werke einigen japanischen Offizieren begegneten, sprach sich mein Vetter mit besonderer Anerkennung darüber aus, wie gewissenhaft sie die Fabrikation überwachten und schließlich die fertigen Geschütze bei der Abnahme prüften. Auf einem der Fabrikhöfe kamen wir an einer Brücke vorüber, die die preußische Militärverwaltung bei Krupp bauen ließ. Zur Bauüberwachung und zur Abnahme war ein sehr jugendlicher Leutnant kommandiert.

Die Tage in Essen erweiterten meinen Gesichtskreis ganz bedeutend. Mein Vetter lehrte mich auch die Kenntnis einiger Weine; er unterrichtete mich insbesondere über die natürliche Spritzigkeit und ihren Unterschied von der künstlichen, die rasch verperlt.

Von Essen fuhr ich an den Rhein, zunächst nach Köln. Der Dom hinterließ mir einen starken Eindruck. Der gewaltige Raum, worin sich einige Domschweizer bewegten, blieb lange vor meinem inneren Auge gegenwärtig. Der Spitzbogenstil, den die Franzosen ogival, wir aber gotisch nennen, wurde im 19. Jahrhundert wiederbelebt, weil die Fertigstellung des Kölner Domes in einer Zeit des wachsenden Nationalgefühls von den vaterländisch Gesinnten in Deutschland als nationale Aufgabe behandelt wurde. Der Bruder meines Vaters, der Architekt und Kunstschriftsteller Dr. Oskar Mothes, war an der Technischen Hochschule (Polytechnikum) in Dresden Schüler Gottfried Sempers gewesen, hatte sich aber im Zuge der Zeit dem gotischen Stile gewidmet. Unter seinem Einflusse hatte ich damals die Spitzbogenkirchen hoch schätzen gelernt und legte großen Wert auf die Kenntnis der architektonischen Einzelheiten: Fiale, Krabben, Kreuzblumen, Triforium, Wimperg, Gargoyle (Wasserspeier) usw.²

Von Köln fuhr ich nach Bonn. Im Abteil saß mir gegenüber ein junger Forstmann, der sich mit mir bekannt machte. Er vertraute mir an, dass er im Begriff stehe, sich in eine Landesheil- und Pflgeanstalt zu begeben. Er leide an einem Kopfschmerz, den er als Anzeichen eines sehr schweren Gehirnleidens betrachte. Er wolle nur noch den Bonner Psychiater um Rat fragen. Es sei ihm außer Zweifel, dass er aus der Welt der heiteren Geselligkeit scheiden und sich für den Rest seines Lebens in Anstaltspflege begeben müsse. Wir beschlossen, nach Durchsicht meines Reiseführers, im selben Hotel - es hieß wohl zum Schwanen - abzusteigen. Nachdem wir zu Abend gegessen hatten, gingen wir durch Bonns Straßen und schließlich hinüber nach Beuel.

² *Der Wimperg ist der gotische Ziergiebel über Fenstern und Türen, mit Krabben auf den seitlichen Schrägen und einer Kreuzblume an der Spitze. Fiale ist eine schlanke, turmartige, spitze Bekrönung auf gotischen Strebebfeilern oder seitlich an Wimpergen. Interessenthaler folgt hier ein Auszug aus dem „Illustrierten Bau-Lexikon, zweite Auflage 1863“ von Oskar Mothes, Stichwort Gargouille: franz., engl. gargoyle, altengl. gargle, gargyel, gurguill, ital. garguglio, Wasserspeier (Kandel, mönchslat. gurgulio, frz. marmouset, godet, canon de gouttière, span. canalon, jede Abtraufe, jeder Ausguss einer Dachrinne, besonders aber nennt man so die als Thiere oder Ungeheuer verzierten Dachrinnenausgüsse von Metall, Holz oder Stein. Namentlich in der Gothik sind dieselben häufig verwendet; meist sind sie dann von Stein und in der Regel symbolisch deutbar als aus mehreren Thieren zusammengesetzte, phantastische Gestalten gebildet. In der Renaissance und im Rococostyl erscheinen sie, namentlich an Wohnhäusern, in der Regel von Blech in der Gestalt von Drachen, Delphinen, Vögeln etc.)*

Dort hörten wir aus mehreren Gaststätten Gesang. Wir traten in eine, deren Äußeres uns ansprach und freuten uns über die herrschende Heiterkeit. Wir tranken ein Glas Wein nach dem anderen. Der Forstreferendar vergaß seinen Kopfschmerz. Als wir in unser Hotel zurückkehrten, hatten wir eine gewisse Bettschwere. Am nächsten Morgen frühstückten wir gemeinsam. Der Forstreferendar ging zum Professor für Psychiatrie. Wir verabredeten, uns zum Mittagessen im Schwan wiederzutreffen. Der Forstreferendar war bester Dinge. Sein Kopfschmerz erklärte sich auf harmlose Art. Der Narbenknoten eines Mensurschmisses drückte auf einen Gesichtsnerv und verursachte den Kopfschmerz. Der Professor riet zu einer Operation des Narbenknotens und verhiess eine gänzliche Behebung des Übels. Nun war keine Rede mehr von Eintritt in eine Heil- und Pflegeanstalt. Wir feierten die erfreuliche Aufklärung mit einigen Schoppen. Der Forstreferendar fuhr zu seinen forstlichen Verwandten nach dem Hunsrück und freute sich auf die süffigen Moselweine, die sich dort in den Kellern befanden und von denen man trank, bis man weiße Mäuse sah.

Ich fuhr von Bonn nach Remagen und weiter mit der Kleinbahn durch das Ahrtal nach Altenahr. Als ich von der Bahn in den Ort hineinging, kam ich am Gebäude des Winzervereins vorüber. Ich beschloss, mich über dessen Einrichtungen zu unterrichten. Zunächst ging ich ins Hotel und belegte ein Zimmer. Der Tag war vorgerückt. Ich aß zu Abend und ging nach dem Winzerverein. Dort traf ich den Küfer, der mich über die Ahrrotweine eingehend belehrte. Beim ersten Glase des Ahrbleichert I empfahl er mir, schräg auf das vollgeschenkte Glas zu blicken und sagte: „Der richtige Ahrbleichert muss grünlich schillern wie Mistjauche“. Diese appetitliche Anregung hinderte mich nicht, den Ahrbleichert II und den Ahrbleichert III ausgiebig zu kosten. Zuletzt kamen wir an die Tresterschnäpse. Bei uns in Mitteldeutschland trank man damals vorwiegend Nordhäuser, einen ungewürzten, cognacfarbigen Kartoffelschnaps. Der aus den Weintrestern bereite Trinkbranntwein gelangte nicht nach Obersachsen. Während mir der Ahrbleichert recht gut gemundet hatte, sagte mir der Tresterschnaps weniger zu. Als ich das sichere Gefühl hatte, vom Ahrrotwein, insbesondere vom Ahrbleichert der Gemarkung Altenahr hinreichende Kenntnisse in mich aufgenommen zu haben, verabschiedete ich mich von dem freundlichen Küfer und fand mich in mein Hotel zurück. Als ich durch die Hausflur ging, stand die Tür zur Gaststube des Restaurants offen. Mein Blick fiel auf die Theke, wo der Buffetier gerade ein wohlgepflegtes helles Bier (wohl Dortmunder) in ein Spitzglas laufen ließ. Ich konnte nicht umhin. Solch ein Glas Bier musste ich noch zur Brust nehmen. Nun trieb mich aber ins Bett. Ich kleidete mich aus, zog das Nachthemd an und sank in die Federn. Jetzt ging aber das hässliche Karussellfahren los, das einen höheren Grad des Rausches anzeigt. Schließlich ließ es nach und ich verfiel in Schlaf. Am nächsten Morgen erwachte ich mit Brummschädel und Haarweh. Ich wollte nach der Uhr sehen. Am Uhrhaken über dem Bett hing jedoch einer meiner Hausschuhe. Ich entschloss mich, das Bett zu verlassen und fand auf dem Bettvorleger meine Uhr. Das Waschbecken war am Nachmittag mit frischem Wasser gefüllt worden. Ich wollte Stirn und Schläfen damit kühlen, fand aber im Waschbecken meine Hose. Warum ich diese dort abgelegt hatte, daran konnte ich mich nicht erinnern. Meine Kehle war trocken, ich hatte einen Riesenbrand, wie dereinst Hildebrand und sein Sohn Hadubrand. Ich griff nach dem Glas, das auf dem Waschtisch neben der Wasserflasche stand. Es war voll Wasser, darin lehnte die Zigarre, die ich am Abend abgelegt hatte, sie war dick aufgequollen. Ich musste meinen Brand unmittelbar an der Wasserflasche löschen.

Nach dem Frühstück hing ich mein Ränzel auf den Rücken und wanderte das Ahrtal abwärts nach dem Rheine zu über Walporzheim nach Neuenahr. Der Himmel war bewölkt. Ein Sturm machte sich auf und jagte die Wolken. Als ich an die Landskron, den Hügel unterhalb Neuenahrs kam, hatte ich beim Aufstieg den Orkan im Rücken. Auf der Höhe fasste mich der Sturm. Ich musste mich ducken und im Gebüsch festhalten, um nicht fortgeweht zu werden.

Als ich mich zu der Rheinreise von meiner Mutter verabschiedete, hatte sie scherzhaft die erste Strophe von Karl Simrocks Gedicht gesprochen:

An den Rhein, an den Rhein, zieh nicht an den Rhein,
Mein Sohn, ich rate dir gut.
Da geht dir das Leben zu lieblich ein,
Da blüht dir zu freudiger Mut.

Sie hatte das Gedicht gewiss von ihrem Vater gehört, der 1820 geboren war und es bei seinem Erscheinen 1839 gelernt und sich gemerkt hatte. An diese Strophe dachte ich, als ich mich auf den Weg das Ahrtal abwärts begab. Als jedoch Brummschädel und Haarweh überwunden waren, dachte ich nicht mehr an Simrocks Warnung. Ich fuhr den Rhein hinauf nach Koblenz und von Koblenz die Mosel hinauf nach Trier. Es war ein schlechtes Weinjahr. Der September hatte wenig Sonnenschein gebracht. Der Wein war sauer. Ich hatte lehrreiche Gespräche mit Mitreisenden. Da war einer, der meinte, die Weinbauern freuten sich über den sauren Wein. Das war mir zunächst rätselhaft. Mein Gesprächspartner klärte mich auf: „Das saure Zeug können sie strecken und damit pantschen. Das schmeckt immer noch wie Wein.“ Ein anderer Mitreisender lachte über das neue Weingesetz vom 24. Mai 1901 und seine Ausführungsbestimmungen. Er meinte, dass sehr viele Weinbauern mit den meisten Fälschermethoden noch nicht vertraut waren, das neue Weingesetz fordere aber, dass sein Text in allen Weinkellereien angeschlagen werde. Das Gesetz sei mit seinen ins einzelne gehenden Verboten und Strafdrohungen geradezu eine technische Anleitung zu mannigfaltigen Fälschungen.

Die Bahn folgt den Moselschlingen und Schleifen und verbindet die berühmten Weinlagen: Bullay, Zell, Enkirch, Traben - Trarbach, Cröv, Zeltingen, Berncastel, Kues, Lieser. Vom Zuge aus sah ich die Igel-Säule, die Burg Eltz und die Burg Cochem, die der Eisengroßhändler Ravenné ausbaute. Mit den Moselweinen habe ich mich nicht befreunden können, auch nicht mit den großen und berühmten Marken wie Zeller schwarze Katz, Kröver Nacktarsch, Bernkastler Doktor, Lieserer Niederberg und dgl. Mit den Moselweinen hielten und halten es vorwiegend die Leute, die einen größeren Durst reichlich mit Wein stillen und dazu die Moselweine vorziehen, weil sie angeblich weniger Alkohol enthalten als die Rhein- oder Pfalzweine, als die Bordeaux- oder Burgunderweine. Die Moselweinanhänger nehmen aber mit der größeren Menge, die sie trinken, mehr Alkohol zu sich als die mäßigeren Rhein- und Pfalzweinfreunde. Ich sah manchen Moselweintrinker im sechsten Lebensjahrzehnt in Siechtum verfallen und an unheilbaren Nierenleiden vorzeitig sterben.

Bei meiner Moselfahrt trank ich natürlich auch Moselwein, aber nur in geringen Mengen. In Trier hielt ich mich mehrere Tage auf und beschäftigte mich mit den Resten der Römerzeit. Ein Stich der Porta nigra hing im Zimmer meines Lehrers, des Professors Rudolf Sohm, und hatte immer meine Neugier gereizt. Mein erster Gang war zur Porta nigra, diesem Reste des Kaiserpalastes der Augusta Treverorum, wo Constantius Chlorus (*römischer Kaiser, Vater Konstantins des Großen, gestorben 306 nach Christus*) und einige seiner Nachfolger residierten. Ich besichtigte auch die Reste des Amphitheaters und die Moselbrücke. Bemerkenswert erschien mir die Basilika, die Friedrich Wilhelm IV. wiederherstellen ließ. Zum Wiederaufbau wurden die Mauersteine in den Abmessungen des Altertums gebrannt.

Von Trier fuhr ich am 17. Oktober 1901 weiter bis Luxemburg, das von 1815 bis 1866 deutsche Bundesfestung war und im Jahre 1867 auf Betreiben Napoleons III., der Revanche für Sadowa suchte (*für die 1866 bei Königgrätz verlorene Schlacht der Österreicher und Sachsen; Preußen siegte.*), zum

Gegenstand von Händeln wurde, in denen der Graf Beust, der aus königlich sächsischen in kaiserlich österreichische Dienste übergetreten war, vermittelte. Es kam zu einer Kompromisslösung, die, wie regelmäßig Kompromisslösungen, unvollkommen war. Das Großherzogtum Luxemburg schied aus dem Deutschen Bunde aus und wurde ein unabhängiger Staat, dessen Neutralität die europäischen Großmächte gewährleisteten, blieb aber im Deutschen Zollverein. Diese Regelung führte dazu, dass Preußen am 11. Mai 1867 seine Besatzung aus Luxemburg zurückzog. Aus dem deutschen Zollgebiete schied Luxemburg erst infolge des Ersten Weltkrieges aus. Luxemburg machte mir den Eindruck einer recht stillen Mittelstadt; an der Wirtschaftsblüte des Deutschen Reiches hatte es keinen Anteil. In den Zeitungen war damals ab und zu zu lesen, die Nationalhymne der Luxemburger habe den Kehrreim:

„Mer wolle keene Preißen sin“.

Von Luxemburg fuhr ich nach dem Rheingau. Ich nahm in Assmannshausen Quartier, wanderte bei dichtem Herbstnebel nach dem Niederwald hinauf und hatte das Glück, dass der Nebel sich teilte, als ich oben war. Das Gleiche ereignete sich 1934, als ich mit meiner Frau und unserem Sohne Ivo denselben Ausflug unternahm. Beide Male hatte ich einen wunderbaren Blick über das Rheintal und hinüber nach Bingen und der Nahe. Im Hotel in Assmannshausen weihte mich die alte Wirtin in die Weinkelterei ein. Sie hatte eigene Weinberge und hatte den 1901er bereits gelesen. Er lag in den großen Lagerfässern und sang. Ich kostete Most und Federweißen. In eine Straußwirtschaft kehrte ich nicht ein, weil ich mir davon keine weitere Belehrung versprach.

Am nächsten Morgen wanderte ich nach Rüdesheim. Wir hatten das Lied vom Grafen von Rüdesheim manch liebese Mal gesungen und uns seines Kehrreimes gefreut:

„Und er saß und vergaß in seiner Burg am Rhein
Seinen Schmerz; denn das Herz tröstet Rüdesheimer Wein.“

Diesen Wein musste ich selbstverständlich kosten, wenigstens eine halbe Flasche trank ich zum zweiten Frühstück. Ich nahm den Rheindampfer zur Talfahrt bis Niederlahnstein. Die Bundesländergrenzen waren nicht mehr so fühlbar wie in dem Gedicht Wilhelm Buschs, wo die Kartenspieler von Grenze zu Grenze jeweils wegen der Spielkartensteuer ein anderes Kartenspiel nehmen und das bisherige verstecken mussten.

Das Wetter war schon herbstlich. An Bord waren nicht allzuviel Fahrgäste. Am Loreleyfelsen versuchte der eine oder andere das Echo zu wecken. Das Lied Heinrich Heines sangen sie nicht. In einzelnen Weinbergen waren Arbeiter noch mit der Weinlese beschäftigt. Von Niederlahnstein wanderte ich im Lahntal aufwärts. In Bad Ems war der Kurbetrieb vorüber. Ich sah mich im Städtchen und den Kuranlagen um, weil mein Vater dort einige Male zwischen Frühjahrsbestellung und Ernte wegen seines Lungenleidens die Kur gebraucht hatte, ohne Heilung zu finden. Ich suchte auch die Brunnenpromenade auf und die Stelle, wo der französische Botschafter Graf Benedetti am 13. Juli 1870 den König Wilhelm von Preußen aufsuchte, um im Auftrage Napoleons III. von ihm die Zusicherung zu fordern, dass er dem Prinzen Leopold von Hohenzollern die Einwilligung zur Annahme der spanischen Krone versagen würde, wenn diese Kandidatur wieder auflebe. Dieser Vorgang lag damals nur ein Menschenalter zurück und galt im Hinblick auf den siegreichen Ausgang des Deutsch-Französischen Krieges als glorreiche Handlung des Monarchen, die bei Schulfesten und im Geschichtsunterricht hochgepriesen wurde. Durch nachfolgende geschichtliche Ereignisse war die Begegnung auf der Brunnenpromenade vom 13. Juli 1870 im Jahre 1901 noch nicht überschattet. Im Herbst 1901 hatte ich ganz und gar nicht den Eindruck, dass Ems ein Weltbad sei.

Ich wanderte weiter nach Nassau. Dort suchte ich das Haus, wo Karl Reichsfreiherr vom und zum Stein am 25. Oktober 1757 geboren wurde. Ich verehrte diesen Mann wegen seiner Haltung gegen Napoleon I. und wegen seiner Reformen in den Jahren 1807/08. Mit großem Interesse las ich die Schriften von Ernst Moritz Arndt, der ebenso wie ich eines Gutspächters Sohn war. Seine „Wanderungen und Wandlungen mit dem Reichsfreiherrn von Stein“ hat er freilich nicht unter frischen Eindrücken, sondern erst ein halbes Jahrhundert nach den Ereignissen niedergeschrieben.

Ich wanderte weiter über Diez und Limburg nach Runkel. Dort trank ich Runkeler Roten.

Zu allen Hauptmahlzeiten hatte ich die örtlichen Gewächse getrunken, Heurigen und Firnewein. Als ich in Runkel beim Abendschoppen saß, überkam mich ein Tatterich; meine Hände zitterten plötzlich. Ich beschloss „Hundshaare“ aufzulegen. Ich nahm etwas stärkeren Alkohol zu mir, legte mich bald schlafen und beschloss, am nächsten Tage heimzufahren.

1904: Italien

Im September 1903 nach den Gerichtsferien begutachtete der Vorstand der Anwaltskammer mein Gesuch um Zulassung zur Anwaltschaft, das ich beim Justizministerium in Dresden sogleich nach Bestehen der zweiten juristischen Staatsprüfung eingereicht hatte. Im Oktober 1903 wurde ich beim Amtsgericht und Landgericht Leipzig als Anwalt zugelassen. Zur Zeit der Gerichtsferien 1904 verfügte ich über genug Geld, um ins Ausland zu reisen. Mein Sinn stand nach Italien. Auf dem humanistischen Gymnasium hatte ich mich neun Jahre lang mit der lateinischen Sprache, dem römischen Schrifttum und der römischen Geschichte beschäftigt. Die hohe Kunst der Renaissance, mit der ich mich aus Büchern und Bilderwerken befreundet hatte, lockte mich zunächst nach Florenz und später nach Rom. Mein Sozium Dr. Rudolf Dietsch hatte schulpflichtige Kinder, war also auf den Teil der Gerichtsferien angewiesen, in den die Schulferien fielen, nämlich auf die erste Hälfte. Mir kam die Zeit vom 15. August bis 15. September zu. Ich fuhr das Rhonetal hinauf, durch den Simplontunnel über Novara nach Mortara. In Mortara musste ich umsteigen und eine reichliche Stunde auf den Anschlusszug warten. Ich ließ mir die Speisekarte geben und bestellte mir ein Gericht mit dem mir unbekanntem Namen frittura mista. Das war ein Fleischgericht, das mir wegen seiner würzigen Zubereitung nicht übel schmeckte. Der junge Kellner bot mir noch viele andere Speisen an. Ich entschloss mich zu Käse; den fromaggio Gorgonzola kannte ich aus den Leipziger Feinkostgeschäften und schätzte ihn. Nachdem ich auch diesen verzehrt hatte, war ich gesättigt. Mein Italienisch reichte aber damals noch nicht aus, um dies dem Kellner zu sagen. Als ich mich zu all den leckeren Gerichten, die er aufzählte, ablehnend verhielt, fragte er schließlich: „basta?“ Das war das erlösende Wort, ich wiederholte: „basta“. Wir verstanden uns bestens. Aus meinem kleinen Sprachführer hatte ich gelernt, dass man mit dem Worte „il conto“ andeutet, dass man zahlen will. Die italienischen Zahlwörter hatte ich mir eingepägt. Ich rechnete mit dem Kellner ab und fuhr weiter über Alessandria nach Genua.

Dort stieg ich im Hotel Germania unweit des Hafens ab. In diesem Hotel wohnten mehrere Familien von Offizieren der deutschen Handelsmarine, die auf Linien fuhren, die von Genua ausgingen. Im Bücherschranke meines Vaters hatte ich Andersens Geschichte des Handels gefunden und die Abschnitte über die Handelskriege zwischen den Republiken Genua, Pisa und Venedig gelesen. Die vom Hafen amphitheatralisch aufsteigende Stadt mit ihren prächtigen

Palazzi machte mir einen starken Eindruck. Ich hatte Schillers Fiesko (*Die Verschwörung des Fiesko zu Genua*) gelesen und freute mich, den Palazzo Doria zu finden. Ich geriet auf einen Friedhof und wunderte mich über die neuzeitlichen Bildhauerarbeiten. Bei den Büsten und Standbildern war die neumodische Kleidung bis ins Kleinste fein ausgeführt, z.B. Spitzen, Knopflöcher, Knöpfe u.dgl. Das befremdete mich in einem Lande, dessen Kunst in der Vergangenheit zu größter Blüte gedieh.

In Genua übergab ich die Reisetasche, die mein wesentliches Gepäck enthielt, der Eisenbahn und wies dabei eine Fahrkarte nach Pisa vor. Ich hing mein Ränzelt auf den Rücken und wanderte an der Riviera di Levante entlang über Nervi, Santa Margherita Ligure nach Portofino. Dort kehrte ich ein, um zu Mittag zu essen. An der Wand der Hausflur des Gasthauses hing ein Bild von Friedrich Nietzsche. Als ich davor stehen blieb, sagte der Wirt zu mir: „Fu un gran musico.“ Er mochte irgend etwas vom „Fall Wagner“ gehört haben. Ich entgegnete ihm: „Filosofo!“ worauf er bemerkte: „E morto matto“. Als ich zu essen begehrte, stellte mich der Wirt vor die Wahl: „zuppa o minestra?“ Da ich von der italienischen Küche noch wenig Ahnung hatte, mich aber für die kulinarische Kultur des Landes interessierte, so bestellte ich mir eine minestra, weil mir das Wort noch fremd war. Ich bekam einen Teller Makkaroni und dazu eine Schale mit geriebenem Parmesankäse. Danach verzehrte ich ein Fleischgericht. Da es um die Mittagszeit heiß war, so trank ich Mineralwasser; es war wohl Nocera Umbra. Ich ging nach dem Monte di Portofino und blickte nordwärts und südwärts die Küste entlang und hinaus auf das blaue Ligurische Meer. Im Sonnenschein wanderte ich weiter über Rapallo nach Chiavari, wo die Leute Stuhlsitze aus Stroh flochten. In den mittägigen Stunden begegnete ich keinem Wanderer. Nur ein von Pferden gezogener Omnibus überholte mich. In Sestri Levante blieb ich in einem Hotel, aus dessen erstem Obergeschoss ein Gang zu einem Turm führte, von dem man in das Meer springen konnte. Um mich nach der heißen Wanderung zu erfrischen, kleidete ich mich in meinem Zimmer aus, legte die Badehose an und sprang hinab in das Wasser. Ich geriet in ein Geschling von Tang. Das Wasser war eine laue Brühe. Ich schwamm etwas hinaus, hatte aber keine rechte Freude an dieser Art Seebad.

In Sestri Levante nahm ich am nächsten Tage den Zug nach Pisa und fand dort in der Gepäckausgabe meine Reisetasche. Der Eisenbahner, der sie mir aushändigte, zeigte mir, dass ich sie nicht verschlossen hatte. Ich konnte feststellen, dass darin nicht das geringste fehlte. In Pisa aß ich im Nettuno zu Mittag. Was ich aß, weiß ich nicht mehr. Ich erinnere mich aber, dass es mir ausgezeichnet schmeckte. Auch der Rotwein mit un po di ghiaccio erquickte mich (*mit etwas Eis*). Für den schiefen Turm hatten wir uns schon als Kinder lebhaft interessiert. 1904 konnte man ihn noch besteigen, was ich mir nicht nehmen ließ. Auf dem Campo Santo suchte ich die im Baedeker erwähnten Gräber deutscher Kaiser.

Von Pisa nahm ich den Zug über Empoli nach Florenz. In meinem Abteil saß ein Australier, der kein Wort Italienisch konnte und mit Cook's Tours reiste. Wenn wir auf einer Station gehalten hatten und der Fahrdienstleiter rief: „Partenza“, verstand er „Firenze“, sprang auf, griff nach seinen Koffern im Netz und wollte aussteigen, musste aber jedesmal feststellen, dass wir fuhren. Ich erklärte ihm, dass partenza so viel bedeute wie departure. In Florenz stand an der Bahn ein Mann, dessen Mütze am Stirnstreifen die Inschrift trug „Cook's Tours“. In dessen Obhut fühlte sich der Australier geborgen. Ich suchte die Pensione Onofri in der Via dell' Orivolo auf. Mein Freund Dr. Kühne, der 1903 in Italien war, hatte sie mir empfohlen. Die Pensione war ein einfaches, aber sauberes Fremdenheim, in dem man auf italienische Art recht gut aß. Der Signor Onofri war Versicherungsvertreter. Ich erinnere mich an eine ältere Lehrerin von der scuola

tecnica in Genua und an einen Oberlehrer aus Triest, einen Irredentisten³ mit seiner Frau. Mich nannte Herr Onofri il signore pangermanico, obwohl ich keine alldeutschen Neigungen hegte. Der Triestiner war, wie mir schien, mit dem toskanischen Italienisch weniger vertraut. Er hatte an den Bahnhöfen Schilder gelesen mit der Aufschrift „Uscita“ und fragte Herrn Onofri nach der Bedeutung dieses Wortes. Er wünschte auch zu wissen, was Orivolo (=Orologio) bedeutet, nach dem die Straße heißt. Ein Schweizer Deutscher aus Zürich arbeitete in Bibliotheken an einer wissenschaftlichen Abhandlung. Der lebensjüngste Gast in unserem Kreise war Arthur Monck-Mason. Er stammte aus einer englischen Beamtenfamilie. Sein Vater hatte ihn für die Konsularlaufbahn bestimmt und legte deshalb Wert darauf, dass er sich fremde Sprachen aneigne. Er war mehrere Monate in Hannover gewesen, das im Auslande in dem Rufe stand, das beste Deutsch zu sprechen. Nach Florenz hatte ihn sein Vater von Hannover aus geschickt. In der Pensione Onofri hielt er sich schon mehrere Monate auf und litt augenscheinlich unter Langer Weile. Er besuchte keine Schule, hörte auch keine Vorträge. Ich bemerkte auch nicht, dass er italienische Bücher oder Zeitungen las. An einem der ersten Tage empfahl ihn mir der Signor Onofri als Gesellschafter. Arthur Monck-Mason war sehr zufrieden, dass er etwas aus seiner Tatenlosigkeit erlöst wurde.

Als ich am ersten Morgen an den Frühstückstisch des Fremdenheimes kam, waren meine Stirn und meine Handgelenke von Mücken arg zerstoehen. Die Signora Onofri lächelte und bemerkte: „Le zanzare“. Es war glücklicherweise eine harmlose Mückenart und nicht die malariaübertragende Anopheles. Ich fand nun folgende Tageseinteilung: Am Vormittag besichtigte ich an der Hand des Baedekers und nach dem Studium von Brandi, die Renaissance in Rom und Florenz, sowie von Jakob Burkhardts Cicerone die Sammlungen in den Uffizien und im Palazzo Pitti, die Kirchen, Klöster und Palazzi. Am Mittagessen nahm ich in der Pensione Onofri teil. Während der heißen Mittagszeit ruhte ich in meinem verdunkelten Zimmer. Gegen 16 Uhr ging ich mit Arthur Monck-Mason in eine Pasticceria zu Kaffee und süßem Gebäck und unternahm dann mit ihm einen weiteren Spaziergang. Ab und zu fuhren wir auch mit der Diligenza ein Stück ins Land hinaus, z.B. in die Certosa di Firenze, wo wir mit dem Fra Piere Paolo Freundschaft schlossen und den guten Karthäuserlikör kosteten. In der Diligenza kam es während des Berufsverkehrs auch zu Unterhaltungen mit den mitfahrenden Arbeitern, wobei sich Arthur Monck-Mason als angehender Interpret bewährte. Ich blieb mit ihm mehrere Jahre im Briefwechsel. Das Foreign Office setzte ihn später als Dragoman in der Türkei ein. Er war längere Zeit in Adana in Kleinasien südlich des Taurus in dem Gebiet, das Cicero nach seinem Konsulat als römische Provinz Cilicien verwaltete. 1912 traf ich ihn als Dolmetscher der British Embassy in Pera. Er war damals mit einer Griechin verlobt und heiratete sie im Herbst 1912. Mit meinem Glückwunsch sandte ich ihm einen Meißner Wandteller. In den dreißiger Jahren wurde er, wie ich in den Zeitungen las, als britischer Generalkonsul von einer erregten Volksmenge in Damaskus erschlagen, weil sie den Tod ihres Fürsten dem Britischen Geheimdienst zur Last legten. Ich schrieb damals seiner Witwe nach England einige Beileidszeilen.

1904 lebte es sich sehr gut in Italien. Das Volksleben hatte sein eigenes Gepräge. Die Menschen hatten, was das Ergebnis einer alten Kultur war, sehr angenehme Umgangsformen. Bei uns in Deutschland hatte man das Ausrufen der Waren durch die Straßenhändler gegen Ende des 19. Jahrhunderts abgeschafft. Ich hatte in Leipzig noch gehört, wie die Brezelfrau ausrief: „Warmeweeche!“ oder der Strohändler mit dem Hundegeschirr: „Bettstroh, Bettstroh!“, der Obsthändler mit dem Handwagen:

„Heedelbeern, Heedelbeern,

³ Die Irredenta hielt u.a. das österreichische Triest für einen „unerlösten“ Teil Italiens und forderte dessen Angliederung an Italien.

Wer kann mir das Ding verwehren,
Dass ich schreie Heedelbeern?²“

Den weißen Scheuersand brachte ein Mann mit einem Eseleinspanner zur Stadt und rief: „Der Sandmann ist da!“ Man hielt es in Leipzig für eine kulturelle Errungenschaft, dass die Straßenhändler nicht mehr ausriefen. In Florenz wollten die Rufe nie schweigen. Schon am zeitigen Morgen wurden die Zeitungen ausgerufen. „La Fieramosca, la Fieramosca!“ Die Marktfliege war das Lokalblatt. Auch die großen Mailänder Zeitungen wurden in den Straßen ausgerufen: „il Corriere, il Corriere!“ Trauben und Feigen kamen am Morgen vom Land herein. Vom Morgen bis zum Abend sanken die Feigen im Preise: „Dieci una balanga!“ Das „a“ am Ende wurde sehr lang gezogen. Etwas später am Tage: „Undici una balanga!“ Noch später: „Dodici una balanga!“

Bei einem Besuch im Dom erlebte ich eines Tages, wie ein Geistlicher unter Assistenz eines Chorknaben an einem Nebenaltar eine Messe las und beim Bekreuzigen eine Prise nahm, indem er je beim waagerechten und beim senkrechten Vorüberführen seiner rechten Hand vorm Gesicht das eine Mal das linke, das andere Mal das rechte Nasenloch zur Adsorption eines Pris'chens erreichte. Ob Martin Luther sich daran wohl ebenso erfreut hätte, wie ich mich?

Ich brach von Florenz sehr befriedigt nach der Heimat auf. Den Rückweg nahm ich über den Apennin. In Bologna suchte ich das alte Universitätsgebäude auf, die Stätte, wo die Lehre des römischen Rechtes im 12. und 13. Jahrhundert zu der hohen Blüte gedieh, die sich an die Namen des Glossatoren Irnerius, der quattuor doctores Bulgarus, Martinus, Jacobus und Hugo, ferner an den des Azo und an den des Accursius, des Verfassers der glossa ordinaria, knüpfte (*Glossatoren haben das Recht, also den Corpus Iuris Civilis, mit Glossen, also Anmerkungen, versehen*). Ich sah in den Wänden des engen Hofes eingelassen zahlreiche Wappen deutscher Studenten, die in Bologna das römische Recht studierten. Von Bologna fuhr ich nach Verona, der Hauptstadt Theoderichs (Dietrichs von Bern, *eine Gestalt der deutschen Heldensagen, Bern = Verona*). Dort sah ich die Gräber der Scaliger (*eine norditalienische adlige Familie Scala, 1598 ausgestorben*), insbesondere des Cangrande della Scala (*1291 bis 1329*). Stärkeren Eindruck machten mir die noch vorhandenen Befestigungswerke des Michele Sanmicheli (*italienischer Architekt, 1484 bis 1559, prägte das Spätrenaissance-Stadtbild von Verona*). Ich suchte die Piazza d'herbe auf, den Gemüsemarkt, den Adolf Menzel malte. Von Verona fuhr ich zum Gardasee. In Desenzano ging ich an Bord eines Dampfers und fuhr nach Torbole, das damals noch österreichisch war. Am Nordende des Gardasees nahm ich in dem kristallklaren kühlen Wasser ein erquickendes Bad.

1905: Holland, Belgien und Frankreich

Im Jahre 1905 konnte ich meine Ferienreise nach Holland, Belgien und Frankreich lenken. Ich fuhr bei Emmerich über die Grenze nach den Niederlanden und gelangte nach Amsterdam, das ich wegen des Reichsmuseums aufsuchte. Im Hotel fand ich ein Moskitonetz über meinem Bett, dessen Zweckmäßigkeit mir einleuchtete, sobald ich die kleinen Quälgeister surren hörte. Als ich noch am ersten Abend nach meinem Eintreffen mir das Volksleben in Amsterdam ansehen wollte, geriet ich in einen erstaunlichen Trubel und ein fröhliches Treiben. Viele Menschen waren kostümiert. Am nächsten Tage las ich in den Zeitungen, dass in Amsterdam der Hartjestag stattfand. Ich hatte also das niederländische Volk bei einem Volksfeste erlebt und dabei einen sehr sympathischen Eindruck gewonnen. Der Geist der Bilder von David Teniers Vater und Sohn (*1582 bis 1649 bzw. 1610 bis 1690*), Jan Steen (*1626 bis 1679*), Adriaen Brouwer (*1605 bis 1638, Schüler von Frans Hals*) usw. war lebendig geworden. Im Reichsmuseum fand ich

Rembrandts Nachtwache, dieses hervorragendste aller Doelenstücke, noch vor der Auffrischung seiner Farben. Ich nahm den Eindruck eines ganz großen Kunstwerkes mit.

Von Amsterdam fuhr ich zunächst nach der Insel Marken, die durch die bunten Trachtenbilder bekannt ist, und dann nach der Blumenstadt Harlem, wo ich mich näher mit Frans Hals befreundete. Ich reiste weiter nach Leiden, dem Lugdunum Batavorum. Arglos legte ich mich am Abend in das Bett des sauberen Hotels in dem stillen Städtchen. Am nächsten Morgen wurde ich zu früher Stunde durch ein ungemein rohes Gebrüll geweckt. Ich riss mich rasch entschlossen aus dem Halbschlaf und ging ans Fenster, um zu ergründen, was vorging. Der geräumige Platz vor dem Hause war drangvoll Rinder, Kühen, Färsen, Kälber, Bullen - Leiden hielt Viehmarkt. Der Platz war dafür eingerichtet durch sein festes, leicht zu reinigendes Pflaster und durch eiserne Geländer, woran die Tiere festgebunden wurden. Die Viehhändler und Züchter gingen in der Gaststube des Erdgeschosses ein und aus. Sie trugen die von den holländischen Bildern bekannten Holzschuhe, an denen Kuhfladen klebten. Auf die Dielen der Gaststube war beim Kommen und Gehen eine Schicht von Kuhfladen aufgetragen worden. Auf den Tischen stand das holländische Frühstück bereit, Schalen mit Johannisbeeren und zeitigen Äpfeln und Birnen, Teller mit Edamer und Gaudakäse und Butter. Auf Verlangen trug man Kaffee oder Tee, auch kaltes Fleisch und Eier auf. Ich überzeugte mich auf dem Viehmarkte von dem hohen Stande der Rindviehzucht in der Umgebung von Leiden. Ein Ausflug führte mich in die Dünen von Noordwijk und Katwijk, wo weite Flächen mit bunten Blumen bestanden waren. Von Leiden fuhr ich nach Den Haag, wo mir am Mauritshuys lag⁴. Der Zufall wollte, dass ich in der Nähe des Residenzschlosses auf eine kleine Menschenansammlung stieß, die augenscheinlich auf etwas wartete. Ich lehnte mich in der Nähe an einen Baum und suchte mich aus dem Baedeker über die benachbarten Gebäude zu unterrichten. Ein Mann, der sich da herumtrieb, pirschte sich an mich heran und machte mich darauf aufmerksam, dass mein Rücken etwas Flechtengrün von dem Baumstamm angenommen hatte. Er putzte mich freundlich ab und sagte mir auf holländisch oder plattdeutsch, die Königin werde sogleich ausfahren. Als sie dann in ihrer zweispännigen Equipage kam, belehrte er mich, sie sei es in det wit, also im weißen Kleide. Als die Hofequipage vorüber war und die Menge sich verlor, sagte er mir, in der Nähe wisse er eine Gaststätte, wo man ein gutes Gläschen Port ausschenke. Ich hatte die Beflissenheit des Mannes von vornherein richtig gedeutet und durchaus nicht den Wunsch, in seiner Gesellschaft oder der seiner Kumpane Portwein zu trinken und Kümmelblättchen zu spielen. Ich entzog mich ihm und hatte die Genugtuung, dass ich ihn einige Zeit dem Fremdenfang entzog.

Vom Haag ging ich hinaus nach Scheveningen. Dann fuhr ich weiter nach Rotterdam und betrachtete mir das Hafenleben, das ich viel bedeutender fand als das von Amsterdam. Ich lernte in Rotterdam, was der Überseehandel unter einer seefesten Kiste versteht; ich sah, wie die Kisten mit Seilen oder Ketten umwunden und mit Hilfe der Krane oder Ladebäume durch die Ladeluken in die Schiffe versenkt wurden. In Dordrecht sah ich mir die ortsgeschichtliche Sammlung Oud Dordt an. Ich fuhr weiter mit dem Ziel Antwerpen. Der Zug war sehr wenig besetzt. Ich saß im Abteil allein mit nur einem älteren Manne, der ein Gespräch mit mir begann. Zunächst unterrichtete er mich geographisch. So sagte er mir, als wir über einen Meeresarm auf einer langen Brücke fahren: „Das ist das Hollandske Diep“. Dann erzählte er von seinen Geschäften. Er sprach von solde und occasions. Er hatte in einer Fabrik einen Posten Barchent gekauft, der von Fischchen befallen war. Diesen Barchent hatte er voet staps (wie er steht und liegt) weiterverkauft, ohne dem Käufer etwas von den Fischchen zu sagen. Der Käufer entdeckte das Ungeziefer erst nach der Übernahme und Bezahlung der Ware und verlangte die Rücknahme

⁴ „Das“ Museum von Leiden, ein Gebäude des Architekten Pieter Post, der um 1640 für die Familie Nassau-Oranien tätig war. Es enthält eine Gemäldegalerie, die aus den Sammlungen der Prinzen hervorgegangen ist.

der Ware und die Rückzahlung des Kaufpreises. Das lehnte mein Gesprächspartner ab und ließ es auf die Klage ankommen. Er verlor den Prozess und hielt das Urteil für einen Fehlspruch, weil er doch „voet staps“ verkauft hatte. Im Laufe des Gesprächs zog er bald aus der linken, bald aus der rechten Westentasche eine goldene Taschenuhr. Das tat er so lange, bis ich ihn auf die beiden Uhren hinanredete. Ich hatte in einzelnen holländischen Städten die Unterscheidung von spoortijdt und stadtijdt, von Eisenbahn- und Ortszeit gefunden. Ich fragte deshalb den Reisegefährten, ob die eine Taschenuhr die Ortszeit, die andere die Bahnzeit anzeige. Das verneinte er und fügte hinzu, es handele sich um occasions. Er kaufe bei günstiger Gelegenheit zu billigem Preise goldene Uhren und gebe sie dann mit geringem Nutzen wieder ab. Ich hatte als Referendar am Amtsgericht Leipzig in der Abteilung für Rechtshilfe in Strafsachen Zeugen vernommen, die Opfer von Uhrenneppern geworden waren. Es gab in Leipzig in der Parkstraße einen Uhrenhändler Septimius Dietrich, der die Nepperuhren an die Uhrennepper lieferte. Dieser Händler wurde häufig bei der Staatsanwaltschaft angezeigt, von dieser aber nicht angeklagt, weil er bei dem einzelnen Betrug weder als Gehilfe noch als Anstifter oder Mittäter mitwirkte. Ich fragte meinen Reisegefährten, ob er die Firma, deren Namen ich ihm nannte, kenne und sagte ihm dabei nur, dass sie mit Uhren handele; von Nepperuhren sprach ich nicht ausdrücklich. Er leugnete die Bekanntschaft mit der Leipziger Firma, bemühte sich aber nicht weiter, mit mir ins Geschäft zu kommen. Ich war damals Mitarbeiter an Groß' Archiv für Kriminalanthropologie und Kriminalistik. Ich beschrieb dieses Erlebnis unter der Überschrift: Ein Uhrennepper? Hans Groß bestätigte den kleinen Beitrag auf einer Postkarte, worauf nur stand: „Das war einer!“ Er druckte den Beitrag in seinem Archiv Band 26, 1906, Seite 96 ab.

Zwischen Roosendaal und Essen fuhr ich über die holländisch-belgische Grenze und gelangte nach Antwerpen. Dort interessierte mich das Hafenleben außerordentlich. Ich sah zahlreiche Überseedampfer laden und löschen. Eingehend beschäftigte ich mich mit dem Museum Plantin-Moretus. Im Umgange mit Buchdruckern, Verlegern und Buchhändlern hatte ich in Leipzig meinen Blick für die kunstgewerblichen Leistungen der Schwarzen Kunst geschult und den Sinn für den ästhetischen Genuss entwickelt, den ein schönes Satzbild und eine kunstvolle Drucktype bietet. Ich war 1905 auch unterrichtet über die Organisation der Buchdruckergehilfen im deutschen Buchdruckerverband und den Buchdruckertarif, den der Verband in Lohnkämpfen zustande gebracht hatte. Ich glaubte damals, dass der Tarifvertrag eine neuzeitliche soziale Errungenschaft sei. Im Museum Plantin Moretus fand ich jedoch Tarifverträge sehr hohen Alters, allerdings nur „Budentarife“, also solche, die sich auf nur einen Betrieb beschränkten. Antwerpen ist der Geburtsort und der Sterbeort des Malers Jacob Jordaens (1593-1678). Ich fand dort eine Jordaens-Ausstellung vor, zu der zahlreiche Museen ihren Besitz gesandt hatten. Ich gewann einen Gesamteindruck von dem fleißigen Schaffen und der heiteren Kunst dieses Meisters. Von Antwerpen fuhr ich nach Brüssel. Diese Stadt zeigte in ihren Bauten den alten Wohlstand und in ihrem Leben einen sehr regen Gewerbefleiß. Selbstverständlich suchte ich auch in Brüssel das Bildermuseum auf. Dort fand ich zu meiner Verwunderung noch einen Jordaens, der nicht nach Antwerpen zu der großen Jordaens-Ausstellung ausgeliehen war. In Antwerpen waren Bilder von großen Formaten versammelt, wie z.B. das Bohnenkönigsfest (*Bohnenfest*), der Sater en de vorbiganger usw. Das Bild in Brüssel war demgegenüber recht klein. Es war bezeichnet: St. Ives, Patron des Avocats. Dass die Advokaten ihren Schutzpatron hatten, war mir damals noch unbekannt. Ich suchte in Brüssels Kunst- und Bilderhandlungen nach einer Radierung oder einem Lichtdruck oder einer sonstigen ansprechenden Vervielfältigung, konnte aber nur eine Photographie erwerben, die ich einrahmen ließ und im Sprechzimmer meiner Kanzlei aufhängte. Ich habe mich seitdem mit dem Heiligen Ivo von Helori immer wieder beschäftigt. Zunächst stellte ich fest, dass das Museum in Breslau auch einen Heiligen Ivo von Jakob Jordaens besaß, der mit dem Brüsseler nicht genau übereinstimmte. Die Witwe meines Universitätsfreundes Dr. phil. Kühne geborene Heinze hat mit ihrem Sohn Nordfrankreich

bereist und im Département Côtes du Nord das Grab des Heiligen Ivo aufgesucht. Sie sandte mir eine Bildpostkarte, auf der die Grabinschrift wiedergegeben war:

Sanctus Ivo erat Brito
Advocatus sed non latro
Res miranda populo.

In der Sapienza in Rom, die ich 1933 mit meiner Frau aufsuchte, fanden wir als Altarbild in der Kapelle eine Darstellung des Heiligen Ivo⁵. Mein Pate Christoph Heinerth schrieb unter den Auspicien (*der Leitung*) des Heidelberger Professors Radbruch eine Dissertation über „Die Heiligen und ihr Recht“ (Herder's Verlag in Freiburg im Breisgau). Darin nimmt die Darstellung des Kanonisationsprozesses des Heiligen Ivo den größten Raum ein. Ich schrieb über diese ansprechende Abhandlung ein ausführliches Referat für das Archiv für Rechtspflege in Sachsen, Thüringen und Anhalt (1940 Seite 156ff.)⁶. Wir hatten unseren ältesten, 1923 geborenen Sohn Ivo genannt. Er fiel als stud. jur. am 30. Mai 1944 bei Golaesti unweit Jassy in Rumänien⁷.

Eine sehr beachtliche architektonische Leistung ist das Gerichtsgebäude in Brüssel. Der Architekt hat sich durch assyrische Vorbilder anregen lassen.

Anfang September 1905 fand in Brüssel ein interparlamentarischer Kongress statt. Am 5. September 1905 hatte Präsident Theodore Roosevelt in dem Städtchen Portsmouth im Staate New Hampshire den Frieden zwischen Russland und Japan zustande gebracht. Die Stadt Brüssel war illuminiert. Das gotische Rathaus und das Brothaus zeigten eine Konturenbeleuchtung mit vielen Glühbirnen. Die Neonröhren gabs damals noch nicht. Unter den vielen Menschen, die sich vor dem Rathaus angesammelt hatten, herrschte große Freude. In meinem Gedächtnisse haftete fest ein Ausspruch, den an jenem 5. September 1905 der USA-Senator Barthold tat: „La capitale du monde ce n'est plus Paris, c'est Washington“ (*die Hauptstadt der Welt ist nicht länger Paris, es ist Washington*).

Mein nächstes Ziel war Paris. Durch meinen Vetter Konrad Heerklotz, der in Paris studiert hatte, ließ ich mir ein Quartier empfehlen im Quartier latin: Maison meublée Vetter, rue du Somérard 9. Mr. Vetter war Elsässer und stammte aus dem 1871 an Deutschland abgetretenen Teil des Elsass'. Er hing sehr an seiner Heimat, traute aber Deutschland die bösesten Absichten zu. In einem Gespräch, das er mit mir suchte, meinte er: „L' Allemagne veut écraser la France“ (*Deutschland will Frankreich vernichten*). Er war durch Clemenceau und die anderen Revanchisten (*Boulanger, Déroulède*) beeinflusst. Das Haus war einfach und sauber. In der Nähe lag das Musée Cluny, das ich wiederholt aufsuchte. Ich verwendete viel Zeit auf den Louvre, dessen Reichtum an Kunstwerken ich in vielen Stunden genoss. Einen großen Eindruck hinterließ mir die Venus von Milo, die in Überlebensgröße auf einem hohen Sockel wirkungsvoll aufgestellt war. Die

⁵ Die Sapienza ist eine private Universität in Rom, speziell für Archäologie und Anthropologie, Aldonoro-Platz 5.

⁶ Die Literaturstelle ist z.T. irrtümlich, es handelt sich um den 18. Jahrgang bzw. das Jahr 1941. Aber der Jahrgang 1940 bescherte mir einen besonderen Eindruck: Die Besprechung der Rechtswissenschaftlichen Studie Heft 83: „Die Überwindung der Lehre von der Gewaltenteilung durch die Grundsätze der Führung und Volksgemeinschaft“ von Dr. Hans von Welczek, Verlag Dr. Emil Ebering, Berlin 1940. Der Referent, Oberlandesgerichtsrat Dr. Schilling aus Dresden, schreibt u.a.: „Er gibt zunächst einen kurzen Überblick über die Entwicklung dieses Gedankens und seine Anwendung im Staatsrecht der Vergangenheit und legt dann im einzelnen dar, inwiefern die nationalsozialistische Denkweise und Staatsgestaltung ihn außer Geltung gesetzt hat.“ Die Folgen sind unübersehbar. Das oben genannte Referat von Rudolf Mothes habe ich diesem Band am Ende angefügt.

⁷ An der Ostgrenze, westlich von Kischinjow. - Unfassbar, dass das alles ist, was er von seinem ältesten Sohn in diesen fünf Bänden sagt. Und von dem jüngsten Sohn sagt er nur, dass er mit ihm Cato's „De agri cultura“ las und dass er Lungen-Tbc-krank von der Wehrmacht im April 1945 beimkehrte und durch Hilfe güldengossaer Bauern gut ernährt werden konnte. Vom mittleren Sohn sagt er überhaupt kein Wort.

Bilder und Skulpturen des Louvre sind zeitgeprüft. Durch die seit ihrer Schöpfung vergangenen Zeiträume haben sie ihren Wert bewährt und bewahrt. Ich besuchte auch wiederholt das Musée du Luxembourg und fand dort die Namen zahlreicher Künstler, die mir aus den Bilderzeitschriften und Zeitungen sowie durch Kunstausstellungen, die ich in Dresden, München und Berlin sah, bekannt waren. Für die Beurteilung ihres Dauerwertes war aber der zeitliche Abstand noch nicht gewonnen. Ich suchte die großen öffentlichen Gebäude auf: Die Kirche Notre Dame, bei deren Anblick ich mir die Schilderungen des Romans von Victor Hugo ins Gedächtnis rief (1802 bis 1885; den Roman „Notre Dame de Paris“ schrieb er 1831). Ich hatte ihn als Schüler in einer Reclam-Ausgabe gelesen. Man las in meiner Jugendzeit viel französische Romane und war deshalb mit der Topographie von Paris leidlich vertraut. Ich erinnere mich an Eugène Sue, Les Mystères de Paris (deutsch: Die Geheimnisse von Paris, Expedition in den Sumpf der Unterwelt, Verlag Neues Leben, Berlin 1991), an Alphonse Daudet (1840 bis 1897), Sapho (eine realistische Pariser Sittengeschichte), und andere, die ich im französischen Urtext las. Von Émile Zola (1840 bis 1902) hatte ich Au Bonheur des dames gelesen („Das Paradies der Damen“; z.B. Büchergilde Gutenberg, Frankfurt am Main 1960), nicht aber den Roman Paris aus der Reihe Les Trois Villes.

Eine besondere Freude war mir der Besuch des Palais des Justice, jedoch nicht deshalb, weil dort mancher geschichtlich denkwürdige Prozess, manche cause célèbre et intéressante verhandelt wurde und in der salle des pas perdus die berühmten Mitglieder des Pariser Barreau in den Verhandlungspausen zu wandeln pflegten. All diese Erinnerungen und Eindrücke traten zurück hinter den Besuch der Sainte Chapelle. Ich stieg an einem sonnigen Tage aus dem düsteren unteren Raume auf einer engen Treppe hinauf in die Oberkirche und war bezaubert von den Fluten des Lichtes, die den Raum erfüllten.

Von geschichtlichen Stätten suchte ich auf: Den Quai d'Orsay, das Palais Royal, den Platz la Grève, den Arc de l'Étoile, das Pantheon usw. Ich fuhr auch hinaus nach Versailles und war erstaunt, wie wenig gepflegt das Schloss war. Die Galerie des Glaces, in der am 18. Januar 1871 das neue deutsche Kaisertum proklamiert wurde, überwältigte mich nicht. Das Siècle de Louis XIV. hatte das Schloss und den Park von Versailles einst weithin erglänzen lassen und bei vielen europäischen Residenzen Nachbildungen hervorgerufen (Sanssouci, Wilhelmshöhe, Schönbrunn, Nymphenburg, Pillnitz, Villanow u.a.m.). Ich fand die Anlagen still und verlassen. Politisches Leben zieht dort nur noch zur Zeit der Wahl des Staatspräsidenten ein.

Den Eiffelturm bestieg ich nicht. Ich begnügte mich mit dem äußeren Anblick des 1889 fertig gestellten epochalen Stahlbaues. Im Trocadéro fand ein Kongress der Freidenker statt. Als eines Tages die Sitzung zu Ende ging, sah ich mir die Leute an, die aus dem Trocadéro herauskamen. Nach meinem Eindruck waren es kleinste Kleinbürger und Proletarier. An der Kirche Sacré-Coeur enthüllten sie im Zusammenhang mit ihrem Kongress ein Denkmal eines Freidenkers, der verbrannt worden war⁸.

Auf dem Père la Chaise sah ich mir die Mauer an, wo 1871 die Communards kämpften und bluteten. Ich suchte das berühmte Monument aux Morts auf, das vor einiger Zeit aufgestellt worden war und fand schließlich nach der Angabe im Baedeker das Grab Heinrich Heines. Er hat auf seine künftige Bestattung und sein Grab einige Verse verfasst, die in seinen sämtlichen

⁸ Wahrscheinlich handelt es sich um das Denkmal des Chevalier-de-la-Barre. Es wurde im Zweiten Weltkrieg eingeschmolzen, um Bronze für die Rüstung zu gewinnen. Die linken Stadtverordneten hatten sich 1885 dadurch für die für sie unerwünschte Errichtung der Kirche Sacré-Coeur revanchiert, dass sie den zusammengelegten früheren Straßen des Rosiers und la Fontanelle den Namen rue du Chevalier-de-la-Barre gaben, der ein Opfer kirchlicher Intoleranz geworden war. Er wurde enthauptet, nicht verbrannt. Die Kirche Sacré-Coeur wurde von den französischen Katholiken als Sübnkirche aus Anlass der Niederlage von 1871 gestiftet und 1910 fertiggestellt. 1905, noch während des Baues, wurde der Ärger der Linken unterstrichen durch das Denkmal nahe der Kirche.

Werken unter der Überschrift: „Gedächtnisfeier“ abgedruckt sind:

Keine Messe wird man singen.
Keinen Kadosch⁹ wird man sagen.
Nichts gesagt und nichts gesungen
Wird an meinen Sterbentagen.

Doch vielleicht an solchem Tage,
Wenn das Wetter schön und milde,
Geht spazieren auf Montmartre
Mit Pauline Frau Mathilde.

Mit dem Kranz von Immortellen
Kommt sie, mir das Grab zu schmücken
Und sie seufzet: Pauvre homme!
Feuchte Wehmut in den Blicken....

Heinrich Heine starb am 17. Februar 1856. Seine Frau Mathilde und deren Gesellschafterin Pauline weilten 1905 nicht mehr unter den Lebenden. Also konnte ich im September 1905 auf dem Grabe keinen Kranz von Immortellen mehr finden, womit sie es schmückten. Ich traf an Heines Grab einen anderen Deutschen, dessen Namen und Art ich längst vergaß. Wir offenbarten einander, dass wir nun nach dem Café Anglais am Boulevard des Italiens gehen wollten, dessen Küche und Keller sich laut Baedeker einer europäischen oder gar ökumenischen - oder wie man jetzt sagt globalen - Berühmtheit erfreute. Diese Stätte der französischen kulinarischen Hochkultur ist bald nach dem Ersten Weltkriege eingegangen. Wir aßen dort keine raffinierten und ausgefallenen Gerichte, sondern, soweit mir erinnerlich, eine Spinatplatte und Huhn mit Reis, die beide allerdings ganz hervorragend zubereitet waren. Wir wollten die kulinarische Kultur von Paris gerade an solchen Gerichten erproben. Dazu tranken wir eine Flasche hervorragenden Burgunder von der Art, wie ihn der Franzose purée septembrale nennt. Weder die Speisekarte noch die Weinliste nannten Preise. Diese erfuhr man erst, wenn man vom Zahlkellner l'addition s.v.p. verlangte. Nach meiner Erinnerung waren die Preise erschwinglich.

Theater und Oper hatten noch Sommerferien. Darum sah ich mir die Gebäude nur im Vorübergehen von außen an. Die Gerichtsferien neigten sich dem Ende zu. Ich nahm den Zug und fuhr nach Reims. Die Kathedrale wollte ich mir ansehen. Ich war in der Schule sehr eingehend mit Schillers Jungfrau von Orleans beschäftigt worden. Die Kathedrale galt als eines der Wunderwerke der französischen Frühgotik, des style ogival primaire. Ich war auch hier erstaunt über die Vernachlässigung eines hochbedeutenden Nationalmonuments. Ich sah Ausbesserungen in Zement. Einzelne Wasserspeier am Dachsim waren in Zinkblech ersetzt. Während ich mich mit der Kathedrale beschäftigte, rückte die Zeit zum Mittagessen heran. Ich schaute in den Baedeker und fand: „Hotel Lion d'Or, Küche vorzüglich“. Dieses gelobte Haus war nicht weit von der Kathedrale entfernt. Als Annehmlichkeit empfand ich, dass man im Freien sitzen konnte. Ich setzte mich an einen Tisch und erwartete den Kellner, der unverzüglich erschien und fragte: „Monsieur commande?“ Ich antwortete: „Un déjeuner s.v.p.“ Er forderte mich auf: „S'il vous plaît, par ici, Monsieur!“ Dabei ging er voran und öffnete eine Tür, die ins Innere des Hauses führte. Zu meinem Erstaunen befand ich mich in einem Vorratsraume. Ich sah den Kellner verwundert an und wiederholte ihm, dass ich essen wollte. Darauf zog er ein

⁹ Kaddisch sagen: Jiddisch: Gebet für das Seelenheil eines Verstorbenen im Trauerjahr verrichten. Kaddisch ist ein aramäisches Wort, es bedeutet beilig.

Schleiertuch weg, das über der Tafel lag und wiederholte: „S'il vous plaît, Monsieur!“ Ich verstand und bestellte von den Vorräten, die sich darboten: „Cette truite-ci! Cette cotelette de mouton, de ces haricots verts, cette salade de laitue, de ces pêches et de ces raisin“. Der Kellner fragte noch: „Soupe ou potage?“ (Suppe oder Brühe?) Wir waren rasch einig. Als Getränk bestellte ich mir noch eine halbe Flasche Meix Bas Monopole¹⁰. Ich habe im Goldenen Löwen in Reims mit großem Genuss gegessen und fand den Ruf seiner Küche in dem, was sie mir bot, bestens bewährt.

Im Herbst 1914 sah ich die Kathedrale von Reims durch das Scherenfernrohr und war eines Nachts auf dem Flugplatze bei Reims, um die dort herumliegenden schadhaften Flugzeuge und Flugmotoren zur Verladung nach Deutschland mit aufzusammeln. Im Sommer 1918 war ich in dem Stabe des Kofl 3 aus Anlass des Unternehmens Rs gegen Reims zugeteilt.

Von Reims fuhr ich weiter heimwärts über Verdun und Conflans nach Metz. In Frankreich gabs damals drei Wagenklassen. Ich fuhr in dem Schnellzug zweiter Klasse. Auf jeder der beiden Bänke in den Abteilen zweiter Klasse waren je fünf Plätze vorgesehen. Mein Abteil war von Reims ab nicht übertoll. Auf einer Station nach Reims drängten in das Abteil zwei oder drei Poilus¹¹, obwohl sie augenscheinlich zur Benutzung der zweiten Klasse nicht befugt waren. Der Poilu, der mir gegenüber saß, suchte ein Gespräch mit mir. Er fragte, ob ich Deutscher sei, was ich bejahte. Nun wollte er wissen, ob ich Soldat war. Er meinte: „En Allemagne, la discipline est dure“ (*In Deutschland ist die Disziplin hart*). Ich entgegnete ihm: „On peut la supporter“ (*Man kann ihn aushalten*). Er meinte: „Tout comme chez nous. Qui fait son service et tient sa bouche, peut la supporter“ (*Ganz wie bei uns. Wer seinen Dienst tut und den Mund hält, kann ihn aushalten*). So weit gings ganz gut. Plötzlich fiel meinem Poilu ein, die Sprache auf das körperliche Gebrechen Wilhelms II. zu lenken und zwar in recht taktloser Form. Ich bemerkte: „Je n'ai pas entendu!“ (*Ich habe nicht verstanden*). Mein Poilu verstand diesen Wink nicht, sondern wiederholte seine ungehörige Äußerung. Ich sagte jetzt in einem leicht akzentuierten Tone: „Je n'ai pas entendu!“ Der Poilu verstand immer noch nicht, sondern wiederholte seine Bemerkung lauter und übermütiger als bisher. Jetzt gings mir über die Hutschnur und ich sagte jetzt in recht scharfem Tone: „Je n'ai pas entendu!“ Schrägüber von mir saß auf einem Eckplatz ein älterer Herr, der in eine Lektüre vertieft war. Dieser schlug sich ins Mittel und herrschte den Poilu an: „Er müsse doch merken, dass ich ihn nicht verstehen wolle, seine Äußerungen seien ungehörig. Wenn er in Deutschland reise, würde er gewiss nicht wünschen, dass das französische Staatsoberhaupt geschmäht würde“. Schließlich drohte der ältere Herr, er würde den Poilu bei seinem Regiment melden. Jetzt wurde mein Poilu sehr niedergeschlagen und schwieg eine Weile. Dann reichte er mir die Hand: „Monsieur, excusez-moi, j'ai bu quelques petits verres. Vous ne m'en voulez plus! Je suis sans permission, je serais puni“ (*Mein Herr, entschuldigen Sie mich, ich habe ein paar kleine Gläser getrunken. Sie werden es mir nicht nachtragen! Ich bin ohne Erlaubnis hier und würde bestraft*). Was konnte ich weiter tun? Ich verzieh ihm. In Verdun stieg er und stiegen aus anderen Abteilen viele Urlauber aus.

Jenseits Conflans kam ich wieder auf deutschen Boden.

1906: England

¹⁰ Also einen hervorragenden roten Burgunderwein. Meix Bas ist eine kleine Lage in der Gemeinde Fixin. Côte de Nuits, am Nordrand der Côte d'Or.

¹¹ Von „bebaart“, so wurden in Frankreich die französischen Soldaten zu Zeiten des Ersten Weltkrieg vom Volksmund benannt.

Meine Ferien im Jahre 1906 beschloss ich, in England zu verbringen. Ich schrieb nach Pulsnitz Meißner Seite an Herrn Paul Raupach, den Inhaber der Band- und Gurtfabrik in Firma Schurig-Raupach, und bat um die Anschrift seines Sohnes, meines Freundes Fritz Raupach, der sich zeitweilig von seinem Vater trennte und sich in London Eastern Central Gresham Street als Händler und Handelsvertreter mit hosiery (*Strumpfwaren*) niederließ. Ich schrieb dahin und bat ihn, mir ein Hotelzimmer zu besorgen. Dabei teilte ich ihm mit, an welchem Tage und mit welchem Zuge ich in London eintreffen wolle. Ich fuhr von Leipzig nach Ostende und blieb dort über Nacht, weil ich am Tage über den Kanal fahren wollte, war es doch für mich das erste Mal. Die Zollkontrolle in Dover war rasch überstanden. Am Bahnsteig der Victoria Street Station erwartete mich mein Freund Fritz Raupach. Er geleitete mich nach dem Hotel Bücker am Finsbury Square, einem Commercial Hotel, das der Schwabe Holy leitete. Das Haus war sauber, die Küche recht gut. Ich wohnte während der ganzen Zeit meines Londoner Aufenthaltes dort und nahm auch viele Mahlzeiten dort ein. Es war mir immer eine leckerer Anblick, wenn der Oberkellner von dem großen Braten eine reichliche Schnitte trennte und dabei der blutige Saft herabperlte. Der Braten war half done und schmeckte mir trefflich. Ich schloss bei den Abendmahlzeiten mit einigen Kaufleuten Bekanntschaft. Da war zunächst Herr Krogmann, ein deutscher Staatsangehöriger aus Hamburg, der in Britisch Südafrika Handel getrieben hatte. Der eine oder der andere seiner Stores war während des Burenkrieges zu Schaden gekommen. Herr Krogmann war aus Südafrika nach London gereist, um Ansprüche wegen Kriegssachschaden zu verfolgen. Er stieß damit auf Schwierigkeiten, weil das britische Recht Ausländern grundsätzlich keine Entschädigung für Kriegssachschaden - oder doch nur im Falle der Gegenseitigkeit - gewährte. Mir war das lehrreich. Ich hatte bis 1906 noch keinen Anlass gehabt, mich mit diesem Zweige des Rechts zu beschäftigen. Erst im Oktober 1943 wurde ich als ehrenamtlicher Sachbearbeiter in das Kriegssachschadenamt in Leipzig berufen und stellte fest, dass auch das deutsche Recht dem Ausländer die Entschädigung versagte. Eine Ausnahme machte das deutsche Recht nur in Fällen der Gegenseitigkeit. Außerdem war dem zuständigen deutschen Ministerium die Bewilligung von Ausnahmen vorbehalten. Eine solche Bestimmung galt auch in Großbritannien. Herr Krogmann war um eine solche Ausnahmebewilligung bemüht.

Vor mehreren Jahren war Georg Eissner, ein Vetter meiner Mutter, nach Südafrika ausgewandert. Sein Vater und einer seiner Brüder waren Rechtsanwälte in Pulsnitz, zwei seiner Brüder in Zwickau (Sachsen). Er hatte Landwirtschaft gelernt und hoffte, dass er sich in Südafrika eine Existenz gründen könne. Das war ihm augenscheinlich nicht gelungen. Seit mehreren Jahren hatten seine Geschwister nichts mehr von ihm gehört. In Dresden hatte ich auch bei seinen beiden dort verheirateten Schwestern verkehrt und kannte deren Sehnsucht nach dem verschollenen Bruder. Ich fragte also eines Abends im Hotel Bücker Herrn Krogmann, ob er irgendwo meinem Vetter Georg Eissner begegnete. Er bejahte dies und sagte mir, Georg Eissner habe sich von ihm eine mäßige Summe, die er bezifferte, geliehen, aber heimgezahlt. Als er ihn vor mehreren Jahren sprach, sei er als Aufseher über farbige Arbeiter am Bahnbau zwischen Pretoria und Johannesburg beschäftigt gewesen. Ich schrieb das schleunigst nach Dresden. Die Verwandten nahmen mit diesem Anhalt die Nachforschungen wieder auf, hatten jedoch weder bei Herrn Krogmann, noch beim zuständigen deutschen Konsul Erfolg.

Zu unserer kleinen Tischgesellschaft gehörte ein Weinhändler aus Frankfurt am Main und ein Fabrikant von Papierspitzen, der wohl in Köln beheimatet war. Dazu kam noch ein Holländer, der mit künstlerischen Kohlenkästen und verwandten Waren handelte. Ein wichtiger Gesprächsgegenstand unter diesen Kaufleuten war die bribery, das Schmiergeldwesen. Ich lernte als interessierter Zuhörer aus diesen Gesprächen, dass ohne Schmiergeld kein Geschäft zu machen war. Die Einkäufer (buyer) der großen Firmen sind sehr große Leute gegenüber den Lieferanten, die Waren anbieten. Im Jahre 1906 kannte man noch keinen Warenmangel. Diesen

brachte erst der Erste Weltkrieg mit sich, er kehrte das Verhältnis um. Mit der Warenverknappung wurden die Einkäufer kleine Leute, meist gerieten sie in die Rolle der Bittsteller. Aus Schmiergeldempfängern wurden sie Schmiergeldanbieter. Der Verkäufer, der Ware an Hand hatte, war nun der große Mann. 1906 gab es verschiedene Methoden, dem Einkäufer die Gratifikation zuzuführen. Der Papierspitzenfabrikant lieferte seine Waren für die Torten an das Hotel Cecil und andere bedeutende Gaststätten. Er lud den Einkäufer in ein elegantes Restaurant in London-West ein. Der Holländer lieferte vorwiegend an Warenhäuser; er erhielt von den Einkäufern regelmäßig eine Ansichtskarte mit der Ferienadresse, an die er dann die „üblichen“ Prozente auf den Weg brachte. Wie es der Weinhändler handhabte, habe ich vergessen; auch er konnte ohne bribery die Geschäftsbeziehungen nicht pflegen.

Ein Mundharmonikafabrikant aus dem südlichen Schwarzwald, der nicht zu unserem abendlichen Kreis gehörte, bat mich eines Sonntags, mich begleiten zu dürfen. Er hatte nur Volksschulbildung, war einst von zu Hause weggelaufen und hatte sich mühsam in London durchgeschlagen, dabei aber nichts von den großen Kunst- und Kulturschätzen, die London birgt, kennen gelernt. Mir schien, als wolle er in meiner Gesellschaft nach dem British Museum oder nach der National Gallery gehen. Ich nahm ihn mit und stellte binnen kurzem fest, dass er für Genüsse auf dem Gebiet der bildenden Kunst nicht aufnahmefähig war. Wir gingen lieber spazieren. Er vertraute mir dabei seine Verkaufsmethoden an. Seine Geschäfte machte er fast ausschließlich mit Einzelhändlern (retailers), von denen er eine größere Anzahl am Houndsditch traf. Er hatte das Musizieren mit der Mundharmonika (dem Guschenhobel) zu einer gewissen Virtuosität entwickelt. Kommt er in einem Laden am Houndsditch, so knüpft er ein Verkaufsgespräch an und dann bläst er auf einer Mundharmonika aus seiner väterlichen Fabrik im Schwarzwald die herrlichsten Weisen vor, die dem englischen Käufer selbstverständlich vertraut sind. Er holt aus seiner Mundharmonika heraus, was sie hergibt. Der shopkeeper am Houndsditch schreibt die ausgezeichnete Leistung dem Instrument und nicht dem Bläser zu. Darnach nimmt er aus der Auslage des Ladeninhabers eine Mundharmonika der Konkurrenz und bläst darauf. Natürlich kommen dieselben Weisen auf der Harmonika der Konkurrenz bei weitem nicht so vortrefflich heraus. Mein Schwarzwälder versicherte mir, dass er auf diese Art recht befriedigende Abschlüsse heimbringe. Vom unlauteren Wettbewerb und dem Wesen der Anschwärzung (dénigrement) habe ich mich mit ihm nicht unterhalten. Die Anschauungen über Lauterkeit und Unlauterkeit des Wettbewerbes haben geschwankt. Es gab Zeiten, wo man sehr weitherzig war über das, quod in emtionibus et venditionibus naturaliter concessum est (*was bei Käufen und Verkäufen natürlicherweise erlaubt ist*). Wichtiger erschien mir das Bestechungs- und Schmiergeldproblem. Angeregt durch die abendlichen Unterhaltungen im Hotel Bucker wendete ich mich dem Studium dieses Problems zu. Ich studierte in Büchern die Bestechung als Mittel der auswärtigen Politik und der Kriegführung. Dabei knüpfte ich an das an, was ich auf dem Gymnasium gelernt und gelesen hatte. Tarpeia, Iugurtha, Epaminondas, Palamedes usw. Mit besonderem Interesse beschäftigte ich mich mit Francis Bacon von Verulam. Ich schaffte mir einige englische Werke an, die diesen Mann, seine Schriften und seinen Prozess behandelten. Die Besprechung *Lord Thomas Babington Macaulays (1800 bis 1859, englischer liberaler Politiker und Historiker)* über die sechszehnbändige Bacon-Ausgabe von Basil Montagu, die 1825 bis 1854 in London erschienen war, erwies sich als besonders aufschlussreich (*Francis Bacon, 1561 bis 1626, Staatsmann, Philosoph und Advokat in London, Lordkanzler, Baron of Verulam, Viscount of Saint Albans; er verlor seine öffentlichen Ämter 1621 wegen einer Bestechungsaffäre*). Der ungemein kenntnisreiche englische Historiker geht wegen der sittlichen Beurteilung der Bestechung zurück bis auf Hesiod, Werke und Tage (*griechischer Dichter, um 700 vor Christus, sein „Werke und Tage“ war an seinen Bruder Perses gerichtet, der ihm sein Erbteil vorenthielt*). Ich las die einschlagende Hesiod-Stelle im Urtexte nach. Im griechisch-deutschen Wörterbuch von Jakobitz und Seiler fand ich eine erstaunlich große Zahl von Wörtern und Wendungen, die das Bestechungswesen betreffen. Aristophanes

erwähnt, vielleicht scherzweise, die Dorō (Δωρό) als Göttin des Bestechungswesens (Ritter, *Vers* 529, *also Aristophanes, equ. 529*). Ich trug aus der Literatur ein reiches Material zusammen. Das Schmiergeldwesen, wie es im Wirtschaftsleben zu beobachten ist, ist in der deutschen Rechtsprechung, teils auf dem Boden des Wettbewerbes, teils auf dem Boden des Steuerrechtes, teils auf dem Boden des Dienstvertrages vielfach behandelt. Ich habe darüber dem Leipziger Rechtswahrerbund 1938 einen Vortrag gehalten. Leider sind mir meine Kollektaneen und Ausarbeitungen am 6. April 1945 durch eine amerikanische Fliegerbombe vernichtet worden. Über die Bestechung in Sage und Geschichte des klassischen Altertums sprach ich auf dem literarischen Abend meines Freundes Georg Merseburger wohl im Jahre 1952.

Meinen Freund Fritz Raupach suchte ich in seinem Office an der Gresham Street am Tage nach meiner Ankunft in London auf. Es befand sich im dritten Obergeschoss eines großen Kontorgebäudes und bestand aus zwei Räumen, in die mein Freund mehrere Untermieter aufgenommen hatte. Er machte mich mit ihnen bekannt. An zwei Untermieter hatte er Fensterplätze vermietet. Ein älterer Mann begnügte sich mit dem Platze an einem Stehpulte im Hintergrunde. Es war mir wertvoll, einen solchen Einblick in das Londoner Geschäftsleben zu tun. Als ich einige Jahre später meinen Freund Fritz Lüders gegen die Nyong Rubber Company Ltd. beriet, für die er in Südkamerun eine Kakao- und Kautschukpflanzung geleitet hatte, wollte ich mich über diese Gesellschaft unterrichten. Ich bat meinen Vetter Wolfgang Ledig, der bei der Londoner Handelsvertretung der Leipziger Firma Ernst Kirchner & Co. AG tätig war, nachzusehen, wie die auf den Briefköpfen angegebene Londoner Niederlassung aussah. Meine Vermutung bestätigte sich; die Gesellschaft war Untermieter und begnügte sich mit einem Stehpulte in dem Kontor eines Hauptmieters. Sie hatte von Fritz Lüders unwahre Berichte gefordert, um damit ihre Ein-Pfund-Aktien ins Publikum zu bringen.

Ich widmete mich eifrig den Londoner Kunstsammlungen. Im British Museum sah ich den Stein von Rosette mit der trilinguen Inschrift, den Napoleon I. von seiner ägyptischen Expedition mitbrachte¹². Ich sah auch die Elgin Marbles (Parthenon) und andere Kostbarkeiten¹³. Von den Malern interessierte mich sehr William Turner (1775 bis 1851, *vorniegend Landschafts-Aquarelle*), der damals auf dem europäischen Festlande weniger bekannt war. Sein großes Bild: Snow, Speed and Steam sah ich mir wiederholt an. Der Landschaftler Landseer und der Tiermaler Constable waren mir sympatisch. Die großen Porträtisten Thomas Lawrence (1769 bis 1830), Georg Romney (1734 bis 1802), Thomas Gainsborough (1727 bis 1788) waren uns bekannt. Aus Gewissenhaftigkeit sah ich mir die Bildnisse an, die in der National Portrait Gallery hingen und nahm bleibende Eindrücke mit, insbesondere von Mrs. Siddons (*eine berühmte englische Schauspielerin, 1755 bis 1831*), der Lady Hamilton (*von Romney gemalt*) und dem blue boy.

In einem Lichtspieltheater sah ich einen stummen Schwarzweißfilm, der eine britische Truppenübung auf dem Schlachtfelde von Culloden in der schottischen Grafschaft Inverness zeigte, wo am 16. April 1746 der Herzog von Cumberland über den Stuartprätendenten Karl Eduard (*also die Schotten*) gesiegt hatte.

In die Zeit meiner Anwesenheit in London fiel die boat race Harvard versus Cambridge. Fritz Raupach und ich fuhren hinaus zur Rennstrecke. In der Bahn saß uns gegenüber ein Arbeiter, der, wie er uns anvertraute, als blinder Passagier mitfuhr. Er hielt uns für unbegabt, weil wir

¹² Der Basaltstein von Rosetta, arabisch Raschid, einer Stadt in Ägypten, trägt einen Erlass von Ptolemaios, 203 bis 180 vor Christus, in griechischer, demotischer und Hieroglyphenschrift; er führte zur Entzifferung der Hieroglyphenschrift durch den Ägyptologen Jean François Champollion, 1790 bis 1832.

¹³ Lord Elgin war englischer Gesandter am Osmanenhof; er erwarb 1812 in Griechenland antike Bildwerke, die seit 1816 im Britischen Museum sind und zur Kenntnis der griechischen Kunst in Europa beitrugen.

Fahrkarten gelöst hatten. Draußen an der Themse unterhielten wir uns ganz unbefangen deutsch. Da kam eine ältere Frau, eine geborene Deutsche, auf uns zu und empfahl uns dringend, leise zu sprechen. Sie behauptete, das Londoner Volk sei nicht gut auf die Deutschen zu sprechen. Wir hätten damit zu rechnen, dass man gegen uns tätlich werde. Unbestreitbar gab es damals in England eine gewisse Germanophobie und in Deutschland eine Anglophobie. Diese Empfindungen waren aber noch nicht weit verbreitet und noch gar nicht hitzig. Wir konnten nicht wahrnehmen, dass irgendwer von unserer deutschen Unterhaltung Notiz nahm. Die Leute wendeten ihre Aufmerksamkeit ausschließlich den rudern Mannschaften zu, insbesondere in der Nähe des Ziels (winning post), wo wir uns befanden.

Wir unternahmen einen Ausflug nach Warwick, Oxford, Kenilworth und Stratford on Avon. Wir übernachteten in der kleinen Stadt Leamington in einem Temperance Hotel. Dort lernten wir einen Deutschen kennen, der auf ärztlichen Rat seiner Lunge wegen eine Seefahrt nach Colombo auf Ceylon und zurück unternahm und sich vor der Heimkehr noch einige Tage in England aufhielt. Er schloss sich uns an. An einem schönen sonnigen Sonntag wanderten wir eine längere Strecke. Dabei wurden wir durstig und mussten feststellen, dass in England an Sonntagen die Gastwirtschaften geschlossen waren. Auf gut Glück sprachen wir in einer Gaststätte vor. Der Wirt vernahm uns, woher wir kamen und wie lange wir unterwegs waren. Darauf erklärte er uns für bona fide travellers und gab uns zu trinken. In einem anderen Gasthause, das mit schönen alten englischen Möbeln recht gediegen eingerichtet war und an den Wänden gute Farbradierungen aufgehängt hatte, aßen wir zu Mittag mutton chops. Diese waren eine harte verbruzelte Sache und stachen himmelweit ab von der guten Kost im Hotel Bucker. In Oxford waren Ferien. Trotzdem konnten wir einige Colleges ansehen. Im Christ Church College schienen mir besonders die Bildnisse von John Locke und William Penn bemerkenswert; auf beiden Bildnissen ist vermerkt: He was chased from the college. Sie wurden relegiert von ihren Zeitgenossen. Als in reichlichem zeitlichen Abstand ihre Bedeutung erkannt wurde, haben spätere Geschlechter sie wieder für das College in Anspruch genommen. Zu der Ruine Kenilworth zog uns der Roman von Scott, den wir „im reiferen Alter“ mit starker Anteilnahme lasen („*Kenilworth*“ ist ein Roman von Sir Walter Scott, 1771 bis 1832). Warwick Castle gehörte damals zu den alten und reichen Edelsitzen, die sehr begüterte Familien noch halten konnten. Nach dem Ersten Weltkriege begann der Wandel.

In Stratford on Avon begaben wir uns ins Shakespeare-Haus. Außer uns drei Deutschen waren zur Besichtigung nur drei Damen darin, eine Mutter mit zwei hübschen Töchtern. Fritz Raupach, der Colombofahrer und ich, wir sprachen unbefangen deutsch. Als die Mutter der beiden Mädels uns deutsch reden hörte, erwachten in ihr Erinnerungen. Sie kam auf uns zu und sprach uns deutsch an. Wir, wenigstens ich, machte mich schleunigst an die beiden Mädels heran und musste leider feststellen, dass sie nicht deutsch sprachen. Ich fragte die ältere: „You speak english?“ Obwohl ihre Mutter eine in Deutschland geborene Deutsche war, hatte sie einen ganz ausgesprochenen nordamerikanischen Nationalstolz und entgegnete mir: „I speak United States“.

Am 5. September 1906 wollte ich mit Fritz Raupach meinen Geburtstag feiern. Ich lud ihn auf den Abend ins Hotel Bucker ein. Er kam, ließ sich zwar vom Oberkellner eine der herrlichen Schnitten einer Kalbskeule vorlegen, ließ sich aber von mir zum Essen nicht bewegen. Er hatte seine Tasche voll Gesundheits-Zwieback, den ihm ein Heilpraktiker aus einem Londoner Vororte empfahl. Ich litt damals unter widerwärtigen Nackenfurunkeln. Um diese beneidete mich Fritz Raupach und hielt mir einen Vortrag über weiße Blutkörperchen, den ich weder verstand noch behielt. Nach dem Essen ließ ich eine Flasche Champagner kommen, Veuve Cliquot oder Roederer. Fritz nippte nur an dem Spitzglase und zwang mich so, die ganze Flasche allein auszutrinken. Ich liebte in jenen Jahren eine gute Zigarre. Großbritannien hatte damals schon

eine sehr hohe Tabaksteuer und entsprechenden Zoll. Während in Deutschland eine sehr gute Importzigarre aus der Habanna, Erzeugnis der Fabrik von Bock oder Henry Clay für eine halbe Mark zu haben war, kostete sie in England ein Mehrfaches davon. Aus diesem Grunde rauchten die Engländer in jenen Zeiten die Stummelpfeifen, die man Nasenwärmer nennt. Selbstverständlich verschmähte Fritz Raupach auch die guten Zigarren, die ich für ihn und für mich besorgt hatte. Zu einem Tässchen Mokka ließ er sich schließlich zureden und trank es bon gré mal gré! Den zugehörigen Likör lehnte er ab. Unsere Unterhaltung galt fast ausschließlich Fragen der Gesundheitslehre und der gesundheitsfördernden Ernährung. Erst ein oder zwei Jahre später erfuhr ich, dass er dem Mazdaznan des Dr. Ottomar Zar'adusch Hanisch beigetreten war. Er veranlasste mich, in Leipzig einen Vortrag dieses Apostels anzuhören¹⁴.

Die Heimreise hatte ich über Plymouth geplant. Ich fuhr westwärts mit dem Tea-Train, dem Zuge, in dem nachmittags 5 Uhr für 1 sh Tee verabreicht wird. Ich saß in dem schwachbesetzten Zuge zeitweise allein in meinem Raucherabteil. Wir fuhren lange an einem schmalen Kanal entlang, der still lag. Ich ließ mir sagen, dass die Eisenbahngesellschaften die Kanalaktien kauften, um die Kanäle unbrauchbar zu machen und die für den Wasserweg geeigneten Massengüter gegen höhere Frachten auf dem Schienenwege zu befördern. In der Oberpfalz und in Mittelfranken liegt seit Jahrzehnten der Ludwig-Kanal still und ist verschilft. Einige Stationen vor Exeter stieg ein junger Mann ein und setzte sich mir gegenüber. Er zündete sein Pfeifchen an und vergewisserte sich über meine Staatsangehörigkeit. Als ich mich als Deutschen bekannt hatte, fragte er schroff: „When will the German navy come to fight against England?“ Ich versicherte, dass an derlei niemand in Deutschland denke. Unsere Unterhaltung kam auf keinen harmonischen Ton. Damals wusste ich noch nicht, dass der Großadmiral Alfred von Tirpitz die großen deutschen Schlachtschiffe mit Geschützen bestückte, deren Tragweite hinter den entsprechenden britischen Geschützen bedeutend zurückblieb. Hätte ich das dem Mitreisenden entgegen halten können, so hätte ihn dieser Beweisgrund davon überzeugen müssen, dass die Deutschen keinen Angriff auf die Briten planten. In Exeter stieg der Germanophob aus.

Als der Zug wieder anfuhr, nahm mir gegenüber ein Mann in mittleren Jahren Platz. Zuerst bat er mich sehr höflich, ihm zu gestatten, in dem Abteil Platz zu nehmen. Er erläuterte mir dann, dass er mit seinen Damen in einem Nichtraucherabteil fahre und nach dem Tee ein Pfeifchen liebe. Er stopfte seine kurze Pfeife, brannte sie an und setzte das Gespräch fort. Er sagte mir, dass er down to Plymouth fahre und dort der customs house officer sei. Er fragte mich, wohin ich führe. Ich sagte ihm, dass ich in Plymouth den Dampfer Blücher der Hapag nehmen wolle, um nach Hamburg zu fahren. Er wusste von Amtswegen, dass dieser am nächsten Tage zu erwarten sei. Nun benutzte ich die Gelegenheit, um ihn über die mich befremdende Frage seines Vorgängers zu unterrichten. Er meinte wegwerfend: „That is Newspaper gossip“ und erklärte mir, derlei sei nicht ernst zu nehmen. Der customs house officer leistete mir nicht lange Gesellschaft. Als er sein Pfeifchen geschmaucht hatte, kehrte er in das Nichtraucherabteil zu seinen Damen zurück.

Ich suchte in Plymouth ein großes Hotel auf - es hieß wohl Duke of Cornwall - und wunderte mich über die geschäftliche Stille, die nicht nur in dem Hotel, sondern überhaupt in den three

¹⁴ *Gesprochen masdasnan, aus der altpersischen Zend-Sprache = meisterhaftes Denken. Dr. Hanish lebte 1844 bis 1936 und kleidete die alt-zarathustrische Lehre in die Sprache unseres Jahrhunderts und warb dafür in USA seit 1900. Sein Schüler David Ammann, 1855 bis 1923, kam 1907 von Chicago nach Leipzig, um von hier aus die Mazdaznanlehre auch in Europa zu verbreiten: Bewusste Atmung, rein vegetarische Ernährung, bestimmte gezielte Körperübungen, gesunde, naturgemäße Lebensbedingungen, heile Umwelt, gute Gedanken, gute Worte, gute Taten, Harmonie von Körper, Seele und Geist durch eine den Naturgesetzen entsprechende, bewusste Lebensweise: „Freudigkeit im Herzen“. Die Arbeit wurde in Leipzig fortgesetzt vom Schwiegersohn Ammanns, dem Leipziger Rechtsanwalt Dr. Otto Rauth. Siehe Neuzeitliche Diät- und Lebensschule, Edertal-Bringhausen)*

towns Plymouth, Devonport und Stonehouse, herrschte. Am nächsten Tage kam der Dampfer Blücher. Er warf im Hafenbecken hinter dem breakwater Anker. Fahrgäste und Fracht wurden ihm mit einem Tender zugeführt. Wir fuhren zunächst nach Cherbourg. Von Bord aus machte mir diese Hafenstadt keinen bedeutenden Eindruck. Wir hatten dort nicht lange zu tun, sondern strebten der Meerenge zwischen Calais und Dover zu. Die Nacht brach herein. Nach dem Abendbrot, in dessen Genuss mich keine Seekrankheit störte, legte ich mich bald schlafen. Ich hatte noch den Sonnenuntergang genossen, der das Meer erglänzen ließ wie neue Kupfermünzen mit Stempelglanz. Obwohl ich auf meiner ersten Seefahrt war, schlief ich bald ein. Ich wachte jedoch in der Nacht auf, als die Maschine stoppte und das Nebelhorn ertönte. Wir waren östlich der Meerenge in der Nordsee in sehr dichten Nebel geraten. In Cuxhaven machten wir an der Alten Liebe fest. Ein Sonderzug beförderte uns nach Hamburg.

Die letzten Tage der Gerichtsferien benutzte ich, um nach Pulsnitz zu fahren, wo ich meine Verwandten, insbesondere meine Großmutter, und auf der Meißner Seite bei seiner Bandfabrik den Vater Paul Raupach besuchte. Sein Temperament war unverändert. Er ordnete sofort an, man solle die Flasche Henkell Trocken bringen, die er für seinen Geburtstag, übermorgen, bereit gestellt hatte. „Die Flasche trinke ich heute mit dem Dr. Mothes“. Ich berichtete ihm von seinem Sohne und unserem gemeinsamen Treiben in London und dessen näheren und weiteren Umgebung. Wir unterhielten uns wie üblich auch über Fragen der inneren Politik, insbesondere der Sozialpolitik, und waren auf diesem Gebiete wie stets trotz aller persönlichen Sympathien verschiedener Meinung.

1907: Ostpreußen

Im Jahre 1907 verkürzte ich meine Ferien. Ich beschloss eine Fahrt nach Ostpreußen. Nicht im entferntesten dachte ich daran, dass dieses Land je vom Deutschen Reiche losgerissen werden könne. Ich fuhr von Berlin nach Posen, sah mir dort das schöne Rathaus an und fuhr weiter nach Thorn, wo ich mich nur kurze Zeit aufhielt. Die Reise ging weiter über Strasburg, Neidenburg, Ortelsburg (*Szczytno*) nach Rudczanny. In dem Städtchen Rudczanny (Niedersee), wo sich die Eisenbahn nach Sensburg (*Mragowo*) und nach Johannisburg gabelt, blieb ich über Nacht. Es war ein milder Septemberabend. Ich setzte mich deshalb zum Abendbrot in eine der Buchenlauben vorm Hause. In einer Nachbarlaube hatten sich zwei oder drei Familien von leitenden Angestellten benachbarter Güter getroffen, die sich sehr eingehend darüber unterhielten, welche Beträge dieser und jener namentlich genannter Administrator aus Schmiergeldern, die er von Vieh-, Getreide-, Düngemittel- und Maschinenhändlern erhielt, ansammeln konnte. Sie nannten Namen von Administratoren, die sich schöne Güter kauften. In dem vielgelesenen Roman „Die Barrings“ von (*William von*) Simpson und in dem Nachtrag dazu „Der Enkel“ wird diese Schattenseite der ostpreußischen Landwirtschaft befremdlicherweise nicht behandelt.

An einem Sonntag konnte ich noch den letzten Dampfer des Jahres benutzen, der über den Spirding-See (*den größten der Masurischen Seen, 107 km²*) nach Nikolaiken und Schimonken und nach dem Löwentinsee fuhr. Bis Schimonken, das damals noch nicht Schmidtsdorf hieß, fuhren einige Musiker mit, die in Schimonken zum Tanz aufspielen wollten. Es war ein Dachdecker, ein Maurer und ein Landwirtschaftsgehilfe. Wir hatten an dem etwas trüben Septembertage eine Konzertfahrt wie die Dresdener auf der Elbe.

Das Städtchen Lötzen (*Gizycko*) liegt zwischen dem Löwentin- und dem Kissain-See, der in den Dargainen- und Mauer-See übergeht. Die Feste Boyen sah ich mir nicht an. Ich blieb in Lötzen in einem Gasthaus über Nacht, das sich Hotel nannte. Ich war der einzige Gast am Abend. Der

Wirt war, wie er mir zählte, früher Gutsverwalter gewesen. Er rechnete im Herbst und Winter nur auf geringen Verkehr in seiner Gaststätte. Ostpreußen war als Reisegebiet im wesentlichen nur an der Samländischen Ostseeküste entdeckt: Cranz, Georgenswalde, Palmnicken. Das ostpreußische Binnenland, insbesondere die Seenplatte wurde aus dem inneren Deutschland nur wenig besucht, obwohl die Landschaft ihre besonderen Reize hat.

Ich reiste weiter von Lötzen über Angerburg, Angerapp und Insterburg (*Cernjehowsk*) nach Tilsit (*an der Memel; Sowjetsk*). Von der Bahn aus sah ich stellenweise große Pferdeherden von der ostpreußischen Rasse (Trakehner). In Tilsit schloss Napoleon am 7. Juli 1807 einen Frieden mit Russland und am 9. Juli 1807 einen Frieden mit Preußen. Die monarchistische Propaganda behandelte in bewegten Worten und eindrucksvollen Bildern die Begegnung der Königin Luise mit Napoleon, die am 6. Juli 1807 hier stattfand. Hermann Sudermann (1857 bis 1928) stammte aus der Gegend und besuchte das Gymnasium in Tilsit. Wir sahen als Schüler und Studenten mit Interesse seine Stücke (die Ehre, Sodoms Ende, Heimat, Morituri, Stein unter Steinen). Den Blinden von Syrakus lernte ich erst 1955 kennen und fragte mich, woher Sudermann seine gute Kenntnis vom Verhältnis zwischen einer Besatzungsmacht, den Einwohnern des besetzten Gebietes und den Quislingen hatte¹⁵. Wir lasen auch seine Romane, insbesondere Frau Sorge und Der Katzensteg. Um seiner Romane willen interessierte mich die Landschaft. Von Tilsit gelangte ich nach Memel (*Klaipėda*), wo ich mich zwei Tage aufhielt. Nach der Reichsgrenze fuhr ich nicht, obwohl mich schon mein Vater zwanzig Jahre zuvor den Reim lehrte:

Immersatt und Nimmersatt
Wo das Reich ein Ende hat.

Die örtlichen Zeitungen im Osten hatten einzelne eigenartige Titel. In Graudenz (*polnisch Grudziądz, in Pommerellen an der unteren Weichsel*) erschien „der Gesellige“. In Memel hieß das Lokalblatt „Das Dampfboot“. In dieser Tageszeitung las ich die reizende Geschichte vom Peiser Bullen und der königlich preußischen Oberrechnungskammer in Potsdam: Zur Hafenspektion Pillau (*polnisch Baltijsk*) gehörte die Insel Peise, die vor der Einfahrt ins Frische Haff liegt. Bei dieser Insel lag als Seefahrtszeichen eine besonders große Tonne, für deren jährlichen Schutzanstrich die Hafenspektion Pillau zu sorgen hatte. Bei den Schiffsleuten hieß diese Tonne wegen ihrer ungewöhnlichen Größe „der Peiser Bulle“. Die Hafenspektion beauftragte mit dem Schutzanstrich einen Pillauer Malermeister, der nach getaner Arbeit seine Rechnung einreichte: „Den Peiser Bullen zweimal mit Ölfarbe gestrichen“. Bei Abschluss des Rechnungsjahres sandte die Hafenspektion Pillau ihr Rechnungswesen mit Belegen an die Oberrechnungskammer in Potsdam ein. Von dort erhielt sie die Rückfrage: „Wozu und zu welchem Zwecke hält die Hafenspektion auf Peise einen Bullen? Wozu und zu welchem Zwecke wurde derselbe zweimal mit Ölfarbe gestrichen?“ Wenn diese Geschichte 1907 vielleicht nicht mehr neu war, so ist sie doch gewiss eine der schönsten Blüten des Bürokratismus und verträgt von Zeit zu Zeit eine Auffrischung.

Von Memel nahm ich den Dampfer über das kurische Haff nach Cranzbeek. Es war ein kühler, wolkgiger und windiger Septembertag. Das Haff schlug kurze Wellen. Der flachgehende Haffdampfer stampfte und schlingerte. Es dauerte nicht lange, bis die Mehrzahl der Fahrgäste seekrank war. Wer dazu noch im Stande war, ging an die Reeling, um Aegir zu opfern (*Ägir war ein Riese und Meereshottel der germanischen Mythologie, Vater der Meeresvögel, er bewirtete die Götter*).

¹⁵ „Quislinge“ war im Zweiten Weltkrieg die Bezeichnung für Kollaborateure mit den Deutschen. Der norwegische Offizier und Politiker Vidkun Quisling, 1887 bis 1945, begründete 1933 die norwegische faschistische Partei Nasjonal Samling, trat 1939 in Verbindung mit Nazideutschland und war während der deutschen Besetzung 1942 bis 1945 norwegischer Ministerpräsident. Er wurde wegen Hochverrats hingerichtet.

Anderen brachte die Mannschaft Eimer. Eine seekranke Großmutter, die eine seekranke Enkelin auf dem linken Arm hatte, erinnerte mich an die Essig- und Ölgefäße mit den gekreuzten Flaschenhälsen; der der Essigflasche weist nach links, der der Ölflasche nach rechts. Die Großmutter spie in den Eimer zu ihrer Linken, die Enkelin in den Eimer zur Rechten. Ein älterer Königsberger Kaufmann hatte am Tage zuvor das Jubiläum eines Geschäftsfreundes in Memel mitgefeiert und klagte mir sein Leid über seine Seekrankheit. Er sei schon unzählige Male beim schlechten Wetter über das Haff gefahren. So übel sei es ihm aber noch nie geworden. Mir hat in diesem Falle die Seekrankheit nichts angehabt. Ähnlich ging es einem jungen Kaufmann aus Magdeburg, mit dem ich mich auf der Brücke in der frischen Brise anfreundete. Er reiste für eine Magdeburger - nicht für eine Nordhäuser - Kautabakfirma, die mir bis dahin unbekannt war. Ich war bis dahin der Meinung, dass das Priemen ein Genuss sei, der nur in gewissen Handwerkerkreisen herrsche. Der Handlungsreisende zog ein Pappschächtelchen aus der Tasche, das genau so aussah wie die kleinen Schachteln, worin die Apotheker in den Zeiten, als die Medikamente nicht eingespritzt, sondern durch den Mund (per os) eingenommen wurden, ihre Pülverchen verpackten. Er versicherte mir, dass dies die Packung für höhere Offiziere sei. Diese könnten doch bei Truppenübungen, Besichtigungen und Paraden nicht rauchen; der Tabakgenuss sei ihnen nur in der Form des Priems möglich. Die Aufmachung als Arzneischachtel sei besonders diskret und erfreue sich großer Beliebtheit. Er bestätigte mir ferner, dass vor allem Holzarbeiter den Kautabak bevorzugten, weil das Rauchen, auch in der Form der Pfeife, stets mit Feuergefahr verbunden sei. Auch die Maurer zögen das Priemen dem Rauchen vor. Der Handlungsreisende empfahl mir sein Hotel in Königsberg, in dem ich mit abstieg. Die Pflege der Speisen und Getränke war dort auf löblicher Höhe. Ich freute mich, wie ansprechend der Kellner mir den Cognac Martell servierte. Er brachte auf einem Tablett ein Schnapsgläschen mit dem Cognac, ein großes breites gestieltes Glas, worin ein Brocken Speiseeis lag, und eine leere, mäßig große Glasschale. Er schwenkte den Eisbrocken in dem großen Stielglas, bis sich dessen dünne Wand beschlug, gab den Eisbrocken in die leere Glasschale, entleerte den Cognac aus dem Schnapsgläschen in das große gestielte Glas und schwenkte ihn einige Male herum. Darauf füllte er den Cognac wieder in das Schnapsgläschen und setzte ihn mir vor. Er war vorschriftsmäßig kalt und hatte den richtigen Geschmack.

Von Königsberg fuhr ich über Heiligenbeil (*russisch Mamonowo*), Braunsberg (*polnisch Braniewo, im Ermland*) und Schlobitten nach Elbing (*polnisch Elblag*). In Schlobitten hielt mein Schnellzug. Der Fahrplan war augenscheinlich den Wünschen des Fürsten Dohna angepasst. Dort wartete am Bahnhof ein offener Wagen mit vier Schecken und ein Wirtschaftswagen mit zwei Schecken. In den Wagen mit dem Viergespann stieg ein hochgewachsener Mann à la grande allure. In den Zweispänner trug ein Beifahrer zwei Koffer. Ich hielt den hochgewachsenen Mann für den Fürsten Dohna-Schlobitten. Zu dem 1402 vom Markgrafen Wilhelm von Meißen zerstörten Schloss Dohna (*bei Dresden*) hatten mich im September 1895 die Herbstübungen des XII. (königlich sächsischen) Armeekorps geführt. Von diesem Orte waren die Dohna schließlich nach Ostpreußen gelangt. Nicht weit von Schlobitten lag die Herrschaft Schlodien. Gegenüber dem Schlodiener Grafen Dohna saß ich auf einem Bankett, das der Leipziger Verein für Luftfahrt und Flugwesen aus Anlass einer größeren flugsportlichen Veranstaltung gab. Der Schlodiener Dohna war Rittmeister der Garde du Corps des Königs von Preußen. Wenn ich mich recht erinnere, bestätigte er mir, dass sein Verwandter auf Schlobitten mit vier Schecken zu fahren pflege.

In Braunsberg hatte ich geschwankt, ob ich den Weg über Cadinen nehmen sollte, wo Wilhelm II. aus rotbraun brennendem Steingut von Kunstgewerken Gegenstände, teils mit Silberbeschlag, herstellen ließ. Ich zog den Schnellzug nach Elbing vor.

Über Elbing gelangte ich nach der Marienburg in Westpreußen. Das Hochmeisterschloss war

1877 bis 1902 erneuert worden. Man hatte dabei an Kosten nicht gespart und ein prächtiges Bauwerk als Kulturdenkmal entstehen lassen. Von Marienburg fuhr ich bei Dirschau über die Weichsel nach Danzig. Dort studierte mein Vetter Erich Hase damals Maschinenbau. Unter seiner Führung sah ich mir die Technische Hochschule an. In der Stadt besuchte ich die bedeutenden Gebäude wie Marienkirche, Krantor, natürlich auch den Danziger Lachs, wo das berühmte Danziger Goldwasser hergestellt wurde. In Danzig hat Joseph Freiherr von Eichendorff (1788 bis 1857) als Verwaltungsbeamter gewirkt. Man behauptete, dass die Mühle, von der Eichendorffs Gedicht *Das zerbrochene Ringlein* „In einem kühlen Grunde ...“ handelt, bei Zoppot stehe. Ich unternahm einen Ausflug dahin. Als ich 1924 in meinen Ferien nach Oberschlesien fuhr, um mir das Gut Sacharsowitz anzusehen, das mein Vater in den 60er Jahren des 19. Jahrhunderts nach seiner Rückkehr aus Russland gepachtet hatte, nahm ich Quartier im Hotel Kornblum im Städtchen Peiskretscham. Auch in jener Gegend bezeichnete man eine Mühle als die Stätte, wo Eichendorffs Gedicht spielte. Ich habe 1924 auch diese andere Mühle aufgesucht.

Von Zoppot (*polnisch Sopot*) fuhr ich hinüber nach der Halbinsel Hela über das Putziger Wiek. Dort fand ich die Dünen befestigt durch Anpflanzung von Kiefern und Aussaat von Strandhafer. Nach der umherliegenden Losung nahm ich an, dass sich wilde Kaninchen in größerer Zahl dort ansiedelten. Das Seebad Zoppot wurde in der Zeit, als es zu Preußen und zu Deutschland gehörte, viel von Polen besucht.

Von Danzig (*Gdansk*) fuhr ich über Konitz (*Chojnice*), Schneidemühl, Kreuz, Küstrin (*Kostrzyn*), Berlin heim.

1908: Ostsee und Stockholm

Ich war dem sogenannten grünen Verein, dem Verein für gewerblichen Rechtsschutz und Urheberrecht¹⁶, beigetreten. Dieser Verein stand in Beziehungen zu den entsprechenden Organisationen anderer Länder. Der internationale Verband, der sich mit der Fortbildung der Pariser Verbandsübereinkunft beschäftigte, hatte 1908 einen Kongress für gewerblichen Rechtsschutz nach Stockholm berufen. Ich meldete meine Teilnahme an und verband damit eine kleine Ostseefahrt. Ich fuhr nach der alten Hansestadt Lübeck. Sie war vor wenigen Jahren zur Großstadt geworden, immer noch stolz auf ihre große Geschichte, von der ansehnliche Bauwerke zeugten. Davon machten mir das Holstentor und die Marienkirche den stärksten Eindruck. Die Luftangriffe des Zweiten Weltkrieges haben das bauliche Antlitz der alten Stadt arg zerstört. Bei meinen Gängen durch die Straßen fiel mir die große Zahl der Weinhandlungen auf. Lübeck führte viel französischen Rotwein, insbesondere von Bordeaux, ein und belieferte damit vorzugsweise Ost- und Norddeutschland, wo man den Rotspon ebenso liebte, wie in Oberschlesien den Tokaier und den Ruster aus dem früher ungarischen Burgenlande. In der Umgebung von Lübeck, insbesondere längs der Trave, waren die großen Stapel einer bedeutenden Holzhandlung zu sehen und weiterhin das Hochofenwerk Lübeck. Mit Gedichten Emanuel Geibels, der 1815 in Lübeck geboren wurde und dort 1884 starb, hatte uns unsere Mutter vertraut gemacht (*Wer recht in Freuden wandern will...; Der Mai ist gekommen, die Bäume schlagen aus...*). Wir fanden sie in Theodor Echtermeyers vielfach aufgelegter Auswahl deutscher Gedichte, die wir seit der Schulzeit schätzten. Den Tod des Tiberius bevorzugten die Pennäler immer wieder für die wahlfreie Deklamation. In der Tanzstundenzeit griff mancher bisher rauhe Knabe,

¹⁶ Genauer Titel: „Deutscher Verein für den Schutz des gewerblichen Eigentums“. Er gab eine grüne Zeitschrift heraus: „Gewerblicher Rechtsschutz und Urheberrecht“.

der sich noch unlängst stolz von den Mädchen gerissen hatte, zu Geibels Gedichten. In Lübeck waren auch Heinrich Mann 1871 und Thomas Mann 1875 geboren. Sie waren also meine engeren Zeitgenossen. Ich habe mich weder für den einen noch für den anderen begeistert. Als ich 1908 nach Lübeck kam, hatte ich die 1901 erschienenen Buddenbrooks noch nicht gelesen. Ich stellte in der letzten Zeit fest, dass die Werke vieler Schriftsteller, die einst hochgepriesen und in vielen Werken und hohen Auflagen verbreitet wurden, versunken und vergessen sind. Die Menschen wissen um die Mitte des 20. Jahrhunderts nichts mehr von Marie von Ebner-Eschenbach, Heinrich Seidel, Johannes Trojan, Max Kretzer, August Niemann, Karl Emil Franzos, Georg Ebers, Gregor Samorow (Oskar Meding), Eugenie John (Marlitt), Friedrich Spielhagen, Wilhelm Jensen, Robert Hamerling, Julius Wolff u.a.m. Ich verheiße den Werken der Brüder Mann kein längeres Leben.

Von Lübeck liefen zwei Dampfer gesegneten Alters über Kalmar, Visby und einige andere schwedische Häfen nach Stockholm. Der eine hieß Gauthiod, der andere Swithiod. Ich belegte einen Platz auf dem Gauthiod bis Kalmar. Wir waren schon die Trave hinabgefahren und auf hoher See, als wir mit dem Gong zum Mittagessen gerufen wurden. Im Speiseraum waren auf den Tischen kleine Nationalflaggen aufgestellt: ein Danebrog, ein Union Jack, eine gelbblaue Schwedenflagge, eine schwarzweißrote, wohl auch eine rotblaue norwegische. Die Flaggen forderten die Landsleute auf, sich zusammenzufinden. Wir waren drei Deutsche, außer mir noch der Leiter der Baumwollspinnerei in Zschopau und ein Heizungingenieur aus Dessau, die beide in Geschäften nach Schweden fuhren. Das Ziel des Heizungingenieurs war Sundsvall, das des Spinnereidirektors Norrköping.

Ich ging in Kalmar an Land. Dort fand ich Kalmars Angquarn, die große Dampfmühle der Familie Jeanneson, eine von den großen Mühlen, die im Ostseebereiche das aus Russland ausgeführte Getreide mahlen. Die in diesen Mühlen entstehende „Ostseekleie“ kaufte der Leipziger Großkaufmann Goldschmidt auf und monopolisierte diesen Handelszweig. In Kalmar lernte ich, dass der Schwede zum Kaffee ein Gläschen Schwedenpunsch trinkt, wie der Franzose einen Likör (café au liqueur).

Von Kalmar setzte ich über nach Borgholm auf der Insel Öland und sah mir die große Schlossruine an. Von Borgholm fuhr ich weiter nach Visby auf Gotland. Dort erlebte ich das einzigartige Bild der einstmals mächtigen und reichen Stadt, die als Mittlerin des Ost-Westhandels blühte, aber 1361 von den Dänen zerstört wurde. Die gemauerte Stadtbefestigung steht noch und umschließt in ihrem weiten Raume verhältnismäßig wenig bewohnte Häuser und auffällig viel Kirchenruinen. Ich blieb eine Nacht in Visby. In der Badeanstalt nahm ich ein Ostseebad und stellte dabei fest, dass auf Gotland Männlein und Weiblein ohne jede Badebekleidung ins Wasser gehen. Von Visby fuhr ich weiter nach Stockholm, der schönen nordischen Hauptstadt. Reizvoll war die Fahrt durch die Schären, die großen und kleinen Felseninseln von rotem Gestein mit grünen Bäumen und Sträuchern und farbig gestrichenen Häuschen. In Stockholm nahm ich am Internationalen Kongress für gewerblichen Rechtsschutz teil. Darüber berichtete ich im Sächsischen Archiv für Rechtspflege 1908, Seite 492/4. Ich schloss damals nähere Bekanntschaft mit Dr. Heinrich Dove, der früher im Dienste der Ältesten der Kaufmannschaften in Berlin stand und als Syndikus zur Berliner Industrie- und Handelskammer übertrat; er gehörte als Vertreter der Fortschrittspartei dem Reichstage an. In den Beratungen traten die international angesehenen wissenschaftlichen Bearbeiter des Patentrechtes, des Gebrauchsmuster-, des Warenzeichen- und Wettbewerbrechtes, die Verfasser der großen Handbücher und Gesetzeskommentare und neben ihnen die bedeutenden Patentanwälte aus den Ländern des Pariser Verbandes und die Schutzrechtsbearbeiter der großen Firmen und Verbände hervor. Mit dem Kongress waren die üblichen Festveranstaltungen verbunden. Ich entsinne mich an ein Essen, das die Stockholmer

Rechtsanwaltsorganisation gab. Ich genoss dabei den Vorzug, neben dem Vorsitzenden, Herrn Rechtsanwalt Martin, zu sitzen, der Mitglied des schwedischen Reichstages war. Die Stockholmer Rechtsanwälte beherrschten fast alle die deutsche Sprache.

Wir unterhielten uns über die in Deutschland durch die Herrenhausrede des Frankfurter Oberbürgermeisters Franz Adickes¹⁷ angeregte Bewegung zur Prozessreform. Da ich damals dem Geschäftsausschusse des Deutschen Anwaltvereines angehörte, der sich mit den einschlägenen Gesetzgebungsfragen befasste, konnte ich Herrn Martin mancherlei Auskünfte geben. Ich sandte ihm auch bald darnach meine kleine Schrift über „Die Mängel des Mahnverfahrens“ (Leipzig 1908, Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung Theodor Weicher).

Auf Empfehlung des Herrn Emil Pinkau von der Emil Pinkau & Co. Aktiengesellschaft hatte sich 1907 der Stockholmer Kunstverleger Axel Eliasson an mich gewendet. Er ließ bei der Emil Pinkau & Co. AG bunte Bildpostkarten mit schwedischen und norwegischen Weihnachts- und Neujahrswünschen herstellen, die er in großen Posten an die skandinavischen Einwanderer in Kanada und den Vereinigten Staaten verkaufte. Ich verfolgte für ihn eine Nachahmung seiner Kartenbilder. In Stockholm suchte ich ihn in seinem Kontor auf. Seiner Wochenendeinladung nach seiner Schäre konnte ich wegen der Kongressveranstaltungen nicht folgen.

Zu den Sehenswürdigkeiten Stockholms gehört das Freiluftmuseum auf der Schanze (pa skansen), das ausgezeichnet über Landes- und Volkskunde unterrichtet. Im Tiergarten fand ich das Denkmal des Dichters Karl Michael Bellman (1740 bis 1795). Ich nahm selbstverständlich ein Kurbad, zu dem es auch gehört, dass die Badefrau den Rumpf mit Hobelspänen abreibt und von außen her mit einem starken Strahl kalten Wassers abspritzt.

Nach dem Kongress fuhr ich mit dem Sonderzug nach Malmö-Trelleborg und über Sassnitz heim.

1909: Galizien

Im Jahre 1909 beschäftigten mich mehrere Leipziger Kaufleute, vorwiegend Rauchwarenhändler vom Brühl (Ariowitsch, Dr. Halberstam, Zygoures, Einschlag, dazu der Wirt Görger vom Café français mit ihrer Vertretung gegen die Lemberger Bohrunternehmer Gorgon und Mickiewicz. Die beiden Polen hatten mit der Leipziger Gruppe, die Rechte zur Gewinnung von Naphtha (Erdöl) erworben hatte, einen Bohrvertrag geschlossen und hatten darnach Anspruch auf sogenannte Metergelder, die sie je nach dem Fortschritt in die Tiefe für je ein verrohrtes Meter erhalten sollten. Die beiden Polen schickten Bohrberichte und meldeten stetige Fortschritte. Die Leipziger Kaufleute schöpften Verdacht und stellten die Zahlung der Metergelder ein. Darauf klagten Gorgon und Mickiewicz beim Landgerichte in Leipzig. Die Leipziger Kaufleute wünschten, die Sachlage an Ort und Stelle zu klären und fragten mich, ob ich nach Galizien fahren wolle, um die Sache zu ergründen. Ich erklärte mich dazu bereit, bat aber um einen des Landes und der Sprache kundigen Begleiter. Dieser fand sich in dem Mitverklagten, Rauchwarenkommissionär Josef Einschlag. Dessen Großvater war reinjüdischer Abkunft und in

¹⁷ 1846 bis 1915; Jurist, war Altonaer Oberbürgermeister gewesen, Oberbürgermeister von Frankfurt 1891 bis 1912, wo ihm später selbst die widerstreitenden Sozialdemokraten bescheinigten, dass er Frankfurt aus einer Provinzialstadt mit schlimmstem Kasten- und Spießergeist zu einer bedeutenden Großstadt gemacht habe.

Lancut (*Landsbut, bei Rzeszów in Südostpolen*) Tierarzt gewesen. Er selbst hatte eine Zeitlang das Konservatorium der Musik in Wien besucht, es aber nicht zum Opersänger gebracht. Schließlich hatte er sich in Leipzig als Rauchwarenkommissionär (Handlungsagent für Pelze) niedergelassen und vertrat am Leipziger Platze mehrere auswärtige Rauchwarenfirmer. Der Musik blieb er dadurch treu, dass er als Mitglied des Neuen Leipziger Männergesangvereins fleißig mit übte und in Konzerten als Chorsänger mitwirkte.

Wir freundeten uns rasch an und fuhren zusammen zunächst nach Krakau, wo ich mir selbstverständlich den Wawel ansah (Berg mit prächtigem Renaissanceschloss) und mit Einschlag nach dem Kasimierz (=Friedrich, *polnische Fürsten*) und auf den Kosciuszko-Hügel ging. Wir besichtigten auch gemeinsam das Panorama, das die Schlacht von Raslawice, den Sieg der Polen unter Kosciuszko über die Russen am 4. April 1794 darstellte¹⁸. Wir stiegen in Lancut aus. Dort belebte mein Reisegefährte Jugenderinnerungen und führte mich in das Schloss des Grafen Potocki. Wir reisten weiter nach Przemysl am San, der die Grenze zwischen den Polen und den Ukrainern bildet. Ich lernte die Aussprache dieses Ortsnamens (Pchemysch), bei der sich kein Mensch die Zunge zerbricht. In Przemysl, dessen sprachlicher Sinn gleichbedeutend mit Prometheus ist, erlebten wir die Fronleichnamsprozession, wozu auch die Bergbauern (Guralen) in ihren wunderschönen Trachten erschienen waren. Die ursprünglich religiöse Veranstaltung gab sich als monarchistische Kundgebung. Die Prozession schritt langsam über die 12 Kreuzwegstationen, im Mittelpunkt stand aber die Garnison mit dem Garnisonältesten an der Spitze. An den einzelnen Kreuzwegstationen wurde eine Ehrensalue gefeuert. Die Prozession bewegte sich auf den Garnisonältesten zu, der in Paradeuniform mit seiner Suite als Ziel der Prozession auf erhöhtem Posten stand.

Von Przemysl fuhren wir nach Lemberg (Lwow), das seinen Namen von einem Fürsten Leo hat, während das Land Galizien nach der Stadt Halicz heißt. Lemberg war 1909 schon eine moderne Großstadt¹⁹. Dass sich Polen und Ukrainer um sie stritten, trat damals öffentlich noch nicht in die Erscheinung. Josef Einschlag führte mich in eine Gaststätte mit sehr guter polnischer Küche; dort aß ich Barszcz und Bigos. Wir suchten auch eine Speisewirtschaft mit koscherer Bewirtung auf. Deren Hauptkennzeichen ist nicht die Art der Zubereitung oder die Würze der Speisen, sondern das Schächten der Schlachttiere und die Trennung des Geschirrs nach Milch- und Fleischspeisen. Ich entsinne mich, dass ich in der Speisewirtschaft von Naftala Töpfer Zrazy mit Kasza aß, was recht gut schmeckte. Landesüblich war eine pikante Vorspeise, die man in Frankreich hors d' oeuvres, in Schweden smorgasbröd, in Russland Sakuska nennt; die Baltendeutschen sagten Vorschnack. Dazu trank man, um die Absonderung des Magensaftes anzuregen, ein Gläschen Branntwein.

Von Lemberg fuhren wir südwärts und kamen über Nowe Miasto, wo der Zugführer ausrief: „Nowe Miasto - Stara chalupa“ (Neue Stadt - alte Bude), nach Dobromil (*also westwärts; heute ukrainisch*). Dort lag der Bahnhof weit außerhalb des Ortes. Am Bahnhof hielt eine Anzahl Einspänner, recht alte offene Kutschwagen mit mageren Gäulen; die jüdischen Kutscher waren gleichfalls mager. Wir charterten eines dieser Fahrzeuge und trugen dem Führer auf, uns nach

¹⁸ *Tadeusz Kosciuszko, 1746 bis 1817, polnischer Feldherr und Freiheitskämpfer, nahm am amerikanischen Unabhängigkeitskrieg 1776 bis 1783 teil, siegte 1792 als polnischer General über die Russen bei Dubienka, war 1794 Führer des letzten polnischen Aufstandes nach den 3 polnischen Teilungen, nach Anfangserfolgen wurde er von den Russen bei Maciejowice geschlagen und gefangen genommen, 1796 freigelassen, lebte dann im Ausland.*

¹⁹ *Diese Stadt, Mittelpunkt Galiziens, wurde um 1250 von dem Fürsten von Halicz als Residenz gegründet, erhielt noch im 14. Jahrhundert deutsches Stadtrecht, fiel 1340 an Polen und wurde Hauptstadt der polnischen Ukraine, war 1772 bis 1918 österreichisch und Hauptstadt Galiziens, 1919 bis 1939 wieder polnisch, 1939 bis 1941 von der Sowjetunion besetzt, 1941 bis 1944 von Deutschland besetzt, wurde 1945 von Polen an die Sowjetunion „abgetreten“ und ist seit dem Zerfall der Sowjetunion ukrainisch.*

dem „Hotel“ im Städtchen zu bringen. Er hielt vor einem Hause, das sich in einer Inschrift als Hotel bezeichnete. Am Fenster des Erdgeschosses neben dem Eingange saß ein wohlgenährter Jude, der mit dem Gebetriemen hantierte und uns ohne Eifer begrüßte. Im Hintergrunde der Hausflur war die Küche. Eine ältere Jüdin, die sich als Wirtin zu erkennen gab, nahm vom Herde ihre Perücke und stülpte sie auf ihr kahles Haupt. Danach begrüßte sie uns. Mein Reisegefährte Josef Einschlag fragte nach Zimmern für ein Nachtquartier. Die Wirtin führte uns in „das“ Fremdenzimmer, worin zwei sauber bezogene Betten standen und ein Waschtisch. Mir machte man eine zweite Waschgelegenheit zurecht, indem man ein Waschbecken und eine Seifenschale auf einen Stuhl neben das mir zugedachte Bett stellte. Die Wirtin bot uns als Abendessen ein gebratenes Fleischgericht an, das wir uns auftragen ließen. Ich konnte ihm jedoch nicht recht zusprechen, weil mir immer das Bild vor Augen stand, wie die Wirtin ihre Perücke vom Herd nahm und aufsetzte. Ich fand also in dem Braten nicht bloß ein Haar, sondern eine ganze Perücke. Herr Einschlag machte eine Gaststätte ausfindig, wo es eine leidlich reichhaltige Speisekarte und ein gutgepflegtes Bier gab. Dort konnte ich ohne Zwangsvorstellungen meinen Hunger und meinen Durst stillen. Herr Einschlag erläuterte mir die rituelle Bedeutung des Gebetriemens und unterrichtete mich über die Bewandtnis, die es mit der Perücke hatte. Die strenggläubigen Juden lassen die Frauen bei der Eheschließung scheren und erlauben ihnen, Perücken zu tragen. Die Perücke ist also bei den Ostjuden das Zeichen der verheirateten Frau wie der Ring am Goldfinger der rechten Hand im Abendlande das Abzeichen der verheirateten Frau ist. Wir verbrachten die Nacht in dem Fremdenzimmer unseres orthodoxen „Hotels“. Zur Ehre unseres Wirtes und zur Ehre seiner Frau muss ich feststellen, dass mich in dieser Nacht keine Wanze stach und auch kein Floh biss. Auch mein Reisegefährte Einschlag klagte nicht über den nächtlichen Besuch von Ungeziefer.

Am nächsten Tage suchten wir das Büro eines Advokaten auf, um uns über die Naphthabücher und einige einschlagende Fragen des örtlichen Rechts zu unterrichten. Dass das Bürgerliche Gesetzbuch für das Kaisertum Oesterreich in Galizien galt, war mir bekannt. Ich besaß eine Textausgabe dieses Gesetzes und konnte die Erläuterungsbücher dazu und seine wissenschaftlichen Bearbeitungen auf der Reichsgerichtsbibliothek in Leipzig benutzen. Zu meiner Überraschung war der Advokat nicht Jude, auch nicht Pole, sondern von Nationalität Ruthene (Ukrainer). Er sprach ein einwandfreies Deutsch und flößte mir Vertrauen ein, so dass ich in der Folgezeit kein Bedenken trug, ihn im Laufe des Rechtsstreites bei Bedarf in Anspruch zu nehmen. Er erläuterte uns, auf welchem Wege wir von Dobromil nach Prinzentäl, der deutschen Gemeinde, gelangen konnten, auf deren Flur die Leipziger Gruppe ihre Naphtharechte hatte. Wir fuhren noch eine Strecke mit der Bahn und übernachteten in einem größeren Dorfe bei einem Juden. Bei diesem speisten wir an der table d'hote, d.h. wir aßen gemeinsam mit der jüdischen Familie zu Abend. Die Frau Wirtin hatte Kartoffelpuffer gebacken. Herr Einschlag und ich, wir bekamen richtige Bestecke dazu. Unser Wirt zog aber sein Taschenmesser heraus und erläuterte uns, das er über kein weiteres „Milchmesser“ verfüge. Ich hörte dieses Wort zum ersten Male und ließ es mir deshalb erklären. Nach den Speisegesetzen der strenggläubigen Juden wird scharf geschieden zwischen Milchspeisen und Fleischspeisen. Das für Milchspeisen bestimmte und benutzte Geschirr darf nicht für Fleischspeisen benutzt werden und umgekehrt. Ich hörte später im Anwaltszimmer des Landgerichts in Leipzig von dem Rechtsstreite, den ein strenggläubiger Jude gegen einen Hausgenossen führte, dem er zur Hochzeit seiner Tochter ein Meißner Tafelgeschirr mit Rosenmuster geliehen hatte. Bei dem Hochzeitsschmause war Fleisch- und Milchgeschirr nicht gewissenhaft geschieden worden. Für den strenggläubigen Juden war nun das ganze Tafelservice entwertet. Zur koscheren Beköstigung gehört nicht nur das Schächten der Schlachttiere, sondern auch das peinliche Scheiden von Fleisch- und Milchgeschirr²⁰.

²⁰ *Schächten ist das betäubungslose Schlachten von Tieren nach den Vorschriften der orthodoxen Juden. Mit einem breiten, langen,*

Bemerkenswert waren die Gespräche, mit denen uns unser Wirt unterhielt. Er war erfahren im Vinkulationsgeschäft und wusste, wie man es zu betrügerischen Machenschaften benutzt²¹. In Galizien schien nach seinen Erzählungen die Eisenbahnhaftpflicht und die gewerbliche Unfallversicherung noch sehr unvollkommen zu sein. Er stellte uns seine Gerissenheit in ein helles Licht, indem er uns darlegte, welche Vorteile er zu erlangen verstehe, wenn er die Opfer von Unfällen berate und ihren Verkehr mit den Advokaten vermittele. Ich hatte den Eindruck, dass er mit seiner Gerissenheit etwas prahle und pranze und die Dinge nicht ganz so schlimm sein könnten, wie er sie darstellte (*pranzen ist ostmitteldeutsch für prahlen, angeben*). Interessant war, was er von seinen jüdischen Verwandten und Bekannten berichtete. Für diese schien mir eine Zugstraße zu bestehen, die entweder über Wien oder über Breslau und Berlin nach London und weiter nach New York führte. Der Drang trieb die Galizianer nach Westen. Unter seinen Leuten im Westen erwähnte er Musiker, Journalisten, Handelsleute, aber auch Schneider in Ostlondon. Die Betten, die uns als Nachtlager geboten wurden, waren einwandfrei sauber, frisch bezogen und frei von Ungeziefer. Am nächsten Morgen brachte uns unser Wirt auf den Weg nach Prinzentäl. Unterwegs kamen wir durch ein großes und volkreiches Dorf mit einer *glówna propinacya*, einem Hauptausschank. Uns hungerte; wir beschlossen einzukehren. In dem großen Gasthaus war keine Menschenseele zu finden. Es war ein langes Gebäude mit breiten Ein- bzw. Ausfahrten an den Giebeln. Im Innern des Hauses konnten viele der schmalen Bauernwagen untergebracht werden. Am Südgiebel waren zu beiden Seiten des Torweges Wohnräume, auch eine Küche. Auch in diesen Wohnräumen hielt sich kein Mensch auf. Da die Türen alle offen standen, hatten sich die Hühner hereingefunden und saßen auf Tischen und Stühlen. Hunger und Durst veranlassten uns zur Geduld. Schließlich erschien der jüdische Gastwirt und fand sich bereit, uns aufzutragen, was in seinen Kräften stand: Ein ausgezeichnetes frisches Roggenbrot, frische Bauernbutter, einige weiche Eier und einige Flaschen guten Bieres. Er brachte alles auf einem blechernen Tablett und dazu für uns beide nur ein Messer. Herr Einschlag forderte ein zweites Messer an. Der Wirt der *glówna propinacya* bedauerte: Milchmesser haben wir nur eines!“ Wir ließen uns das Frühstück munden und kamen mit einem Messer zurecht.

Wir gelangten nach Prinzentäl und wendeten uns dort an den Gemeindevorsteher. Der Ort war eine deutsche Siedlung. Wir konnten uns mit den Bauern leicht verständigen und fanden sofort ihr Vertrauen. Sie hatten alle deutsche Familiennamen bis auf einen, der aus einem ruthenischen Dorfe in Prinzentäl eingeheiratet hatte und nun auch deutsch sprach. Die Bauern führten uns an die Bohrstelle. Dort stand eine Lokomobile, wie man sie damals bei den Dampfdreschmaschinen verwandte. Diese Lokomobile hatte einen Riss in ihrem Rumpfe und war, wie uns die Bauern versicherten, niemals gefeuert worden. Gorgon und Mickiewicz hatten das Bohren im Handbetrieb begonnen und waren damit nicht weit gekommen. Trotzdem hatten sie kühnlich Bohrberichte auf geduldiges Papier geschrieben und nach Leipzig geschickt. Als die Leipziger Kaufleute diesen Bohrberichten misstrauten und nicht weiter zahlten, hatten Gorgon und Mickiewicz die Bohrstelle verlassen, ihre schadhafte Lokomobile jedoch nicht mitgenommen. Das Landgericht Leipzig wies die Klage der Bohrunternehmer ab. Diese legten Berufung ein. Als der Erste Weltkrieg ausbrach, war das Verfahren beim Oberlandesgericht in Dresden anhängig. Nach dem Ende des Ersten Weltkrieges war das Schicksal des von Ruthenen (Ukrainern) bewohnten Ostgalizien eine Zeitlang unbestimmt. Dass es aus dem österreichischen Staatsverband und damit aus den völkerrechtlichen Beziehungen zwischen Deutschland und Österreich gelöst war, stand fest. Die Großmächte entschlossen sich längere Zeit noch nicht dazu, Ostgalizien der Republik Polen zuzuteilen. Diesen Zwischenzustand benutzte ich, um von

sorgfältig geschärften Messer wird der Hals des gefesselten, niedergeschnürten Tieres bis zur Wirbelsäule durchschnitten.

²¹ Lateinisch *vinculum* bedeutet Fessel, der Plural *vinculi* Gefängnis. Vinkulierte Aktien sind Namensaktien, deren Übertragung an die Zustimmung der Aktiengesellschaft gebunden ist. Sie sind also außer Kurs gesetzt. Devinkulierung ist die Aufhebung der Außerkurssetzung.

den in Lemberg wohnenden Bohrunternehmern gemäß § 110 ZPO Sicherheitsleistung wegen der Prozesskosten zu fordern. Sie waren im Sinne dieser Gesetzesvorschrift „Angehörige eines fremden Staates“ oder Staatenlose geworden. Gegenüber dem Versuche der Kläger, das Verfahren fortzusetzen, schützte ich nun noch in der Berufungsinstanz gemäß § 274 ZPO Absatz 2 Ziffer 5 die Einrede der mangelnden Sicherheit für die Prozesskosten vor. Obwohl schon 1908 beim Landgerichte in Leipzig zur Hauptsache verhandelt worden war, beachtete 1920 das Oberlandesgericht in Dresden die neu vorgeschützte prozesshindernde Einrede und wies die Klage der Bohrunternehmer ab. Nach meiner Erinnerung schickte ich das Urteil zum Abdruck an Seufferts Archiv.

Von Prinzenthal aus traten wir die Rückreise an. In Waldenburg im niederschlesischen Steinkohlengebiet machten wir Station und sahen uns Charlottenbrunn an, wo ein sehr stattliches Kurhaus gebaut worden war. Von einer Besichtigung des nahen Görbersdorf, wo Dr. Brehmer 1855 eine der ersten Lungenheilstätten ins Leben rief, sahen wir ab.

In Leipzig rüstete man die Fünfhundertjahrfeier der Universität.

1909: Nordmeer-Kreuzfahrt

Die Geschäftsreise nach Galizien kostete nur eine knappe Woche. Mich zogs wieder einmal aufs Wasser. 1906 war ich durch den Ärmelkanal und die Nordsee nach Cuxhaven, 1907 über die ostpreußischen Seen und über das Kurische Haff, 1908 von Lübeck über Kalmar und Visby nach Stockholm über die Ostsee gefahren. Die Hapag (Hamburg-Amerikanische Paketfahrt-Aktiengesellschaft, später kurz Hamburg-Amerika-Linie genannt), erfreute sich in den Vereinigten Staaten großer Beliebtheit. Sie hatte die Beförderung von Auswanderern zu einem großen Geschäft entwickelt und dadurch die Mittel gewonnen, um elegante Personendampfer zu bauen, die von den Nordamerikanern sehr gern für den European trip benutzt wurden. Die Hapag führte mit einzelnen nicht allzu großen Dampfern Vergnügungsreisen aus. Die Oceana, ein Dampfer von etwa 8.000 Tonnen Verdrang, fuhr im Sommer ins Nordland, zu anderen Jahreszeiten nach den Antillen. Ich studierte die Schifffahrtspläne nach Island und fand einen wöchentlichen Schiffsverkehr von Kopenhagen nach Reykjavik. Das sprach mich weniger an. Die Hapag stellte eine weitgreifende Fahrt in Aussicht. Ich belegte einen Platz auf der Oceana zur Nordlandfahrt. Am Tage vor der Ausreise sammelten sich die etwa 300 Fahrtteilnehmer in Hamburger Fremdenhöfen. Sie sahen am Abend den damals sehr beliebten Schauspieler Giampietro in einem der an Situationskomik reichen Lustspiele oder besuchten Gaststätten an der Reeperbahn. Am Aufbruchstage nahm ein Hapagsonderzug die Fahrtteilnehmer auf und brachte sie nach Cuxhaven, wo wir uns einschifften. Die Koffer, deren Abmessungen nach oben begrenzt waren, wurden in den Kabinen verstaut, die man der Amerikaner wegen Stateroom nannte. Größere Koffer, insbesondere die Mädler-Schränkkoffer barg man im Holt. Von Cuxhaven gings in die Nordsee, die bald kurze Wellen schlug und in den Anfälligen die Vorboten der Seekrankheit auslöste. Man hatte Gelegenheit, sich unter den Mitreisenden umzusehen. Die Hapag druckte an Bord ein Namensverzeichnis und legte es jedem Reisetilnehmer auf seinen Tischplatz. Die Tischordnung war festgestellt; an ihr hielt man die ganze Fahrtdauer fest. Von meinen Tischgenossen ist mir nur noch ein alter jüdischer Ingenieur erinnerlich, der mir seine Besuchskarte gab. Darauf war er als Aufsichtsratsvorsitzender der Lemberg-Czernowitzer Eisenbahn-Aktiengesellschaft bezeichnet. Wie er mir versicherte, hatte er beim Bau dieser Bahnlinie in leitender Stellung mitgearbeitet. Er reiste allein, war nach meiner Schätzung über 70 Jahre alt und wurde von der Seekrankheit nicht angefochten. An unserem Tische saß auch noch der Beleuchtungsinspektor des Theaters in Frankfurt am Main mit seiner Frau, der in

Charlottenburg an der Technischen Hochschule studiert hatte und mir bei gelegentlichen Unterhaltungen einen Einblick in seine Tätigkeit erschloss. An die anderen Tischgenossen erinnere ich mich nicht mehr. Das Teilnehmerverzeichnis wies über 300 Amerikaner aus, einige wenige Engländer, darunter einen, der jedem mitteilte, er gehöre zum Roman-Catholic Branch of the English Church.

Wir waren unser nur wenige Deutsche. Ich kannte von ihnen gut den Rechtsanwalt Mager aus Leipzig, einen geborenen Lausitzer, wie ja schon sein Name erkennen ließ. Ihm machte die Seekrankheit schwer zu schaffen, er lag deshalb viel in seiner Kabine. Im Verlaufe der Reise wurde ich mit dem Chemieprofessor Carl Liebermann (1842 bis 1914), dem Schöpfer des künstlichen Alizarins, bekannt, der damals wohl 67 Jahre alt war²². Wir hielten in unseren Liegestühlen in freundnachbarlicher Unterhaltung oft unsere Siesta. Er erzählte mir dabei gelegentlich von seinem Bruder, dem Maler Max Liebermann (1847 bis 1935). Unter den Deutschen an Bord war auch der General von Braunschweig mit seiner Frau. Er war Kommandierender General des IV. königlich preußischen Armeekorps in Magdeburg gewesen und kürzlich in den Ruhestand getreten. Wir trafen uns bei Gängen um das Promenadendeck. Exzellenz von Braunschweig war während seiner langen Dienstzeit nicht aus den Grenzen Deutschlands herausgekommen und genoss mit seiner Frau die Fahrt über einen beträchtlichen Teil der nördlichen Halbkugel.

Wir nahmen den Kurs auf Leith, den Hafen von Edinburg. Die große Brücke über den Firth of Forth, die vor 20 Jahren fertig gestellt war, machte uns immer noch den Eindruck eines sehr bedeutenden Bauwerkes. Wir sahen uns Edinburg an und fuhren in Omnibussen über Glasgow nach dem Loch Lomond, wo wir mit sehr wenig leckeren Sandwiches verpflegt wurden. Das vielgepriesene schottische Hochland, das wir bei dieser Fahrt kennen lernten, erhebt sich an landschaftlicher Schönheit oder Anmut durchaus nicht über unsere deutschen Mittelgebirge. Irgendwo auf der Schottlandfahrt sahen wir auch einige Häupter Highland Cattle, also die Rinderrasse, die manche Eigenheiten des europäischen Wildrindes behielt. Bei der Schottlandfahrt hatten Dr. Mager und ich uns in demselben Omnibus zusammengefunden. Dr. Mager verstand und sprach kein Englisch. Als wir vom Loch Lomond aufbrachen und nun wieder einige Reisende auf die Imperiale steigen mussten (*das Wagendach*), rief einer der Omnibusfahrer einem der Hotelangestellten zu: „Bring a ladder!“ Dr. Mager freute sich ungemein über dies verständliche Englisch. Bei uns in Obersachsen, auch in der Lausitz wird das Wort Leiter mit kurzer erster Silbe ausgesprochen: „Ledder“.

Von Leith nahmen wir den Kurs auf die Orkney-Inseln und gingen auf der Insel Mainland an Land. Es gab in diesem rauhen Klima nicht viel zu sehen. In einem Laden konnte man Ansichtskarten kaufen. Wir fragten nach den örtlichen Zeitungen. Der junge Mann hinter der Ladentafel antwortete jedoch: „I am very sorry; they are all sold“. Von den Orkneys gings nach den Shetlands. Dort sahen wir einige Shetland Ponies. Dieser oder jener erkundigte sich - nach meiner Erinnerung ohne Erfolg - nach dem Shetland Tweed. Weiter gings nach Norden in Richtung auf die Färöer. Beim Frühstück wandelte mich plötzlich die Seekrankheit an. Ich ließ mir nichts merken und beteiligte mich weiter mit lustigen Geschichten an der Unterhaltung. Schließlich gings doch nicht länger. Ich gab vor draußen auf See nach Steuerbord etwas zu bemerken, eilte an die Reeling und opferte rasch Aegir. Als ich nach der Kimmung aufblickte,

²² Alizarin wurde schon im Altertum als roter Farbstoff aus der Krappwurzel gewonnen: 1,2-Dihydroxy-anthrachinon. Seit 1869 wird es synthetisch nach Heinrich Caro, Carl Graebe und Carl Liebermann gewonnen. Liebermann fand auch die eigenartige Nitrosoreaktion, eine Farbreaktion zum Nachweis von Nitrit: Wenn man in konzentrierter Schwefelsäure Nitrit mit Phenol umsetzt, bildet sich blaugrünes Indophenolmonosulfat. Beim Verdünnen schlägt die Farbe nach rot um: Freies Indophenol; mit Natronlauge bildet sich ein tiefblaues Salz.

bemerkte ich in der Ferne die Fontäne eines Wals. Neben mir hatte sich die Vorsteherin einer privaten Töchterschule eingefunden, die alle Reiseeindrücke geräuschvoll in sich aufnahm. Ich zog sofort meine Uhr und sagte zu ihr: „Es ist 8 Uhr 30; wie ausgezeichnet das bei der Hapag stimmt! Sehen Sie, dort ist ganz programmäßig der erste Walfisch“. Die Schulvorsteherin war begeistert. Sie wartete noch zwei oder drei Fontänen ab; dann begab sie sich, dankbar für das Erlebnis, in einen Salon, um es in ihrem Reisetagebuch zu vermerken. Ich kehrte zu meiner Tischgenossenschaft zurück, verschwieg mein Opfer für Aegir und setzte die heitere Unterhaltung vor allem mit dem würdigen Herrn von der Lemberg-Czernowitzer Eisenbahn fort. Bei den Färöern hatten wir Glück, dass zur Fahrt zwischen diesen steilen Felswänden das Wetter sichtbar war. In Thorshavn gingen wir an Land und sahen uns einige Wohnhäuser an. Man konnte dort Fischmesser und Fischermützen kaufen. Die Fischmesser sahen aus wie Erzeugnisse aus Solingen oder Sheffield. Das hinderte mich nicht, mir eins mitzunehmen. Von der Schiffermütze sah ich ab. Einer der Deutsch-Amerikaner betrachtete die gekaufte Mütze an Bord genauer und stellte fest, dass der äußere Bezug ein buntes Baumwollgewebe war - Zellwolle gabs damals noch nicht. Als er sie umkrempelte, fand er grauen Futterkattun und rief, indem er diesen vorwies: „Chemnitz!“

Unser nächstes Ziel war Island. Wir hatten wiederum Glück. Als wir uns von Süden her der Insel näherten, lag der große Vatna-Jökull in prächtigem Sonnenschein vor uns. Wir konnten das große weiße Schneefeld des Gletschers aus der Entfernung vieler Seemeilen wahrnehmen. Wir liefen Reykjavik an und warfen auf der Reede Anker. Wir wurden ausgebootet. Das Schiff schwang am Anker in der Windrichtung. Im Hafen wurden in einem großen Kessel Fischabfälle zu Tran gekocht. Der Wind wehte die von dem Kessel aufsteigende Rauchsäule genau auf die Oceana zu. Der Trangeruch erregte mir anfänglich Übelkeit. Ich war froh, als ich an Land war und der Rauchfahne ausweichen konnte. Die Hapag bot uns auf Reykjavik einen Ritt auf hartmäuligen Islandponies und ein Gesangskonzert des örtlichen Gesangvereins, an das ich gern denke. Der Wohlklang der vokalreichen isländischen Sprache kam beim Vortrage der Lieder voll zur Geltung. Wir hatten genug Zeit, um uns in Reykjavik und seiner Umgebung umzusehen. Wir sahen, wie Frauen an den warmen Quellen Wäsche wuschen. Wir sahen auf den Steinplatten die Kabeljaue (Dorsche) an der Luft trocknen, die als Stockfisch oder Klippfisch hauptsächlich nach Spanien ausgeführt wurden, wo man sie als Fastenspeise bevorzugte. Ich besuchte den Sitzungssaal des Allthings und die Bibliothek, die erst geringen Umfang hatte. Der Bibliothekar, ein junger Mann, sprach recht gut Deutsch und unterhielt uns vom Magister Kuchler, der sich mit dem isländischen Schrifttum, insbesondere dem neuisländischen, beschäftigte. Die deutschen Reiseteilnehmer hatten teils Übersetzungen der Edda, teils solche der Saga bei sich²³. Ehe wir uns wieder einschifften, ging ich zu dem Trankochkessel am Hafen und fand nunmehr den Geruch kraftvoll und würzig. In Reykjavik wurde ich mit zwei Deutschamerikanern bekannt. Beide waren in Deutschland geboren und Mitglieder des deutschen Gesangvereins Arion in New York. Der eine stammte aus Hessen und hatte deutschen Wein nach Amerika eingeführt. Er hieß Hofmann, war Witwer und reiste mit seiner Tochter Bertha, die, wie mein alter Freund von der Lemberg-Czernowitzer Eisenbahn sagte, nach Gestalt und Haltung einen distinguierten Eindruck machte. Der andere hieß Hans Steneck und hatte ein Bankgeschäft in Hoboken N.J. Seine Frau stammte von deutschen Eltern, war aber in Amerika geboren. Sie erzählte mir, dass ihre Eltern als steeragers, also im Zwischendeck eines Segelschiffes nach den Staaten gekommen waren. Sie

²³ Die (ältere) Edda, niedergeschrieben nach 1250, enthält 35 germanische Lieder unbekannter Verfasser aus Norwegen und Island vom 9. Jahrhundert an: Götterlieder, Heldenlieder und Spruchdichtung. Die jüngere Edda gibt Erläuterungen zur altnordischen Dichtung und Mythologie in drei Teilen: Eine altnordische Götterlehre, eine Sammlung poetischer Umschreibungen und eine Verslehre. Die Saga sind ursprünglich mündlich überlieferte, im 12. bis 13. Jahrhundert niedergeschriebene altisländische Prosa-Erzählungen mythischen und historischen Inhalts. Das ist die früheste Prosa der europäischen Literatur. In knappem Stil berichten sie vom Leben und Handeln der adligen isländischen Bauern, von Fejde und Rache, bis etwa 1030.

fragte mich, ob ich Soldat war und staunte, dass ich die Dienstzeit ohne Schaden überlebte. Ihr Mann, Hans Steneck, stammte aus der Gegend von Stade und war nach Amerika ausgewandert, als er ins militärpflichtige Alter kam. Die Tochter Josy Steneck war eine sympathische junge Dame, eine Schulfreundin von Bertha Hofmann. Mit beiden Mädeln freundete ich mich an. Mit den beiden Vätern und einigen anderen Deutsch-Amerikanern unterhielt ich mich oft über wirtschaftliche Dinge. Im Jahre 1907 hatte ich aus der Konkursmasse des Kürschners (Pelzkonfektionärs) Paul Witzleben ein Breitschwanzkostüm und eine große Zobelstola für zusammen 30.000 Mark an den sogenannten Kupferkönig August Heinze, einen Neffen des Leipziger Philosophieprofessors Max Heinze, verkauft und dafür Schecke auf die Knickerbocker Trust Company und die National Mercantil Bank in New York zahlungshalber erhalten. Ich gab die Schecke der Leipziger Bankfirma Bruhm & Schmidt zum Einzug. Ehe diese Firma mir den Eingang der Scheckbeträge melden konnte, kam aus New York die Nachricht, dass die beiden bezogenen Banken ihre Schalter schlossen. Ich war in banger Sorge, bis Bruhm & Schmidt die Einlösung der Schecke meldeten; sie waren gerade noch rechtzeitig vorgelegt worden. Den Luftverkehr gabs damals noch nicht. Die Schecke mussten also zu Schiff hinüberreisen. Ich kam mir vor, wie der Reiter über den Bodensee in dem Gedichte von Gustav Schwab. Meine deutsch-amerikanischen Bekannten wussten um das Schicksal des Kupferkönigs Augustus Heinze und seiner Unternehmungen. Sie teilten mir mit, dass gegen Heinze ein Strafverfahren schwebte.

Von Reykjavik aus fuhren wir noch in *den* Isafjord und nach Akureyri. Von da nahm die Oceana den Kurs weiter nordwärts nach der Spitzbergengruppe. Nördlich von Island, in einem Abstände von 23 Grad 27 Minuten 30 Sekunden vom Pol verläuft der nördliche Polarkreis. Zur Unterhaltung der Lustreisenden wurde beim Überschreiten des Polarkreises auf der Fahrt nach Spitzbergen eine Polartaufe veranstaltet. Mit Hilfe einer großen Plane schuf man auf dem Oberdeck ein Wasserbecken. Die Werkzeuge wurden zurechtgelegt: Ein riesiges hölzernes Rasiermesser, ein großes hölzernes Beil u.a.m. Diese Geräte erinnerten mich an die Depositionswerkzeuge, die die von Gottsched gegründete Deutsche Gesellschaft in Leipzig in ihren Räumen im vierten Obergeschoss des Mauricianums an der Grimmaischen Straße verwahrte, und die W. Bruchmüller im Leipziger Kalender für 1909 besprochen und abgebildet hat. Die Polartaufe und entsprechend die Äquatortaufe sind Formen der Deposition, wie sie seit Jahrhunderten bei Aufnahme in eine Gemeinschaft, insbesondere in eine Handwerkerzunft, eine akademische Burse Brauch waren und zum Teil noch sind, wie z.B. das Gautschen der Buchdruckergehilfen²⁴. Es fanden sich unter der Schiffsbesatzung einige Leute, die zum ersten Male nordwärts fuhren. Diese mussten selbstverständlich daran glauben. Unter den Fahrgästen waren einzelne Männer, die sich bei Antritt der Reise für die Polartaufe rüsteten und gern dabei mittaten oder richtiger mit sich tun ließen. Sie wurden eingeseift, mit dem großen Holzmesser rasiert; die Hörner wurden ihnen mit dem hölzernen Beil abgeschlagen. Schließlich stieß man sie angekleidet ins Wasserbecken. Nach beendeter Feierlichkeit wurde ihnen ein Diplom überreicht.

Auf der Fahrt nach Norden hatten wir zeitweilig dichten Nebel. Das Nebelhorn ging. Wir fuhren nur wenige Knoten, obwohl jene Teile des ostgrönländischen Meeres nur wenig befahren sind. Allerdings kamen wir auch durch Treibeisfelder mit weit verstreuten, driftenden Schollen. Eisberge sahen wir nicht. Als wir uns der Spitzbergengruppe näherten, begünstigte uns wieder das Wetter. Wir konnten in die Adventbai einlaufen. Von weitem sahen wir eine Drahtseilbahn von einer hohen Felswand nach dem Strande herunterkommen. Die Amerikaner, mit denen ich an der Reeling stand, behaupteten: „Diese Drahtseilbahn haben die Amerikaner gebaut.“ Ich trat

²⁴ *Deposition* heißt *Absetzung*, hier bedeutet dies das früher übliche Abschlagen der Hörner von einem Hut beim Immatrikulieren eines neuen Studenten. *Burse* bedeutet *Geldbeutel*; im Mittelalter Bezeichnung für ein Wohnhaus für Studenten, die aus einer gemeinsamen Kasse lebten.

dem entgegen und sagte: „Diese Drahtseilbahn bauten Adolph Bleichert & Cie in Leipzig!“ Als wir nahe herankamen und die Oceana ihren Anker ausgeworfen hatte, fanden wir unten am Strande bei der Endstation der Drahtseilbahn eine Firmentafel von Adolph Bleichert & Cie. Die Drahtseilbahn beförderte Steinkohle von der hohen Bergwand, in der sich die Flöße befinden, nach dem Hafenstrande. In den Bergwerken war, wie die amerikanischen Reisegefährten wussten, amerikanisches Kapital angelegt. Deshalb glaubten sie, dass auch die Drahtseilbahn aus den USA geliefert wurde.

Wir gingen in Booten ans Land. Dort trafen wir zwei norwegische Studenten, die sich mit geologischen Feststellungen befassten. Sie hatten einen wunderbaren Schlafsack von ungemein dickem Schaffell. Wir trafen auch norwegische Bergleute; einer von ihnen verkaufte mir für einen geringen Preis eine ansehnliche Steinplatte mit einem schönen Pflanzenabdruck, womit ich meiner Mutter bei der Heimkehr eine Freude bereiten konnte. Ich traf am Strande auch einen Walfischfänger aus Larvik in Norwegen. Sein Bootchen mit dem Harpunengeschütz im Bug lag am Ufer dicht bei der Endstelle der Drahtseilbahn. Er wollte dort Kohle einnehmen. Der Explosionsmotor war noch nicht auf allen Walbooten eingeführt. Der Waljäger sagte mir, dass er sehr gut bezahlt werde. Er freute sich über die Blumen, die ich mir auf der Wiese des Tales pflückte. Er kannte von mehreren den Namen, so insbesondere von *Linnaea borealis* (*das nordische Moosglöckchen*). Er zeigte mir auch eine Zwergbirke, die sich im Rasenpolster fand. Aus der Adventbai steuerten wir in den Bellsund, in den ein ansehnlicher Gletscher mündet, der aber, wie die Endmoränen lehrten, ein gutes Stück zurückgegangen war. Wer wollte, konnte hier an einer Rundfahrt in den Booten teilnehmen und dicht an das Mündungsende des Gletschers heranfahren. Der Gletscher war von dem warmen Seewasser des Golfstroms unterspült. Wir erlebten, wie ein großes Stück der Gletscherwand herunterbrach, der Gletscher also „kalbte“. Das losgebrochene Gletscherstück zerbarst in Schollen, die aus dem Sunde seewärts schwammen. Am Strande sahen wir die Gebeine verarbeiteter Wale liegen. Wir gingen an Land, um die gewaltigen Knochen, insbesondere Rippen und Rückenwirbel näher zu betrachten. Mehrere Reisende nahmen Rückenwirbel mit, um sich daheim einen Schemel daraus fertigen zu lassen. Sie mussten bei der Rückkunft in Cuxhaven dafür Zoll entrichten. Ich fand an der Ausweidestelle ein Stück Walfischgaumen mit einigen anhängenden Bartenstücken (Fischbein) und nahm es mit; es war etwa 15 cm lang und 10 cm breit. Als das Boot, worin ich zur Oceana zurückkehrte, unter dem Fallreep anlegte, stand oben an der Reeling die Schulvorsteherin. Mit begehrlischen Blicken sah sie auf meine Strandgutbeute. Sie fragte durch Zuruf von oben, was ich da Herrliches hätte. Ich sagte ihr: „Walfischbarten, Fischbein!“ Sie konnte kaum erwarten, dass ich das Fallreep heraufstieg. Oben trat sie mir sogleich entgegen und bat mich, ihr das Stück für ihre Schulsammlung zu überlassen. Aus bestimmten Gründen, die ich der Schulvorsteherin nicht verriet, überließ ich ihr das Stück bereitwillig und sie zog hochofrenut damit ab nach ihrer Kabine.

Es kommt ab und zu vor, dass sich auch im Sommer vor die Adventbai oder den Bellsund eine Treibeisschranke legt und die Vergnügungsdampfer einsperrt. Wir fanden die Ausfahrt offen. Die Oceana wendete sich südwärts nach Norwegens Nordkap. Die Bäreninsel lag nach Steuerbord im dichten Nebel. Am Nordkap gingen wir wieder an Land. Ich fand dort in einer größeren Kuhle Schnee, der sich gut ballte, und entfesselte mit meinen amerikanischen Freundinnen Bertha Hofmann und Josy Steneck eine Schneeballschlacht. Der Vater Steneck bewirtete uns dort mit Champagner. Wir warteten am Nordkap bis 24 Uhr, um die Mitternachtsonne zu bewundern. Vom Nordkap aus suchten wir Hammerfest auf. Dort hingen die Dorsche in Reihen an Gerüsten zum Trocknen. Von Hammerfest aus besuchten wir ein Lappenlager und die zugehörige Rentierherde. Am Strande von Hammerfest fand ich zwischen einigen großen Steinen einen wunderschönen, besonders großen Taschenkrebs. Er war tot. Ich freute mich für die Schulvorsteherin. Bei der Einschiffung war sie vor mir auf dem Fallreep. Ich erreichte sie auf

dem Deck und wies ihr den schönen Taschenkrebs. Sie war sonderbar kleinlaut. Sie bedauerte sehr; aber sie könne leider aus Rücksicht auf ihre Kabinennachbarn keine solchen Dinge mehr mitnehmen. Schon der Walfischgaumen ströme einen argen Verwesungsgeruch aus. Ich versenkte deshalb meinen schönen Taschenkrebs wieder in das Wasser des nördlichen Eismees. Ich ging bald darnach achtern, wo sich die Kajüte der Schulvorsteherin befand. Sie zeigte mir, wie der Walfischgaumen mit anhängenden Barten neben einem elektrischen Ventilator aufgehängt war, der ununterbrochen lief. Einer der Kajütennachbarn erläuterte mir, dass der Fäulnis- und Trangeruch sich nicht auf die Kajüte der Schulvorsteherin beschränken lasse, weil zur Lüftung die Kajütenwände sowohl unten als oben einen offenen Streifen zeigten. Die Gerüche seien knapp zu ertragen, wenn die Bellsundtrophäe neben dem ständig laufenden Ventilator hänge. Die Schulvorsteherin hörte diese Darlegungen niedergeschlagen und betrübt an. Ihr lag sehr viel an dem Stück Walfischgaumen mit Barten; sie war sich aber der Rücksicht, die sie den Mitreisenden schuldete, voll bewusst und wollte sich aber von dem Reiseandenken nicht trennen, sondern das Naturalienkabinet ihrer Schule damit bereichern. Ich hatte zuerst eine fast schülerhafte Freude empfunden, als ich der Schulvorsteherin das duftende Stück nordischen Strandgutes aufgehängt hatte. Jetzt tat sie mir in ihrem seelischen Zwiespalte zwischen dem pädagogischen Drang zum Besitze eines schwer erlangbaren Anschauungsmittels und der konventionellen Rücksicht auf Mitmenschen beinahe leid, wenngleich es sich nicht um einen hochdramatischen Konflikt handelte. Sie hat die Kajütennachbarn bei guter Laune erhalten und ihre Nordlandbeute in Cuxhaven glücklich zollfrei gelandet.

Wir liefen Tromsö an und fuhren durch die Westeraalen und Lofoten weiter südwärts; wir gelangten nach Trondheim in das Trondheimfjord. In Bergen gingen wir wieder an Land. Die Deutschen suchten die Tyske Bryggen auf, wo einstmals die Hanse-Kontore waren. Die Amerikaner und ihre Frauen wurden von einigen großen Läden mit Pelzwaren angelockt. Als Konkursverwalter der Firma F. Witzleben hatte ich Rauchwaren nach Bergen geliefert, unter anderem ein als Divandecke gearbeitetes Eisbärenfell mit naturalisierten Kopf. Solch ein Eisbärenfell sah ich in einem der Kürschnerläden in Bergen; ein Amerikaner kaufte es. Dass damals in Leipzig und Umgebung der größte Teil der in der Welt aufkommenden Felle zugerichtet, be- und verarbeitet wurde, war nur gewissen Deutschamerikanern bekannt, nämlich denen, die zu Leipzig Familien- oder Geschäftsbeziehungen hatten. In Bergen kauften Amerikanerinnen auch Hardanger Stickereien und ansprechende bunte Wollgewebe, insbesondere Decken, Schürzen usw. Als ich zwei buntgestreifte Schürzen aussuchte, um sie meinen Schwestern mitzubringen, wunderte sich die Mutter Steneck und wollte nicht an meine Schwestern glauben. Südlich Bergen fuhren wir noch ins Hardanger Fjord und wendeten dann den Kiel heimwärts. Als wir an der jütischen Westküste südwärts steuerten, lag die Oceana rank. Ein großer Teil des Wasserballastes und nahezu alle Lebensmittel waren verbraucht. Der Wind stand von Westen. Das Schiff bekam Schlagseite nach Backbord, die sich verstärkte, weil fast alle 360 Reisende nach der Leeseite drängten. Es war ein trüber, kühler Tag. In Cuxhaven nahm uns wieder der Hapag-Sonderzug auf und brachte uns nach Hamburg.

1909: Erzgebirge, Frankfurt, Wiesbaden

Ich hatte die mir zustehende Hälfte der Gerichtsferien noch nicht verbraucht und hatte noch genug Zeit, um in das Erzgebirge zu fahren und hinüber ins Egertal zu wandern. In Karlsbad traf ich auf der Kurpromenade Bertha Hofmann mit ihrem Vater.

Im Jahre 1909 besuchte ich noch Frankfurt am Main, wo ich die Internationale Luftfahrt-ausstellung (Ila) sah, Mainz und Wiesbaden. In Wiesbaden suchte ich meinen Studienfreund, den

Freiherrn Dr. Heinrich von Friesen auf. Er war von seiner Frau, der geborenen von Carlowitz geschieden und führte einen Haushalt, dem als Dame d' atour die verwitwete Freifrau von Friesen-Leyser aus Berggießhübel vorstand, aber auch „Fräulein“ angehörte, die Tegernseeerin, deretwegen Friesen geschieden wurde, und die er später heiratete. Die verwitwete Freifrau von Friesen-Leyser war nach meiner Schätzung damals in den Sechzigern. Sie war von Gestalt klein, in ihrer Jugend aber gewiss sehr hübsch und sehr anmutig gewesen. Sie stammte aus dem Ortsgasthof in Berggießhübel, dessen Rittergut ihrem Manne gehörte. Ihr Sohn, eine große stattliche Erscheinung, war damals gerade aus Südafrika heimgekehrt und wohnte bei meinem Freunde, seinem Vetter. Friesen hatte in einem schwierigen Rechtsstreit das Rittergut Schleinitz nach dem Tode seines Onkels von Zehmen erkämpft und durch den Professor Gurlitt das Schloss mit großen Kosten erneuern lassen. Bei der Scheidung überließ er das Gut seinen damals minderjährigen Söhnen und bedang sich eine Rente, die er für auskömmlich hielt. Seinen Haushalt in Wiesbaden führte er auf bescheidenem Fuße. Der Hausrat war recht gediegen, wie man es bei einem Manne mit 64 adeligen Ahnen erwartete. Ich aß mit zu Abend. Wir saßen zu fünf bei Tisch: Dr. Heinrich von Friesen, die Tante von Friesen-Leyser, deren Sohn, Fräulein und ich. Das Geschirr war altes Meißner Porzellan, die Bestecke Silber aus altem Familienbesitz mit Friesenschem und Zehmeschem Wappen. Die Trinkgläser waren Römer, die Friesen als Mitglied der Barmann-Kneipe dediziert (*geschenkt*) erhielt, bemalt mit den Wappen der Schenker. Mundtücher gab es von ungewöhnlich großen Maßen aus bestem Leinen, gleichfalls wie Silber und Porzellan alte Erbstücke. Heinrich von Friesen sprach vor und nach der Mahlzeit ein Tischgebet. Die Bewirtung war sehr schlicht und sehr ordentlich.

1910: Rom, Neapel, Seereise nach Deutschland

Als die Ferien 1910 nahten, beschloss ich, wieder eine Seefahrt zu unternehmen. Ich hatte von den Dampfern der Deutschen Ostafrika-Linie und von den Woermann-Dampfern gelesen, die bei der Rückkehr von ihrer westlich begonnenen Rundfahrt um den schwarzen Erdteil durchs Rote Meer und den Suez-Kanal zurückkommen und Neapel anlaufen, wo viele seemüde Reisende an Land gehen, um mit Schnellzügen ihr Ziel zu erreichen. Ich suchte die zuständige Agentur auf und sicherte mir einen Platz auf dem deutschen Ostafrika-Dampfer Prinzessin, einem neuen Schiff von 6.000 Tonnen. Der Agent gab mir an Hand eines Fahrplanes an, wann die Prinzessin in Neapel erwartet wurde. Ich rüstete mich mit den nötigen Goldstücken der lateinischen Münzunion aus, deren Erwerb sehr einfach war, weil Devisenbehörden damals unbekannt waren. Mit einem Reisekreditbrief glaubte ich auf der Seefahrt nicht leicht zurecht zu kommen. Ich fuhr über den Brenner und Verona nach Bologna. Als ich dort im Binnenhofe des ansehnlichen Fremdenhofes das Abendessen verzehrt hatte, zog ich die Abendausgabe des Corriere della Sera hervor, die ich mir an der Bahn gekauft hatte. Eine der ersten Nachrichten, die mir auffiel, war überschrieben: „Il colera nelle Puglie“. In die Gegend, wo die Cholera ausgebrochen war, wollte ich fahren. Ich überlegte kurz und beschloss, die geplante schöne Reise nicht aufzugeben. Ich ging ins Schreibzimmer des Hotels, verfasste ein kurzes eigenhändiges Testament und sandte es an meinen Sozium, Justizrat Dr. Rudolf Dietsch, nach Leipzig mit der Bitte, es aufzubewahren. Dabei teilte ich ihm mit, dass aus Apulien die Cholera gemeldet wurde.

Am nächsten Tage fuhr ich nach Rom. Ich hatte für diese Stadt, die ich zum ersten Male sah, mehrere Tage Aufenthalt gerechnet. Ich stieg in einem mir empfohlenen, bescheidenen Hotel ab. Dort geriet ich an einen Tisch mit einem österreichischen Journalisten, der sich mit seiner Frau auf einer sehr verbilligten Reise befand. Während ich sonst die italienische Küche sehr schätzen lernte, war sie in jenem Hotel unzulänglich. Jener österreichische Journalist und noch mehr seine Frau waren mit ihren Zähnen nicht auf der Höhe. Zu einer Mahlzeit bekamen wir Spinat mit

gebratenem Rindfleisch. Die Eheleute konnten dieses Rindfleisch nicht beißen. Es war zäh wie Hosenleder. Ich konnte es auch nicht mit den Zähnen in der erforderlichen Weise zerkleinern.

In Rom sah ich mir am Grabmal des Papstes Julius II. in der Kirche San Pietro in Vincoli (*seit dem 5. Jahrhundert werden hier die Ketten (lat. vinculi) des heiligen Petrus aufbewahrt*) den Moses des Michelangelo und die gefesselten Sklaven an. Ibam forte via sacra, betrachtete das Forum Romanum, erstieg den clivus Capitolinus (*Kapitolshügel*), schaute mich in St. Peter um, bewunderte das Theater der Flavier und Hadrians Grabmal. Die Stanzen (*italienisch: Zimmer; Räume im Vatikan mit mit berühmten Wand- und Deckengemälden von Raffael und Nachfolgern*) mit den Wandbildern Raffaels und die Sixtinische Kapelle (*die päpstliche Hauskapelle*) mit dem Wand- und Deckengemälde Michelangelos konnte ich noch besichtigen. Dann drängte die Zeit. Ich wollte einen Tag vor der Prinzessin in Neapel eintreffen, um mich noch kurz in dieser Stadt umzusehen.

Mit einem Schnellzug traf ich in den Mittagsstunden in Neapel ein, lud meinen Kabinenkoffer in eine Pferdedroschke und ließ mich von dem Vetturino (*Kutscher*) nach der Agentur der Deutschen Ostafrika-Linie fahren. Dort hatten sie geteilte Geschäftszeit. Die Angestellten waren zur Mittagspause weggegangen. Ich traf in den Räumen nur einen Mann, der fegte und Staub wischte. Dieser sagte mir, der Piroscapo Principessa (*das Dampfschiff „Prinzessin“*) liege an der Nova Immacolata. Ich ließ meinen Vetturino wenden und fuhr zum Hafen. Dort hatte wirklich das schöne Schiff festgemacht. Um die Prämie für den ersparten Heizstoff zu verdienen, hatte sich der Kapitän um einen ganzen Tag verfrüht. Ich ließ sofort meinen Koffer an Bord bringen und suchte das Büro des Zahlmeisters. Dort drängten sich eine Anzahl Leute. Unmittelbar vor mir stand eine jüngere Frau, die den Zahlmeister fragte: „Ist hier Herr Dr. Mothes aus Leipzig?“ Der Zahlmeister hatte über die Agentur schon meine Meldung erhalten und antwortete ihr: „Den erwarten wir.“ Ich schaltete mich sogleich ein und rief: „Hier ist er!“ Die Frau wünschte mich dringend zu sprechen. Ich wusste, worum es sich handelte und ging mit ihr in einen der Salons. Dort setzten wir uns und ich sagte ihr: „Frau H., mein Brief an Ihren Mann war nicht für sie bestimmt. Ihr Mann ist mein Klient; ich kann nur mit ihm und nicht mit Ihnen verhandeln und Entschlüsse fassen. Wo treffe ich Ihren Mann?“ Da ich ganz bestimmt auftrat, war sie sofort bereit, mich zu ihrem Manne zu führen, der nicht weit vom Hafen in einer Druckerei arbeitete. Bei einer subtropischen Hitze traf ich den Mann im fünften Obergeschoss eines Geschäftshauses vor einem Setzerkasten an einem Stehpulte. Neben ihm lief ein elektrischer Ventilator; ohne diesen hätte er es vermutlich nicht ausgehalten. Ich hatte eines Tages von ihm aus Neapel den Auftrag erhalten, die Lösung seiner Ehe herbeizuführen. Er war Deutscher, hatte mit seiner Frau in Leipzig gewohnt und war von da nach Neapel übergesiedelt. Der italienische Codice civile (*das Bürgerliche Gesetzbuch*) kannte nur die separazione, die Trennung von Tisch und Bett, aber nicht das divorzio, die Scheidung vom Bande. Ich nahm an, dass er vom deutschen Konsul beraten worden war und von ihm meine Anschrift erhalten hatte. Offenbar im Hinblick auf das römisch-katholische Eherecht hatte er mir geschrieben, dass seine Ehe nicht vollzogen sei. Infolge körperlicher Eigenheiten seiner Frau läge das vor, was wir Juristen als impotentia coeundi bezeichnen. Die Leipziger Zivilkammer begnügte sich nicht mit dem Parteivortrag, sondern beschloss, einen Arzt in Neapel durch die dortige Pretura über den tatsächlichen Befund als Sachverständigen zu hören. Der Kläger leistete den vom Gericht im Beweisbeschluss geforderten Auslagenvorschuss; das Ersuchen um Rechtshilfe ging nach Neapel ab. Nach wenigen Wochen kam es zurück. Der Arzt schrieb an das italienische Gericht, er könne das erforderliche Gutachten nicht erstatten, weil die Beklagte soeben von einem Knaben entbunden wurde. Meine Eheanfechtungsklage nach § 1333 BGB verlor den Boden. Das Gericht nahm den Bericht des neapolitanischen Arztes mit Lächeln auf, aber ohne Befremden. Man schreibt Bismarck den Ausspruch zu: „Nirgends wird so viel gelogen, wie vor den Wahlen, während des Krieges und nach der Jagd“. Hätte er sich je mit Eherechtsstreiten beschäftigt, so hätte er diese als ganz

großen Anlass zu Lügen mit angeführt. Ich hatte bei Rückkunft des Rechtshilfeersuchens aus Neapel schon meine Ferienreise geplant. Ich bat das Gericht, das Verfahren einstweilen ruhen zu lassen. An den Kläger schrieb ich, dass ich auf dem Dampfer Prinzessin einen Platz zur Fahrt von Neapel nach Hamburg belegte und wegen der weiteren Behandlung des so verfahrenen Anfechtungsprozesses mit ihm sprechen müsse, um die Wahrheit zu erfahren. Diesen Brief hatte die Beklagte an sich genommen und mich an Bord der Prinzessin gesucht. Der Kläger legte mir den wahren Sachverhalt dar. Seine Frau war ihm untreu geworden und hatte Beziehungen zu einem italienischen Uhrmacher angeknüpft. Dieser, ein Katholik, wollte sie heiraten. Er selbst sei entschlossen, sie freizugeben. Er wollte ihrer Verbindung mit dem Uhrmacher den Weg frei von rechtlichen und religiösen Hindernissen machen. Darum habe er sich auch bereit gefunden, die ihm von dritter Seite an die Hand gegebene Begründung für eine Anfechtungsklage mir mitzuteilen. Ich schrieb, was mir der Kläger offenbart hatte, von Neapel aus an meinen Sozium nach Leipzig, damit die wahre Sachdarstellung, die ich unter frischem Eindrucke niederschrieb, sogleich zu den Akten komme. Nach meiner Rückkehr steuerte ich die Anfechtungsklage in eine Scheidungsklage um.

Wir gingen am gleichen Tage von Neapel aus in See. Es war ein herrlicher, sonniger Tag. Der Rückblick auf den Golf von Neapel war von einziger Schönheit. *Vedere Napoli e poi morire (Neapel sehen und dann sterben. Übrigens bedeutet Neapel Neustadt).* Wir hielten auf die Straße von Bonifacio zu und fuhren zwischen Korsika und Sardinien durch mit Kurs auf Marseille. Das Wetter war prächtig, der Himmel wolkenlos und die See ruhig. Die Reisenden hatten gute Laune. Die Verpflegung war von der für deutsche Fahrgastschiffe herkömmlichen Güte. Eine Besonderheit war, dass man uns roten und weißen Kapwein vorsetzte und zum Nachtschisch gelegentlich eine Mangofrucht, die mir sehr gut schmeckte. Ich sah mich unter den Mitreisenden um. Zuerst wurde ich bekannt mit einem jungen Mützenfabrikanten aus Köln und mit einem Südfranzosen, der in Paris directeur bei der assistance publique war. Als unser Schiff im Hafen von Marseille festmachte, um eine größere Ladung Chromeisenerz zu löschen, die es in Durban eingenommen hatte, erfuhren wir, dass das Löschen reichlich zwei Tage dauern würde. Der Mützenfabrikant und ich suchten den Rat des Südfranzosen. Dieser empfahl uns für die beiden uns zur Verfügung stehenden Tage einen Ausflug nach Arles, Nîmes und Avignon, womit er uns gut beriet. Bis Arles, seiner Heimat, begleitete er uns. Die Départements Bouche du Rhône und Gard lagen in prächtigem Sonnenglanze vor uns. Unser Freund, der Directeur der assistance publique, hatte uns als südfranzösisches Nationalgericht empfohlen pommes d'amour et aubergines. Die wohlausgereiften roten Tomaten und die violetten, großen Beeren der Eierpflanze (*Solanum esculentum*) (*Solanum melongena?*) wurden in Olivenöl gebraten und schmeckten uns ausgezeichnet. Im Lande, insbesondere an Hängen sahen wir noch viele alte, knorrige Olivenbäume, die uns das Provenceröl lieferten und wahrscheinlich von den griechischen Kolonisten im 7. und 6. Jahrhundert ins Land gebracht wurden. Die Provence war seit 122 vor Christus die Provincia transalpina der Römer, deren Verwaltung der Senat dem G. Julius Caesar übertrug. Das südliche Gallien gehörte sechs Jahrhunderte zum römischen Reiche. Im Lande befinden sich deshalb zahlreiche bedeutende römische Bauwerke. Wir bewunderten in Arles das Amphitheater. In Nîmes fanden wir gleichfalls ein Amphitheater aus römischer Zeit, an dem wir Ankündigungen unblutiger Stierkämpfe aus neuester Zeit lasen. Die Besichtigung des großartigen Pont du Gard behielten wir aus Zeitmangel einer späteren Zeit vor. In Avignon war unser erster Weg zum Papstpalast. Das Regiment, das bisher darin untergebracht war, war ausgezogen. Die Gebäude standen leer und waren zugänglich. Ich nahm nicht den Eindruck eines Kunstwerkes davon mit. Einen herrlichen Blick hatten wir von der Höhe über das Rhôneetal. In angenehmer Erinnerung ist mir das Mittagessen in Avignon. Wir fanden eine Gartengaststätte, wo viele Leute im Schatten von Bäumen aßen. Wir erhielten eine ausgezeichnete Suppe von kräftiger und gut gewürzter Fleischbrühe, einen vortrefflichen Braten

mit Gemüsebeilage und grünem Salat; zum Schluss setzte der Kellner uns eine Schale mit Obst hin, die Trauben, Pfirsiche, Birnen und Reineclauden enthielt. Wir konnten davon nach Belieben essen, ohne dass der Preis sich erhöhte. Wein setzte uns der Kellner in einer Literflasche hin und war bereit, eine zweite zu bringen, falls wir die erste leerten. Als er bemerkte, wie es uns schmeckte, konnte man die Freude darüber auf seinem Gesichte lesen. Wir kehrten rechtzeitig nach Marseille zurück und hatten dort noch genug Zeit, um mit einem Motorboot nach dem Château d'If hinüber zu fahren, das Alexander Dumas (*der Ältere, 1802 bis 1870*) im Grafen von Monte Christo behandelt.

Von Marseille fuhren wir südwestwärts. In der Ferne sahen wir die Inselgruppe der Pityusen, insbesondere die Insel Ibiza. In deren Nähe bemerkte ich die Fontäne eines Wals. Diese Säugetiere sind im Mittelmeer noch vereinzelt zu treffen. Die Griechen nannten sie phalaine, die Römer ballaena.

Ich sah mich auf dieser Fahrt weiter unter den Mitreisenden um. Da war eine englische Hauslehrerin, die aus Natal heimfuhr; mit ihr unterhielt ich mich nur flüchtig. Mehr interessierte mich ein portugiesischer Marineleutnant, der krankheitshalber aus Goa heimgeschickt wurde. Er wies mir sechs portugiesische Matrosen, die vorn auf der Back lagen und sich sonnten. Er erzählte mir von der ärztlichen Untersuchung in Goa. Der Marinestabsarzt untersuchte und entschied über die Frage der Heimsendung. Der Assistenzarzt zeichnete die Befunde und die Entscheidungen des Stabsarztes auf. So sagte der Stabsarzt: „Schreiben Sie, Herr Assistenzarzt! Dieser Mann muss nach Hause in das Königreich!“ Darauf erklärte der Assistenzarzt: „Verzeihung, Herr Stabsarzt, wenn der Mann heimkommt, ist das kein Königreich mehr.“ Den Stabsarzt beirrte das nicht. Er sagte gleichgültig: „Na, dann schreiben Sie: nach der Metropole!“ An Bord war in der ersten Klasse noch ein zweiter Portugiese, der Direktor der portugiesischen Überseebank aus Macau (*Macao*). Ich fragte den Marineleutnant, warum er sich mit seinem Landmann nicht unterhalte. Dieser lächelte und sagte, er wisse nicht, wie dieser politisch stehe. Das klärte ich rasch. Bei der nächsten Gelegenheit fragte ich den Bankdirektor, wann wohl die Revolution in Portugal stattfinden werde. Er erwiderte: „Sobald wir den geeigneten Führer haben“. Meine weitere Unterhaltung mit ihm ergab, dass er gleichfalls überzeugter Republikaner war und das Königshaus Braganza für unfähig und schädlich hielt. Ich berichtete dem Marineleutnant meine Feststellung. Von Stund an waren die beiden Portugiesen unzertrennlich. Ich fand keine Gelegenheit mehr zu Gesprächen mit ihnen. Einen netten Reisegefährten fand ich in dem Dr. med. Mingram aus Hamburg. Er war noch nicht lange approbiert und hatte eine Stelle bei der Firma Philipp Holzmann & Co. angenommen, der die Reichsregierung den Bau der ostafrikanischen Zentralbahn aufgetragen hatte. Das Reich hatte dabei der Firma zur Pflicht gemacht, die Arbeiter ärztlich zu versorgen. Dr. Mingram war als Arzt an der Bauspitze eingesetzt worden und fuhr nach mehrjähriger Tätigkeit heim. Er wusste aus seinen Erlebnissen Bemerkenswertes zu berichten. So erzählte er mir, dass es in den Negerdörfern weise Frauen gibt, die sich sehr gut auf Abtreibungen verstehen. Darüber hatte ihn seine schwarze Bibi eingehend unterrichtet. Er berichtete mir von den indischen und goanesischen Händlern, neben denen auch Griechen an der Bauspitze erschienen, die die Eingeborenen als Shensi Uleya, als europäische Buschneger bezeichneten. Eines Tages kam Dr. Mingram auf seinen Vormund, den Zigarrenfabrikanten Jürgensen in Hamburg zu sprechen. Wir stellten sogleich fest, dass Herr Jürgensen der mir bekannte Bruder meiner verstorbenen Tante Emmy verwitwete General Vollborn in Dresden war und schrieben sogleich gemeinsam eine Karte an meine Kusinen Gertrud und Martha Vollborn nach Dresden. An einem schönen Sommerabend bogen wir südlich der Pityusen gen Westen und fuhren unter der Sierra Nevada an der Südküste Spaniens entlang. Dabei erlebten wir ein herrliches Meeresleuchten. Nachdem wir die Meerenge von Gibraltar durchfahren hatten, steuerten wir auf Tanger zu und warfen auf der Reede Anker. Wer

an Land gehen wollte, konnte eines der Araberboote heuern, die von der afrikanischen Küste herhberkamen. Diese Boote hatten Maste und Segel, mussten aber gleichwohl von kräftigen Armen gerudert werden. Wir lernten die örtlichen Windverhältnisse kennen. In der Nacht kühlt sich das Land rascher ab als das Wasser. Sobald das Wasser am Küstensaum wärmer ist als das Land, steigt die Luft über dem Wasser auf; vom Lande strömt die kühle Luft nach der See. Als ich mit Dr. Mingram und dem Mützenfabrikanten am Morgen dem Lande zustrebte, hatten wir Gegenwind und die arabischen Bootsleute mussten sich kräftig in die Riemen legen. Tanger wurde erst 1912 internationalisiert. 1910 gehörte es noch verwaltungsmäßig zu Marokko und staatsrechtlich zur Türkei. Die einheimischen Mohammedaner sahen uns Giaur (*Ungläubiger, Nichtmuslim*) mit finsternen Blicken nach. Man hatte uns geraten, keine Moschee zu betreten. Wir besuchten den Gemüsemarkt, wo wir prächtige Tomaten und Auberginen sahen, ferner auch Citrusfrüchte, insbesondere Mandarinen, die die Engländer Tangerines nennen. Einzelne Grundstücke fanden wir mit Feigenkaktus eingefriedigt; darunter wuchs als Unkraut Storchen-schnabel (*Pelargonium*), der mich mit seinen ziegelroten Blüten an die Blumenstöcke meiner Mutter erinnerte. Die Stadt zeigte noch einige alte Befestigungswerke, die für moderne Geschütze ohne Bedeutung waren. Ein großer Teil der Bevölkerung bestand aus Juden, deren Vorfahren wahrscheinlich in der Zeit der Judenverfolgungen aus Spanien geflohen waren. Am Spätnachmittag mieteten wir uns wieder ein Boot, das uns zur „Prinzessin“ zurückbringen sollte. Durch die ungehemmten Sonnenstrahlen war das Land sehr stark erwärmt worden. Über dem Lande stieg die Luft auf; von der See her floss die kühlere Luft zum Lande hinüber. Unsere Ruderer mussten mit ihren starken Armen gegen den von der See her wehenden Wind und gegen die auflandigen Wellen ankämpfen, um zu unserem auf der Reede ankernden Dampfer zu gelangen. Als wir wieder an Bord waren, wendete er seinen Bug nach dem Aestuar (*trichterförmig erweiterte Flussmündung*) des Tejo. Wir fuhren nicht in den Golf von Cadiz hinein, nahmen also nicht den Kurs der alten Phönikier und Karthager, also weder nach Tartessos, dem Tharschisch des Alten Testaments, noch nach Cádiz (*Gadir, Gadeira = Burg*), sahen auch nicht Jerez de la Frontera, wo die Araber 711 die Westgoten besiegten. Wir umfuhren das Kap von Sankt Vicente und steuerten nordwärts. Wir langten am frühen Nachmittag auf dem Tejo vor Lissabon an und warfen auf dem Strome Anker. Von Bord aus überblickten wir die Praça do comercio und ließen uns die Stelle zeigen, wo am 1. Februar 1908 der König Karl I. durch einen Anschlag ermordet wurde. Wir ließen uns nach der Praça übersetzen und begaben uns schleunigst nach der Avenida da Liberdade, einer schönen breiten Straße, die mit Palmen bepflanzt ist. Einige Mitreisende, insbesondere Damen, wussten dort eine vorzügliche Gaststätte, wo wir einen ausgezeichneten Tejo-Fisch zu essen bekamen. Auf dem Wege dahin und zurück hatten wir Gelegenheit, uns mit der portugiesischen Baukunst vertraut zu machen. Die Portugiesen beschäftigten sich seit dem Beginn des 15. Jahrhunderts mit der Seefahrt. Ihr Führer auf diesem Gebiete war der Infant Heinrich, ein jüngerer Sohn des Königs Johann I., der nach der Eroberung von Ceuta 1419 an der Meerenge von Gibraltar auf Entdeckungsfahrten nach Afrika auszog, den Grund zum portugiesischen Kolonialreich legte und die überragende Stellung Portugals im Welthandel begründete. Über Prinz Heinrich den Seefahrer gab es Jugendbücher, die in den Mittelklassen des Gymnasiums unsere Phantasie anregten. Der Portugiese Vasco da Gama fand 1497 den Seeweg nach Ostindien. Von 1505 an setzten sich die Portugiesen in Ostafrika fest. Sie fassten 1510 Fuß in Goa an der Malabarküste, aus dem die Inder sie seit ihrer Eigenstaatlichkeit verdrängen wollen. In Portugiesisch-Ostafrika entstanden für die Hinreise der Hafenplatz Algoa, für die Heimreise der Hafenplatz Delagoa. Die Stellung Venedigs im Welthandel mit indischen Erzeugnissen, insbesondere mit Gewürzen, war damit erledigt. Ägypten verlor die Vorteile des Zwischenhändlers. In Macau, an der Mündung des Kantonstromes gründeten die Portugiesen ihre Niederlassung 1557, die ihnen die Volksrepublik China ernstlich missgönnt. In der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts befestigte Portugal seine Stellung in Westafrika (Angola, Sao Tomé, Kapverdische Inseln usw.). Der Portugiese Pedro Alvarez Cabral (*1460 bis 1526*) entdeckte 1500

Brasilien und nahm es für Portugal in Besitz. Als wir im August 1910 mit dem Dampfer Prinzessin auf dem Tejo bei Lissabon Anker warfen, war Portugal seit etwa vier Jahrhunderten im Besitze eines großen Kolonialreiches, das sich über Afrika, Asien und Südamerika verteilte. War schon vor der Entstehung des Kolonialreiches die Bevölkerung Portugals aus verschiedenen Bestandteilen (Keltiberer, Römer, Araber, Inder, Mauren, Westgoten, Neger usw.) gemischt, so nahm die Mischung mit dem Wachstum und der Festigung des Kolonialreiches stetig zu. Die Leute, die man auf den Straßen und Plätzen Lissabons sah, erinnerten in ihren Gesichtszügen teils an Mongolen, teils an Bantuneger, teils an Juden und Araber. Am späten Nachmittag machte sich die Prinzessin fertig zur Ausreise. Da wir uns südlich des 39. Breitengrades befanden, so war die Dämmerung von kurzer Dauer. Die Nacht brach rasch herein. Kaum setzte sich die Schraube in Bewegung, als auf dem Tejo in der Nähe des Schiffes ein lautes Geschrei ertönte. Ein Fischerboot, das im Aestuar abwärts glitt, war der Schraube zu nahe gekommen und voll Wasser geschlagen. Außerhalb des Tejo wendeten wir nordwärts. Keinen der Häfen der Pyrennäenhalbinsel liefen wir an, weder Porto, noch Vigo oder La Coruña. Die Reisegesellschaft hatte sich etwas geändert. Der portugiesische Marineleutnant aus Goa war mit seinen Matrosen von Bord gegangen, ebenso der Bankdirektor aus Macau. Hinzugekommen war ein junger Portugiese mit seiner Frau und zwei kleinen wohlgezogenen Mädeln, das dritte Kind erwartete die Frau. Mit diesem Portugiesen wurde ich sehr bald bekannt. Er war Beamter im Ackerbauministerium. Sein Vater war Guvernör von Portugiesisch-Westafrika gewesen und von den Negern der Mann mit den drei Augen genannt worden, weil er ein Einglas trug. Seine Familie brachte er nach England, weil die Revolution nahe bevorstand. Er beabsichtigte, schleunigst aus England heimzukehren, um rechtzeitig zur Revolution zurück zu sein. Außer der portugiesischen Beamtenfamilie war in Lissabon eine Deutsche an Bord gekommen. Auf ihren Gepäckstücken stand der Name Gertrude von Ilgenstein. Sie machte uns durchaus nicht den Eindruck eines Edelfräuleins. Die legitim verheirateten Ehefrauen hielten sich etwas auffällig von ihr zurück. Dazu hatten Dr. Mingram und ich als Junggesellen keinen Anlass. Wir setzten uns mit ihr in dem Raucherraum zusammen und ließen uns von ihr erzählen. Binnen kurzen wurde sie mitteilhaft. Sie war in Berlin zu Hause und hatte ihren „Freund“ in Portugal besucht. Sie zeigte uns Lichtbilder, die von einer kleinen Gesellschaft, zu der sie gehörte, in einem Parke bei einer Gruppe prächtiger Eichen aufgenommen waren. Ihr Freund, anscheinend ein portugiesischer Großgrundbesitzer, wusste um die bevorstehende Revolution und hatte ihr dringend empfohlen, Portugal zu verlassen. Bei der nächsten Gelegenheit unterrichtete ich die eine und die andere legitime Ehefrau über das, was uns Gertrude von Ilgenstein über sich erzählt hatte. Zu den legitimen Ehefrauen hielt sich auch eine jüngere Frau, die mit einem jungen Manne reiste, den wir, Dr. Mingram und ich, nicht für verheiratet hielten. Bei dieser jungen Frau wurde zuerst der Bann gebrochen; die wirklich Legitimen folgten bald. Als ich eines Vormittags mit Mingram durch einen der Gänge zwischen den Kajüten erster Klasse kam, hatte Gertrude von Ilgenstein die Legitimen und die scheinbar Legitime um einen ihrer großen Koffer, den sie aus dem Holt hatte heraufbringen lassen, versammelt und zeigte ihnen ihren Kokettentrousseau, den die Damen bestaunten (*Wäsche-Ausstattung*). Sie waren mit Gertrude von Ilgenstein bereits auf vertrautem Fuße. Im Vorübergehen hörte ich, wie sie zu ihnen sagte: „Na, sehen Sie; konnte es denn nicht von Anfang an so gemütlich sein?“

Auf der Fahrt zum Ärmelkanal sahen wir nach Steuerbord das Leuchtfeuer von Ouessant fern an der Kimmung blinken. Wir steuerten „the Needles“ an der Westspitze der Insel Wight an und fuhren durch den Solent nach Southampton. Dort ging der Portugiese mit Frau und Kindern an Land, außerdem die englische Lehrerin, die nach mehrjährigem Aufenthalte in Natal heimkehrte. Über die Reede von Spithead erreichten wir wieder den Kanal und fuhren durch den Pas des Calais in die Nordsee. Diese war etwas bewegt. Wir sahen ab und zu einen Tümmler aus einem Wellenberg herausschießen. Ob wir in Cuxhaven an Land gingen oder ob wir die Unterelbe

hinaufführen, daran erinnere ich mich nicht mehr genau. Die kleine Reisegesellschaft lief auseinander und jeder eilte zum heimischen Herd.

1911: Vereinigte Staaten und Canada

Als die Ferienzeit 1911 nahte, fühlte ich noch immer die Abneigung gegen den Seebade- und den Alpenphilister. Mich zog nach den Staaten. Damals dachte noch niemand daran, über den großen Teich zu fliegen. 1909 hatte man auf der Ila (der Internationalen Luftfahrtausstellung) in Frankfurt am Main sich noch auf den Boden gelegt, um zu erkennen, ob sich das Flugzeug vom Boden abhebt. Ein großes Ereignis war es, als Blériot 1909 den Ärmelkanal mit seinem selbstgebauten Eindecker überflog. Um nach Amerika zu gelangen, war man 1911 auf den Wasserweg angewiesen. Die Verbindung von Hamburg nach New York und nach Baltimore bedienten die Hapag und der Bremer Lloyd mit ihren schnellsten und schönsten Schiffen. Durch ihre Werbeschriften und die von ihnen in die Zeitungen und Zeitschriften lancierten Aufsätze war man über diesen Verkehr genau unterrichtet. Ich hatte den Wunsch, auf den Spuren von James Fenimore Cooper (1789 bis 1851, amerikanischer Schriftsteller: Lederstrumpf-Romane) auch das kanadische Grenzland kennen zu lernen. Ich holte mir deshalb von der Schiffsagentur in Leipzig auch Prospekte der Canadian Pacific Railway Company (CPR) und von der Cunard Line, einer mit nordamerikanischem Kapital gegründeten, in Somerset House in London registrierten und unter britischer Flagge fahrenden großen Gesellschaft. Ich entschloss mich für die CPR und belegte einen Platz auf der Empress of Ireland zur Fahrt von Liverpool nach Quebec. Mit dem Nachtboot setzte ich von Vlissingen nach Queenborough über, traf in London auf Victoria Street Station ein und fuhr mit meinem Koffer in einem Hansom Cab (*einem leichten, zweirädrigen Pferdewagen mit zwei Sitzen und rückwärtigem, hohem Kutschersitz*) nach Liverpool Street Station und von da weiter nach Liverpool, wo ich am Nachmittag eintraf und mir sogleich im Hotel Terminus ein Zimmer nahm. Die Empress of Ireland wollte am nächsten Tage in See gehen. Zu einer Besprechung hatte sich mein Klient Wilhelm Gruban mit seiner Frau, einer geborenen Huldshinsky, im Hotel Terminus eingefunden. Gruban war früher Angestellter der Kirchner & Co. Aktiengesellschaft in Leipzig, die Holzbearbeitungsmaschinen baute. Er hatte gegen den Kommerzienrat Ernst Kirchner einen großen Zorn und war in Unfrieden von ihm geschieden. Ich hatte für ihn gegen Kirchner nach seinem Ausscheiden einen Rechtsstreit geführt, den wir gewannen. Gruban hatte etwas spät, aber noch nicht zu spät, die Manipulationen des Kommerzienrates Kirchner mit seinen Aktien durchschaut. Diese Aktien wurden an der Leipziger Börse notiert. Ihren Kurs machte der Kommerzienrat Kirchner. Er bestimmte die auszuschüttende Dividende. Ließ er die Dividende allmählich steigen, so erschien es gerechtfertigt, wenn sich auch der Kurs der Aktien hob. Kaufte kein Dritter eine Aktie, so war es ihm leicht, einen Geldkurs, sogar einen Kurs bezahlt Geld selbst in den Leipziger Kurszettel zu bringen, indem er selbst, oder durch einen Beauftragten eine Aktie an der Börse kaufen ließ. Hatte er zu allmählich steigendem Kurs einen ansehnlichen Teil seiner Aktien an den Mann gebracht, so ließ er durch eine Drosselung der Dividende den Kurs wieder zurückgehen. Die fremden Besitzer der Aktien stiegen wieder aus. Ernst Kirchner nahm die Aktien zu weichenden Kursen wieder herein. Gruban hielt sich selbst für einen sehr schlaunen Kaufmann und verübelte seinem Chef Ernst Kirchner ganz besonders, dass dieser bei dem Spiel mit den Aktien noch schlauer gewesen war. Ernst Kirchner hatte Gruban seinem Londoner Vertreter, dem Obergeringieur Oskar Schlegel, beigegeben. Gruban gab diese Stelle auf und übernahm die Leitung der Firma Haig & Co. Woodworking machines Ltd. in Oldham bei Manchester, deren Anteile zwei alten Damen im Erbwege zugefallen waren. Gruban ließ sich noch vor dem Ersten Weltkriege in England einbürgern und machte während des Ersten Weltkrieges in der britischen Öffentlichkeit viel von sich reden. Als ich als Fliegervernehmungsoffizier beim NO2, dem

Nachrichtensoffizier der Obersten Heeresleitung beim Armeekommando 2, arbeitete, kam eine Londoner Zeitung, wohl die Times, dienstlich in meine Hände. Darin fand ich ein Bild Grubans. Zeitweilig soll er sich, wie ich hörte, nach Dublin geflüchtet haben, wo man nach dem Osteraufstand 1916 wahrscheinlich Flüchtlinge aus England bereitwillig aufnahm. Sein endliches Schicksal konnte ich nicht erfahren.

Schon vor meiner Abreise aus Deutschland hatte ich gelesen, dass in England eine große Lohnbewegung der Transportarbeiter bevorstand. Ich hatte deshalb Eile, von Queensborough über London nach Liverpool zu gelangen. Als ich mit den Eheleuten Gruban im Hotel Terminus beim Tee saß, flog ein Plasterstein durch eines der hohen Frontfenster. Der Geschäftsführer bat die Gäste, in den rückwärtigen Räumen Platz zu nehmen. In den vorderen verlöschte man das Licht. Das Hotel Terminus bildete einen Teil der Bahnstation. Daraus erklärte sich der Angriff der streikenden Arbeiter auf das Gebäude. Gruban fuhr mit seiner Frau im Kraftwagen heim und schrieb mir, dass er unbelästigt blieb.

Am nächsten Morgen nahm ich mir eine Pferdedroschke und fuhr hinab zum Mersey. Ich blieb unbehelligt. An Bord der Empress of Ireland meldete ich mich beim Zahlmeister. Dieser wies mir meine Kabine zu und zwar das lower berth in einer zweibettigen Kajüte mit Bullauge, also eine Außenkabine. Mein Reisegefährte war ein junger Engländer, der in Geschäften nach dem Staate Tennessee fuhr, um dort, wie er sagte, Baumwolle zu kaufen. Er hatte die gute Kinderstube Englands genossen; deshalb kamen wir gut miteinander aus. Er beschäftigte sich abends meist in Gesellschaft anderer junger Leute mit dem Pokerspiel. Wenn er vom Spieltisch kam und sich schlafen legte, betete er eine Zeitlang aus dem Prayer Book, das stets bereit lag. An Bord der Empress of Ireland schien man wegen der Ausreise keinen Zweifel zu hegen. Sie hatte augenscheinlich ihre Ladung noch vor der Verkündung des Ausstandes eingenommen. Deshalb hatte die Gewerkschaft nichts gegen ihre Abfahrt einzuwenden. Am Ausgange des Aestuars des Mersey liegt eine Sandbank. Deshalb können größere Schiffe bei Niedrigwasser nicht ausfahren, sondern müssen die Flut abwarten. Als diese heraufkam, glitten wir den Strom hinab und fuhren an Birkenhead vorüber, das auf dem linken Stromufer liegt. Daran schließt sich Port Sunlight an, die Gründung des William Heskoth Lever, der hier 1888 seine Seifenfabrik und seine Gartenstadt gründete, woraus sich der Unilever-Konzern, der größte Margarinekonzern, entwickelte. Wir fuhren durch die Irische See an der Insel Man vorüber durch den Nordkanal in den Atlantik. Wir hatten ununterbrochen herrlichen Sonnenschein und ruhige See. Wir konnten das Bullauge die Nacht über offen halten. Auf der ganzen nördlichen Halbkugel hat es im Sommer 1911 nicht geregnet. Wir hatten Nächte, in denen sich die Sterne im Meer spiegelten.

Ich sah mich in den ersten Tagen unter den Mitreisenden um. Von meinen Tischgenossen ist mir noch ein Kunsthändler aus der 5th Avenue in New York erinnerlich, der für den Maler Horatio Walker begeistert war, der unter den französischen Siedlern in Canada, den habitants, seine Vorwürfe suchte. Als ich auf der Rückreise durch New York kam, suchte ich den Kunsthändler auf und sah mir einige Gemälde des Horatio Walker an. Kanada war französische Kolonie von 1594 bis 1763. Die Franzosen gründeten 1608 die Stadt Quebec, nach der die jetzige, vorwiegend von Franzosen (french habitants) besiedelte Provinz des Dominions heißt. Auch in der Provinz Ontario leben noch viele französische Siedler. Im Jahre 1911 hatten sie in der Landwirtschaft noch die Gewohnheiten beibehalten, die sie bei ihrer Einwanderung im 17. und 18. Jahrhundert aus Frankreich mitgebracht hatten. Der Kunsthändler hatte zur Heimfahrt vom European trip die Empress of Ireland gewählt, weil er seinen Freund Horatio Walker, der unweit Quebec auf dem Lande lebte, besuchen wollte. Auch mit den anderen Tischgenossen unterhielt ich mich, es waren Amerikaner, deren Namen und Personen ich vergaß. An Bord befanden sich außer mir noch andere Deutsche. Wir fanden uns rasch zusammen. Da war ein Schwabe Zienstag, der in

Ravensburg in Württemberg geboren und schon vor längeren Jahren ausgewandert war. Er schwäbelte sehr lebendig Englisch und war in Toronto zu Hause. Fräulein Eckhardt stammte aus der Firma Baarmann in Leipzig, die an der Nordseite des Marktes eine geschätzte Gaststätte und in der Südvorstadt eine Bierhandlung betrieb. Sie fuhr zu ihrem Verlobten. Da sie auch bei ruhiger See unter Seekrankheit zu leiden glaubte, nahm sie an unseren Unterhaltungen nur wenig teil. In engere Fühlung trat ich mit einem Mäntelreisenden aus Berlin namens Rose. Die Reichshauptstadt und Breslau waren damals die Hauptplätze für die Fertigteilerindustrie (Konfektion), deren Erzeugnisse von der Stange verkauft werden, ready made, wie damals die Amerikaner sagten. 1911 erlaubten die kanadischen Zollsätze noch die Einfuhr von Fertigteilerkleidung. Herr Rose schärfte meinen Blick. Er lehrte mich zu erkennen, welche von den Mitreisenden ihre Mäntel von der Stange gekauft hätten. Bei der einen Dame waren die Ärmel etwas zu lang; bei einer anderen saß die Taille etwas zu hoch usw. Herr Rose wusste auch, dass die Verkäuferinnen in den meisten Konfektionsläden Prämien für jedes Stück erhalten, das sie durch gewandtes Zureden ohne Änderung verkaufen. Als wir später in Quebec durch die Straßen gingen, zeigte er mir die Mäntel, die er im Jahre 1910 in Kanada verkauft hatte. 1910 waren ein leuchtendes Rot und ein einfacher Schnitt Mode gewesen.

Die Masse der Reisenden waren Bürger der Vereinigten Staaten und Kanadas, die von ihrem Europaausflug heimkehrten. Der Rückfluss dieser Reisenden begann schon im August und endete in der Hauptsache Mitte September. Später rechnete man schon mit Stürmen und rauherer See. Als Nachbarin in dem Liegestuhl am Promenadendeck lernte ich eine Dame aus British Columbia, the most british of all british colonies, kennen. Sie hatte eine ihrer Töchter aus dem Pariser Pensionat abgeholt und erzählte mir von dem ranch, den sie am Frazer-River besaßen, und den Fuchsjagden, die man dort ritt. Ich lernte auch das Töchterchen kennen. Die Mutter sprach noch von „my fair girl“, damit meinte sie, dass diese andere Tochter blond sei, während das aus Paris abgeholte junge Mädchen sehr dunkel brünett war. Bei der Unterhaltung mit der Dame vom Frazer River unterlief mir nach Meinung des Mäntelreisenden ein mistake. Als die Dame das Medaillon öffnete, das sie an einem goldenen Kettchen um den Hals trug, und mir das Bild ihrer anwesenden Tochter zeigte, fragte ich, ob auf der back-side the picture of the fair girl sei. Herr Rose meinte unter vier Augen, man dürfe in guter Gesellschaft nur „back“ für Rückseite sagen; denn back-side bezeichne das Gesäß. Ich war für diese Belehrung dankbar, hatte aber den Eindruck gehabt, dass die Dame meinen mistake, wenn es einer war, nicht beachtete.

Die Reisenden wetteten über die Zahl der täglich gelaufenen Seemeilen. Die Zahl wurde täglich an einer bestimmten Stelle angeschrieben. Die günstige Witterung gestattete, eine stetige hohe Geschwindigkeit einzuhalten. Wir näherten uns der Insel Neufundland und damit dem Labradorstrom, der von Westgrönland her zahlreiche Eisberge südwärts befördert. Als wir uns dieser Gegend des Atlantik näherten, verlangsamte die Empress of Ireland die Fahrt. Der Himmel wurde trübe, die Luft kühl. Plötzlich hörte man - es war nach dem Dinner und die Fahrgäste der I. Klasse alle leicht und festlich gekleidet - den Ruf: „Icebergs, Icebergs!“ Alles drängte sich an Deck. Die Damen mit den ausgeschnittenen Gesellschaftskleidern verschwanden sogleich wieder, um angetan mit Mänteln, Pelzen oder Tüchern zurückzukehren. Vorsichtig kreuzte die Empress of Ireland die Drift der Eisberge. Da nur ein Neuntel der Masse der Eisberge aus dem Wasser ragt, so schlossen wir auf die Wucht und Kraft dieser treibenden Eismassen. Wir ahnten nicht, dass schon im folgenden Jahr die Titanic, die für unsinkbar galt, durch Zusammenstoß mit einem der gewaltigen Eisberge untergehen und dabei vielen Menschen den Tod bereiten würde. Ich las über den Untergang der Titanic 1912 in der Times die ausführlichen Berichte über die Verhandlungen vor dem Londoner Seeamt und konnte mich nach dem Erlebnis vom August 1911 recht lebhaft in die Lage hineinversetzen. Es hieß damals, der Titanic sei es um das blaue Band gegangen.

Wir gelangten ungefährdet durch das Feld der Eisberge hindurch und fuhren bei der Belle Isle, die noch die Franzosen benannten, die Engländer aber auf ihre Art aussprechen, in den (*Sankt*) Lorenzgolf. An der damals einem großen Schokoladenfabrikanten gehörigen Insel Anticosti entlang fuhren wir in den St. Lorenz-Strom ein. Die Auswanderer, die nicht mehr als steeragers, Zwischendecker (*von steerage, Steuerung des Schiffes*), wie sie das Bild von Hubert Herkomer zeigt, sondern alle Reisende dritter Klasse befördert wurden, hatten sich schon während der ganzen Reise des guten Wetters erfreut und auf dem Vorderdeck gesungen, getanzt und musiziert. Mit großer Freude begrüßten sie das kanadische Festland. Unter den Gestalten der Auswanderer fiel besonders eine stattliche junge Frau auf. Sie war eine der muntersten und verstand auch, mit ihrer Heiterkeit die anderen anzustecken. Die Kanadier und Amerikaner meinten bei ihrem Anblick, sie würde sich binnen kurzem in der neuen Heimat zurechtfinden und schon übers Jahr nicht mehr die Trikottaille der britischen Landarbeiterin, sondern ein Kleid nach modischem Schnitt und einen (wie damals Mode) Riesenhut mit einer langen und breiten Pleureuse tragen (*eine herabhängende Straußenfeder*). Noch vor Quebec erschien an Bord ein US-immigration officer, der sich für Ausweispapiere und die verfügbaren Geldmittel interessierte. Ich hatte einen Reisepass mit dem Sichtvermerk des US-Konsulats in Leipzig und einen Reisekreditbrief. Der US-immigration officer fragte auch nach dem Zweck der Reise und war befriedigt, als ich sagte: Touring. Der Mann versicherte uns, dass wir beim Übertritt aus Kanada nach den USA keine weitere Kontrolle zu gewärtigen hätten. Mit dieser Einwanderungskontrolle war auch eine Zollkontrolle für die Vereinigten Staaten verbunden. Der Mann ließ sich meinen großen Kabinenkoffer öffnen. Außer Kleidung hatte ich darin eine goldene Uhr mit Kette, die mir eine Leipziger Klientin zur Aushändigung an ihren Bruder, einem Hotel-Butcher (*Metzger*) in New York, mitgegeben hatte. Diese Uhr wies ich nicht vor und freute mich, dass der Beamte sie nicht fand. Über die Zollpflicht der Uhr machte ich mir keine Gedanken. Vielleicht war sie als Vatererbe zollfrei. Der Nachweis hatte aber wohl ein Affidavit erfordert (*eine eidesstattliche Versicherung*). Ich war froh, als ich die Uhr dem Hotel-Butcher ausgehändigt hatte. Eine zweite Zollkontrolle hatten wir kurz vor der Landung in Quebec. Der Steward, der mich in meiner Kabine bediente, war ein biederer Welshman (*ein Walliser, also ein keltisch sprechender Mann aus Wales*) und sprach das Englisch auf seine Art aus. Wir verstanden uns aber recht gut. Als die kanadische Zollnachschaue vorbereitet wurde, suchte er mich auf Deck und meldete: „Mister Doctor (- vor der Aussprache meines Namens Mothes scheute er sich -), your trunk is outside.“ Dabei sprach er das Wort mit einem tiefen, dunklen „u“ und nicht etwa mit einem kurzen ö oder a. Die kanadischen Zöllner begegneten einem Touristen ohne Misstrauen. Der Mäntelreisende und ich übergaben unser Gepäck gegen eine Marke dem Angestellten der Paketfahrt zur Beförderung nach dem Hotel Château Frontenac, einem Wolkenkratzer auf der Höhe über der Stadt neben dem alten, von dem französischen General Frontenac gegründeten Fort. Wir eilten in den Hotelomnibus und konnten als erste im Hotel eintreffen. Das hatte den Vorteil, dass wir noch billige Zimmer bekamen. Die meisten Reisenden fragten nach den zwei und drei-Dollars-Zimmern. Wenn diese belegt waren, mussten sie teure Zimmer wählen. Im reception office fragte man: „With or without bath?“ Hier musste sich mein Ohr erst an die amerikanische Aussprache des „a“ gewöhnen. Ich hatte aus dem Munde des New Yorker Kunsthändlers bei Tisch gehört, wie er sagte: Glas mit einem langen „a“; auch sprach er von still water und erläuterte es als ein mineral water without gas, wobei er auch wieder ein langes „a“ hören ließ. Auf dem Schiffe hatte man das bath immer mit einem eindeutigen a gesprochen. Im reception office des Hotels Château Frontenac wurde ich zunächst irre. Auf dem Schiff und in der Eisenbahn heißt die Schlafstätte berth. Zwischen amerikanischem bath und berth ist nur ein geringer Klangunterschied. Hier half mir zunächst der Mäntelreisende Herr Rose als erfahrener Mann. Ich sagte ebenso wie er: Without bath. Wir brauchten zunächst kein Bad, da wir an Bord täglich gebadet hatten. Später nahm ich oft ein Zimmer mit Bad und brauchte es auch oft nötig

nach der Verrußung auf langen Bahnfahrten, besonders solchen, wo die Lokomotiven mit soft coals geheizt waren. Der Mäntelreisende verließ mich, um in die Stadt hinunter zu gehen. Er hatte seine umfangreiche Musterkollektion vorausgesandt nach dem Schauraum, den er für seine Firma schon seit Jahren benutzte. Er wollte seine Muster zur Besichtigung aufbauen und mich zu einer festgesetzten Zeit von der Hotelterrasse abholen. Er ließ mich lange warten. Ich hörte auf der Hotelterrasse eine Platzmusik von einer uniformierten Kapelle. Zum Schluss spielten sie „God save the King“ und „O Canada“. Diese beiden Hymnen hörten die Leute stehend und entblößten Hauptes an. Darüber verging weitere Zeit. Der Mäntelreisende kam jedoch noch immer nicht. Als ich schon im Begriff war, mich von dem Warteposten zurückzuziehen, rief mich plötzlich von weitem ein kleiner schwarzhäariger Mann an und winkte. Ich ging zögernd auf ihn zu. Er eilte mir entgegen und begrüßte mich herzlich. Es war der Portugiese aus dem Ackerbaumministerium, der vorm Jahre seine Frau und seine beiden kleinen Mädels von Lissabon nach Southampton brachte. Er berichtete mir, das sein drittes Kind, wiederum ein Mädels, in England geboren wurde. Jetzt hatte er eine Ladung Kork aus Portugal nach Kanada gebracht und wollte als Rückfracht Pappelholz mitnehmen. Damals dachte man noch nicht an die Chemiefasern. Deshalb wunderte ich mich über sein Interesse an dem weichen Holze. Erklärte mich aber dahin auf, das man daraus in Portugal Zündhölzer fertigen wollte. Wir tranken an der Bar des Hotels Château Frontenac einige Martini Cocktails und freuten uns über den freundlichen Zufall, der zu unserer Begegnung auf der westlichen Halbkugel führte. Schließlich erschien mein Mäntelreisender. Er hatte seine Vermieterin zunächst nicht angetroffen und seinen Schauraum und darin seine Musterkollektion verschlossen gefunden. Er war deshalb mit dem Aufbau seiner Damenmäntel noch nicht fertig. Wir gingen hinunter in die Stadt. Er wollte der Vermieterin den Schlüssel zur Verwahrung geben. Sie war schon wieder ausgegangen. Ihr halberwachsener Sohn saß auf der Hausschwelle. Herr Rose sprach zwar fließend Englisch, aber gar kein Französisch. Der Sohn der Vermieterin dagegen war, was mich sehr wunderte, des Englischen gänzlich unkundig. Herr Rose bat mich deshalb, dem Jüngling den Schlüssel zu übergeben und ihm zur Mitteilung an seine Mutter zu sagen, wann er sich am nächsten Vormittag zur Arbeit einfinden werde. Der junge Mann verstand mich, wie ich durch entsprechende Fragen feststellte. Nun stiegen wir bei einbrechender Dunkelheit wieder zum Château Frontenac hinauf und setzten uns an einen Tisch im Speisesaal, um zu Abend zu essen. Kaum hatten wir uns gesetzt, als in dem Saale eine größere Bewegung entstand. Ein kleiner älthlicher Mann in einem etwas abgetragenen Anzuge wurde hereingeleitet und nahm mit einigen Begleitern am Nachbartische Platz. Der Kellner, bei dem wir unser Abendbrot bestellten, teilte uns leise mit, dass der kleine älthliche Mann am Nachbartische der derzeitige kanadische Ministerpräsident Sir Wilfried Laurier sei und am Abend auf dem Marktplatze vor dem Rathause in einer politischen Versammlung sprechen wolle. In Kanada herrschte Wahlbewegung. Die Partei Wilfried Lauriers, die liberale, erstrebte eine Zollunion mit den Vereinigten Staaten. Kanada war der erste Teil des britischen Kolonialreiches, der, und zwar von 1867 bis 1871, verfassungsrechtlich zum Dominion ausgestaltet wurde. Nach dem Vorbilde des Mutterlandes hatte man zwei Parteien, die man Conservatives und Liberals nannte. Die Konservativen hielten auf enge Beziehungen zum Mutterlande. Die French Canadians, die den Grundstock der Liberals bildeten, und an deren Spitze der von Geburt französische Wilfried Laurier stand, und die zahlreichen nicht britischen Einwanderer in den Weizenbauprovinzen Manitoba, Saskatchewan, Winnipeg und Alberta waren weniger zu England geneigt. British Columbiens hatte sich von jeher um Einwanderer aus Großbritannien bemüht. Die French Canadiens, in den Staaten auch geringschätzig Canucks genannt, vermehrten sich stärker als andere Bevölkerungsteile des Dominions. Sie sind römisch-katholisch. Man nahm an, dass sie unter kirchlichem Einfluss sich weniger Abtreibungen zu Schulden kommen lassen.

Am Nachbartisch wurde rasch serviert. Laurier und seine Begleiter aßen geschwind. Als sie sich

erhoben, begann draußen eine Musikkapelle zu spielen. Die liberale Parteiorganisation von Quebec holte ihren Führer feierlich und geräuschvoll zur Wahlversammlung ein. Herr Rose und ich, wir wollten uns die Wahlversammlung nicht entgehen lassen. Wir beeilten uns mit unserem Abendbrot, zahlten und folgten dem Zuge mit der Musikkapelle. Auf dem Marktplatz war am Rathause ein hohes Podium errichtet und mit vielen Glühlampen erleuchtet. Wilfried Laurier hatte seine Rede schon begonnen. Er sprach Französisch. Mich interessierten am meisten seine Ausführungen über die Zollunion. Er wies auf die Verhältnisse hin, die in Deutschland vor der Gründung des Zollvereins und des Deutschen Reiches bestanden. Er ging dann auf die Zustände ein, die sich aus den Zollschranken zwischen Frankreich, Belgien, den Niederlanden, Luxemburg, Deutschland und Großbritannien ergeben. Er erntete einen gewissen, jedoch keinen stürmischen Beifall. Später las ich, dass die Liberals bei den Wahlen unterlagen. Das politische Pendel schwang nach der anderen Seite. Nach meinem Eindruck bedeutete für viele Kanadier die Zollunion mit den USA eine Maßnahme, die zu tief in die kanadische Wirtschaft eingreifen musste und die zudem einen sehr wesentlichen Teil der staatlichen Selbständigkeit des Dominion preisgeben musste. Kanada hatte wichtige Vorteile durch die Imperial Preference, die Zollvergünstigungen innerhalb des British Empire. Der erste Tag in Quebec war für mich recht inhaltsreich verlaufen.

Von Quebec fuhr ich nach Montreal, dessen französischen Namen die Leute englisch aussprachen: Montriohl. Ich hatte dort den Eindruck einer wohlgebauten Stadt. Ich bestieg den Hügel, auf dem der Name beruht. Auf der Höhe war ein geschmackvoll als Park angelegter Friedhof mit schönen Baumgruppen. Von Montreal fuhr ich nicht nach der kanadischen Hauptstadt Ottawa, weil das Parlament in den Ferien war, sondern nach Prescott, um auch eine kleinere kanadische Stadt kennen zu lernen. Ich kam dort erst gegen Abend an und fand mich in das Hotel des Ortes. Die Straßen, insbesondere die Fußwege, waren nur mangelhaft befestigt. Nach allen Anzeichen war der Fremdenverkehr recht gering. Außer mir zählte ich nur noch drei Gäste im Hotel, nämlich einen Mann und zwei zusammengehörige Frauen oder Damen (!), die sich mit viel Einzelheiten über das Trinkgeldwesen unterhielten, was für mich als Ausländer lehrreich war. Mit der Verpflegung war es nicht ganz einfach. Schließlich war es doch möglich, dass wir etwas zu essen bekamen; wir nahmen vorlieb mit dem, was uns der dienstbare Geist, der kein Kellner von Beruf war, anbot. Mit dem Getränk war es auch nicht ganz einfach. An Tee oder Whisky-Soda war nicht zu denken, auch nicht an Bier, nicht einmal Flaschenbier. Schließlich fiel das erlösende Wort „ice cream soda“. Wir bestellten jeder ein ice-cream-soda. In Prescott wurde ich mit diesem Nationalgetränk der Nordamerikaner bekannt. Ich habe es in der Folgezeit noch oft getrunken, allerdings nie wieder so lieblos serviert erhalten. Der Kellner, der von Beruf keiner war, setzte jedem der Gäste einen gläsernen Biertopf mit Henkel hin, der ein halbes Liter fasste. Darin befand sich ein Schlag ice-cream und darüber stand Sodawasser, allerdings nicht bis zum Füllstrich. Außer dem „Kellner“ sahen wir kein Personal, weder einen Empfangsherrn, noch einen Hausdiener, noch ein Zimmermädchen. Es ließ sich weder Wirt noch Wirtin sehen. Am nächsten Morgen fand ich aber meine Stiefeln geputzt.

Von Prescott nahm ich den Schnellzug durch den Süden der Provinz Ontario nach Toronto. Die Bahn feuerte soft coal, die in sehr lästiger Weise rußte. Der untere Teil der Abteifenster war durch Drahtgaze verschlossen, deren feinmaschiges Netz nur die größeren Rußflocken fernhielt. Das kanadische Festlandsklima ließ die sommerliche Hitze des Jahres 1911 besonders lästig empfinden. Sie trieb den Schweiß und dieser hielt den Ruß fest. Nach einer solchen Fahrt hatte man das dringende Bedürfnis, ein warmes Reinigungsbad zu nehmen und die Leibwäsche zu wechseln. Auch Toronto machte mir den Eindruck einer wohlgebauten Stadt. Herr Zinstag aus Ravensburg in Württemberg hatte mir die Adresse des deutschen Klubs in Toronto gegeben. Die Neugier trieb mich, einen solchen Klub kennen zu lernen. Ich traf dort einige wenige Leute, die

Karten spielten. Sie knüpften so nebenbei eine Unterhaltung mit mir an. Als sie hörten, dass ich soeben aus Deutschland eintraf, sahen sie mich als greenhorn an und witterten die Möglichkeit, als Grundstücksmakler eine Provision zu verdienen. Sie sprachen von ebenso fruchtbaren wie wohlfeilen Grundstücken in Manitoba und Alberta. Als sie damit bei mir auf kein Verständnis stießen, wendeten sie sich ihrem Kartenspiel mit ausschließlicher Interesse zu.

Von Toronto führte mich mein Weg über den Ontariosee, wie es selbstverständlich erscheint, nach Niagara Falls. Ich sicherte mir einen Platz in einem sauberen und ordentlichen Hotel, das gar nicht besonders teuer war. Das Getöse des Falls hinderte mich nicht am erquickenden Nachtschlaf. Außer allen Teilen des Falls besichtigte ich auch das Powerhouse, das große Wasserkraftwerk, und die große Keksfabrik. Diese Fabrik ist zur Besichtigung eingerichtet. In allen Stockwerken sind in die Arbeitssäle breite Balkone eingebaut, denen gegenüber große Inschrifttafeln hängen, die die Arbeitsvorgänge in dem Saale erläutern. Die Reisenden, die die Niagarafälle besuchen, lassen sich eine Besichtigung der Keksfabrik nicht entgehen. Zwei Aufzüge mit großen Fahrbühnen befördern die Besichtigter zu dem obersten Stockwerke, wo der Weizen lagert und gereinigt wird. Ein Mann mit Megaphon begleitet den Schwarm der Besichtigter und erläutert ihnen nochmals, was im Saale vorgeht und ergänzt damit die Inschrift auf der Tafel. Von Stockwerk zu Stockwerk geht es die Treppen hinab: von den Weizenmühlen zu der Teigbereitung, zu den Backöfen, zu dem laufenden Band, von dem die Arbeitsfrauen die Kekse in Faltschachteln verpacken. Zuletzt werden die Besichtigter im Erdgeschoss in einen großen Speisesaal geführt und dort über die verschiedenen Formen unterrichtet, in denen man die Kekse genießen kann: Zerbröckelt und mit Sahne übergossen, bestrichen mit Jam oder Marmelade, zu Porridge oder Thee usw. Die Form der Werbung, die die Keksfabrik gefunden hat, schien mir sehr wirksam, weit wirksamer und vielleicht auch minder kostspielig, als die Werbung durch Zeitungsanzeigen.

Vom Niagarafall begab ich mich nach Buffalo im Staate New York. Dort ging ich durch die Straßen und fand mitten auf dem Fahrdamm ein massives Kirchengebäude auf Rädern. Die Kirche war unzerlegt von ihrer bisherigen Baustelle zu einem neuen Bauplatz unterwegs. Die Kirchen gehören in den USA nicht zu den größten und höchsten Gebäuden. An der bisherigen Baustelle war eine Tafel aufgestellt: „During the moving of the church, the service will be ----.“. Beim Weitergehen fand ich eine ansprechende Gaststätte, deren Schild lautete: „Deutscher Ratskeller“ in Frakturschrift; das D und das R waren mit roter Farbe geschrieben. Dahinein ging ich, um zu Mittag zu essen. Der Empfangsherr, dessen menschenkundiger Blick in mir den Deutschen erkannte, begrüßte mich in deutscher Sprache und wies mich an einen Tisch, wo mich ein in Deutschland geborener Kellner bediente. Dieser schüttete mir sein Herz aus. Er war Schwabe und fühlte sich in Amerika gar nicht wohl. Die Schuld an seinem Unglück maß er seinem Kompaniechef zu. Er hatte nach Erfüllung seiner Wehrpflicht Soldat bleiben wollen. Sein Hauptmann hatte aber abgelehnt, mit ihm zu kapitulieren. Die Gründe der Ablehnung vertraute er mir nicht an.

Von Buffalo fuhr ich über den Erie-See nach Toledo. Auf dem Nordufer des Sees sah ich viele stoves and ranges, Öfen und Herde, in der Gegend von Detroit zahllose Kraftwagen stehen. Von Grand Rapids fuhr ich über den Michigan-See nach Milwaukee. Es war eine herrliche, sternklare Nacht. An Bord war eine größere Gesellschaft junger Amerikaner, die fröhlich und stimmungsvoll sangen. In Milwaukee kam ich an einem Sonntagmorgen an. Ich belegte mir in dem großen Hotel ein Zimmer und brachte dort meinen Koffer unter. Dann frühstückte ich und trat einen Stadtbummel zu Fuß an. Dabei trug ich den Baedeker im leuchtend roten biegsamen Ganzleinenband in der Hand. Als ich vor einem Schaufenster stand, redete mich ein Mann auf deutsch an. Er erkannte natürlich in mir den deutschen Touristen, also eine Eigenschaft, die ich

gar nicht verhehlen wollte. Er redete zunächst Gemeinplätze und von alltäglichen Dingen, so z.B. von der Geschäftsruhe und Öde des amerikanischen Sonntags. Im weiteren Verlaufe des Ganges durch die Straßen nannte er mir seinen Namen: „Hecht“, er sah auch so aus. Als Beruf gab er an „Journalist“. Das klang glaubhaft. Er fügte hinzu, eines der größten Nachrichtenbüros habe ihn zur Meinungsforschung mit Bezug auf die bevorstehenden Parteitage der Republikaner und der Demokraten nach dem Westen entsandt. Bei unserem Spaziergang durch die am Sonntag wenig belebten Straßen Milwaukees trafen wir gelegentlich Gruppen junger Leute mit gesunder Gesichtsfarbe, tanned by sunshine. Herr Hecht bezeichnete sie als Leute vom Lande und sagte mir, in Amerika nenne man sie hayseed (*Bauer oder auch Tölpel*). In Deutschland hatte ich gehört, dass es in Milwaukee sehr viele Deutsche gebe. Ich sah jedoch keine einzige Inschrift, auch keine Anpreisungsinschrift in deutscher Sprache. Herr Hecht bestätigte mir, dass in Milwaukee viele Deutsch-Amerikaner leben, dass aber Englisch die Landesstaatsprache sei und man nur diese in der Öffentlichkeit spreche. Die Mittagsstunde rückte heran. Herr Hecht vertraute mir an, dass ihn hungere. Er wisse in der Nähe eine Gaststätte, wo man ein recht gutes und preiswertes Gericht von Süßwasserfisch erhalte. Ich erinnerte mich an das Büchlein eines Freiherrn von Biedenfeld, das ich mir vor Jahren angeschafft hatte. Biedenfeld hatte bei einem Reiterregiment des preußischen Gardekorps' als Berufsoffizier gedient, hatte Schulden halber den Dienst quittiert und war über den großen Teich gegangen. Er hatte drüben - gewissermaßen vorschriftsmäßig - alle Fähnrisse des Greenhorns durchgemacht. Besonderen Eindruck hatte mir sein Reinfall auf den confidence trick (*Schwindel, Bauernfängerei*) gemacht, seine Betäubung und Ausraubung. Ich traute Herrn Hecht noch nicht rückhaltlos. Mein Argwohn stieg, als er auf dem Wege zu der wohlfeilen Fischgaststätte in einen langen finsternen Gang einlenkte. Ich hoffte schon auf ein interessantes Erlebnis mit amerikanischen Gangstern, deren Hochburg Chicago nicht allzu fern am Michigan-See lag. Wir tauchten aber aus dem finsternen Gange wieder zum Tageslicht auf und landeten in einer schlicht bürgerlichen Gaststätte, wo man uns einen gut gebratenen Fisch von sättigender Größe zu einem mäßigen Preis bot. Nach diesem Gabelfrühstuck suchte Hecht eine Straßenbahnhaltestelle auf und lud mich ein, mit derselben Linie am Nachmittag gegen 16 Uhr bis zur 146. Straße zu fahren und dort in einer Gaststätte an der Straßenecke einzukehren; ich würde die Eingangstür auf der Straßenseite verschlossen finden und müsse vom Hof her an die Hintertür gehen. Er werde dort mit drei Freunden Skat spielen. Als ich ihm sagte, ich wolle mit einem in der Nähe haltenden Kraftomnibusse eine Rundfahrt machen, empfahl er mir noch, nicht den nächststehenden Omnibus zu nehmen, der einen Dollar fordere, sondern um die Ecke herum zu gehen, wo ein Omnibus stehe, der die gleiche Fahrt für einen halben Dollar ausführe. Diesem wohlgemeinten Rate folgte ich und sah den größten Teil von Milwaukee. In besonderer Erinnerung blieb mir der Lake-Park und das Denkmal Erichs des Roten, des Isländers, der um das Jahr 1000 Amerika entdeckte. Am Nachmittag fuhr ich, wie mit Hecht verabredet, nach der 146. Straße hinaus. Ich fand die Vordertür der Gaststätte geschlossen, ging durch die Hausflur und stand vor einer unverschlossenen Hintertür. Den Sonntagsruhevorschriften genügte der Verschluss der Vordertür. In der geräumigen Gaststube sah ich zunächst eine Gruppe sehr wohl beleibter, stämmiger Männer vor der Theke stehen. Mein Freund Hecht erhob sich von einem Tische, um mich zu begrüßen. Die Männer an der Theke bezeichnete er als Iren. Hecht führte mich an seinen Tisch und stellte mir seine Skatfreunde vor. Ich merkte mir nur den Namen des Dr. med. Schiller, der von deutschen Eltern in Amerika geboren war. Der dritte Mann war ein kleiner Getreidehändler, der vierte ein Barbier, beide, ebenso wie Hecht, in Deutschland geboren. Ich begnügte mich mit der Rolle des Kiebitz'. Die vier Männer, von denen drei in Deutschland geboren waren, während die Eltern des vierten aus Deutschland eingewandert waren, sprachen beim Kartenspiel Englisch. Ich merkte mir: „go ahead“ hieß „spiel aus!“ „Give the knight“ hieß „gib den Jungen“ (Wenzel)! Mit mir sprachen die Männer deutsch. Zuletzt gewann der Barbier. Er lud die Runde zu einem Abendimbiss in der Stadt ein. Mich schloss er in die Einladung ein. Wir genossen ein einfaches, aber ordentliches

Gericht und tranken dazu ein Glas Bier. Ich ließ mir die Geschäftsadresse des Barbiers geben und suchte seinen barber-shop am nächsten Vormittag auf. Zunächst traf ich nur seinen Gehilfen, der gerade einen Chinesen bediente, dessen Gesichtshaut eine unangenehme Entzündung zeigte. Ich wollte mir Haar und Bart schneiden lassen, die Hautkrankheit des Chinesen war mir aber ungemütlich. Ich war schon im Begriffe, mich wieder zu entfernen, als der Meister von einem Kundenbesuche zurückkehrte. Mit ihm verständigte ich mich rasch dahin, dass er zu meinem Haar- und Bartschnitt keinesfalls die Werkzeuge benutzte, womit der Chinese bedient worden war. Während der Arbeit erzählte mir der Meister von seiner thüringischen Heimat. Dabei überkamen ihn wehmütige Erinnerungen. Er sprach sich nicht ganz rückhaltlos aus. Ich hatte den Eindruck, dass ihm eine Frau oder ein Mädchen, das er liebte, die Treue brach, und dass er deshalb die Heimat, an der er hing, verließ. In der Tanzstundenzeit hatte ich als Primaner in die Platte meiner Schulbank ein Wort von Jules Sandeau eingeritzt: „Rien n'est sain, que de s'ensevelir de bonne heure dans le regret d'un unique amour“ (*nichts ist gesünder als frühzeitig den schmerzlichen Verlust einer einzigartigen Liebe zu erleiden*). Als ich aus der Barbierstube des Thüringer Landsmannes wegging, fiel mir dieses Wort ein. Ich war geneigt, das „sain“ mir „malsain“ zu vertauschen.

Zu meiner Klientel gehörte die Kohlbach & Co. GmbH in Leipzig-Lindenau, deren Gesellschafter und Geschäftsführer der Kaufmann Wilhelm Fries und der Ingenieur Baumgärtner waren. Diese Firma baute Bronziermaschinen für das graphische Gewerbe, wofür mancherlei Schutzrechte bestanden. Die Maschine bedruckte zunächst die zu bronzierende Stelle des Papierbogens mit Firnis, bestreute diese Stelle dann mit Bronzepuder und wischte schließlich das überschüssige Bronzepulver weg. Trotz der hohen Schutzzölle der USA konnte die Kohlbach-Bronziermaschine drüben eingeführt werden. Als Handelsvertreter für die Atlantik-Staaten und den Mittleren Westen hatten Kohlbach & Co. den Kaufmann Robert Hayssen in Milwaukee Hanover Street bestellt. Ich beriet die Firma Kohlbach & Co. rechtlich, klagte gegebenenfalls die Kaufpreise für verkaufte Maschinen ein und verteidigte in Rechtsstreiten die Schutzrechte, insbesondere die Patente. Als ich Herrn Fries mitgeteilt hatte, dass ich 1911 während der Ferien nach den Staaten fahren wolle, bat er mich, zu versuchen, die Verhandlungen, die er mit diesem bei seiner letzten Anwesenheit in Europa über die Vertretung begann, fortzuführen und, wenn möglich, abzuschließen. Ich suchte deshalb Herrn Hayssen in seinen Geschäftsräumen auf. Mein Besuch war ihm von Leipzig aus angekündigt. Wir verhandelten freundschaftlich und mussten ab und zu Entschließungen von Leipzig einholen. Wir kabelten und mussten dabei den großen Zeitunterschied zwischen Leipzig und Milwaukee berücksichtigen. Leipzig liegt im Bereiche der MEZ (Mitteluropäischen Einheitszeit), Milwaukee im Bereiche der ET (Eastern Time). Das bedeutet sechs Stunden Unterschied. Wenn sich die Leute in Leipzig um 8 Uhr morgens an den Schreibtisch setzen, ist in Milwaukee noch nachtschlafene Zeit, nämlich 2 Uhr nach Mitternacht. Wenn die Leute in Milwaukee 8 Uhr morgens die Arbeit beginnen, ist es in Leipzig schon 14 Uhr nachmittags. Kommt man in Milwaukee erst dazu, sich nachmittags 16 Uhr zur Besprechung zusammen zu finden, ist es in Leipzig bereits 22 Uhr. Wegen dieses Zeitunterschiedes kostete uns jedes Kabel ein bis zwei Tage. Wir brachten den Agenturvertrag ein Stück vorwärts, aber schlossen ihn nicht ab. In Amerika machten es die hohen Arbeitslöhne wünschenswert, die Bronziermaschine mit einer automatischen Anlegevorrichtung, einem self-feeder, zu versehen. Die verfügbare Zeit nutzte ich durch Besichtigungen. Ich sah die Bildersammlung im Museum, das ein gebürtiger Deutscher leitete. Ich fand dort eine „Sünde“ von Franz von Stuck (*deutscher Jugendstil-Maler und Bildbauer, 1863 bis 1928*). Dieses Gemälde hatte die Zeitgenossen angesprochen. Stuck hatte wohl die erste Ausführung dem Grafen Adolf von Schack in München verkauft und darnach noch mehrere Ausführungen an andere. Dabei handelte es sich wohl nicht um genaue Übereinstimmung der verschiedenen Stücke, sondern um gewisse, wenn auch geringe Abweichungen.

Von großem Interesse war mir die Schwermaschinenfabrik der Bethlehem Steel Corporation. Ich sah dort Maschinen gewaltigen Ausmaßes, z.B. Wasserhaltungsmaschinen für Bergwerke, große Wasserturbinen u.a.m. Ich fand auch Zutritt zu der großen Brauerei, die der Familie Ühlein gehörte. Im Augenblick weiß ich nicht mehr, ob die Firma Blatz oder Schliz hieß. Der junge Herr Ühlein, eine überaus stattliche Erscheinung von fast zwei Meter Länge, zeigte mir den großen Panzerraum, worin die Firma die Urkunden über die ihr gehörigen oder von ihr gemieteten und als Gaststätten eingerichteten Räume verwahrte. Er sagte mir dabei, dass seine Firma Eckgrundstücke bevorzuge. Das Brauereigeschäft entwickelte sich also damals in den USA sehr ähnlich dem in Deutschland, wo es kaum noch einen Gastwirt gab, der von der Brauerei unabhängig war. Herr Ühlein ließ mich dann in den Betrieb führen. Seine Zeit war knapp bemessen. Er wollte noch am gleichen Tage zur Jagd auf den Grisly, den Wapiti, die Bergziege (mountain goat) und das Bergschaf (mountain-sheep) aufbrechen. Ich hatte von Brauereien früher nur die der Gebrüder Ulrich in Leipzig-Stötteritz, die Rittergutsbrauerei in Auerswalde bei Chemnitz, die dem Grafen Vitzthum von Eckstädt auf Lichtewalde, die in Schönau bei Leipzig, die dem Dr. Hermann Müller gehörte, und die Sternburgbrauerei des Rittergutes Lützschena, sowie die Riebeck-Brauerei in Leipzig-Reudnitz gesehen, in die mich Wilhelm Reinhardt, mein um zwei Jahre älterer Kompennäler von der Nikolaischule, geführt hatte (*ein typischer Juristensatz!*). Die Brauerei, die ich in Milwaukee sah, übertraf an Größe auch die für deutsche Verhältnisse bedeutenden Betriebe von Sternburg und von Riebeck ganz außerordentlich. Ich fand an dem Apparat, an dem die Flaschen für die Ausfuhr nach Ägypten und Palästina gefüllt und anschließend pasteurisiert wurden, eine zwanglose Gelegenheit, mich mit Arbeitern zu unterhalten. Ich hörte, wie sie miteinander englisch sprachen. Sowohl der Mann als auch die Frau, die an dem Füllapparat standen, antworteten mir deutsch und waren beide in Deutschland geboren. Herr Robert Hayssen hatte bei einer seiner ersten Europafahrten das Dorf im Herzogtum Oldenburg aufgesucht, aus dem sein Vater nach den Staaten ausgewandert war. Er hatte, wie er mir erzählte, ein Tagelöhnerhäuschen gefunden, dessen Dachsim er bequem mit der Hand erreichen konnte. Die Umwelt, aus der sein Vater stammte, fand er so bescheiden und kärglich, dass er nicht den geringsten Wunsch empfand, dahin zurückzukehren. Man hatte den Deutschen in Amerika oft vorgeworfen, dass sie ihr Deutschtum rasch und willig preisgaben. Wenn Horaz in einer seiner Episteln sagt:

Caelum, non animum mutant, qui trans mare currunt;
(*Der Himmel/ das Klima ändert sich,*
nicht das Bewusstsein dessen, der übers Meer fährt)

so gilt dieser Satz für Erholungs- und Vergnügungsreisende, nicht für Auswanderer. Die Tagelöhner, die um die Mitte des 19. Jahrhunderts Deutschland verließen, konnten meist weder lesen noch schreiben. Sie nahmen von der deutschen Kultur nichts Wesentliches mit. Sie mühten sich, in der neuen Heimat gesellschaftlich aufzusteigen und an den Kulturgütern teilzuhaben. Sie fanden drüben nur die angelsächsische Kultur vor; den Weg zu dieser erschloss ihnen nur die englische Sprache.

Von Milwaukee fuhr ich mit einem Frühzuge nach Chicago. Dort sah ich mir eine der Großschlächtereien und Fleischpackereien an. Ich weiß nicht mehr, ob es der Betrieb von Swift oder von Armour oder von Morris war. Die Anlagen waren damals alt; man sah ihnen an, dass sie allmählich gewachsen waren. Die Technisierung war noch nicht völlig durchgeführt. Während die Keksfabrik am Niagarafall von vornherein für die Besichtigung durch einen stetig fließenden Besucherstrom gebaut war, hatte man in der Großschlächtereie in Chicago den Pfad für die schaulustigen Besucher erst nachträglich und abschnittsweise recht behelfsmäßig eingefügt. Die

Besichtiger wurden gruppenweise durch den Betrieb geführt. Ein Führer geleitete jede Gruppe und gab ihnen mündliche Erläuterungen. Ich war in meiner Studienzeit mit dem Nationalökonomischen Seminar des Professors Dr. August von Miaskowski durch den Leipziger Schlachthof gegangen. Dabei waren wir auch in die Laboratorien geführt worden, die der Fleischschau dienen, wo also insbesondere die Tuberkulose der Rinder festgestellt und die Finnen und Trichinen gesucht wurden. In Chicago wurden die Schweine an einem Hinterfuß gefesselt und mit einem Rad auf eine Trasse gehoben, die das laufende Band für ihre erste Bearbeitung bildet. Diese beginnt mit dem Schnitt durch die Halsschlagader. Wo und wie sich die Schlachtvieh- und Fleischschau hier eingliedert, das wurde nach meiner Erinnerung dem Besichtiger nicht vorgeführt. Die Rinder wurden in einer anderen Schlachthalle in eine enge Boxe getrieben, an einem Hinterbein gefesselt; darauf wurde die Box geöffnet und ihr Boden schief gehoben, wozu das Rind hilflos am Boden lag, so dass ihm nun die Halsschlagader durchgeschnitten werden konnte. Zwischen den verschiedenen Boxen bewegte sich ein uniformierter Mann. Auf diesen wies der vom Betrieb gestellte Führer den Besichtiger und raunte einem ins Ohr: „United States Inspector!“ Wie dieser Beamte einer wirksamen Schlachtvieh- und Fleischschau diene, konnte ich nicht erkennen. Die Organisation der Großschlächtereier war auf eine weitgehende Arbeitsteilung abgestellt. Die einzelnen Arbeiter führten ununterbrochen nur denselben Schnitt oder Beilhieb aus. Ich sah einen Gehilfen mit einer ganz ungeheuren Oberarmmuskulatur, der ein Beil mit einer besonders langen Schneide schwang und damit treffsicher ein Fleischstück mit Knochen in zwei Teile zerlegte. Dieser Arbeitsgang schien mir schon 1911 reif für die Mechanisierung. Der lehrreiche Umgang endete an einer Stelle, wo feine Schinkenscheiben von bestimmten Abmessungen in handliche Glasbüchsen gefüllt wurden. An einer anderen Stelle wurden die Fettabfälle zu Feinseifen, auch Schwimmseifen verarbeitet. Nach dem Ersten Weltkriege ließen sich die Chicagoer Fleischpacker die Versorgung Deutschlands mit Fett und Fleisch angelegen sein. Sie traten dabei nicht offen hervor, sondern schoben alte, eingeführte örtliche Betriebe vor, so z.B. in Leipzig die Großschlächterfirma Kanzler, für den Vertrieb der Fleischwaren an die Bevölkerung auch die Firma Richter & Fischer in der Markthallenstraße.

Auf dem Michigansee sah ich Wasserfahrzeuge in Form eines Walfisches, whale back. Man sagte mir aber, dass sie sich nicht bewährten.

Von Chicago fuhr damals ein Schnellzug, the Pennsylvania Special, in 18 Stunden nach Washington bzw. New York, weshalb er auch eighteen hours train hieß. Dieser Zug fuhr abends ab. Ich fand ihn nicht überfüllt. Im Pullman-Speisewagen war ich der einzige Gast. Ich nahm an, dass die übrigen Mitreisenden ihre Abendmahlzeit daheim oder im Hotel genossen hatten. Da ich den ganzen Tag in Chicago auf den Beinen gewesen war, hatte ich einen rechtschaffenen Hunger. Die Bedienung in allen Pullman-Wagen bestand aus Negern seit einem großen Streik der weißen Arbeitskräfte. Ich bestellte mir bei dem sehr dunkelhäutigen und sehr krauslockigen Kellner ein handfestes Abendbrot: Eine Suppe, ein Rumpsteak und etwas Käse. Ein so großes und dabei weiches (half done) Rumpfstück habe ich vorher und nachher nie bewältigt. Mein schwarzer Kellner, der nur mich zu bedienen hatte, schaute mit sichtlichem Vergnügen zu, wie ich es mir schmecken ließ. Ihm lief dabei das Wasser im Munde zusammen. Nach dem Essen begab ich mich in den Rauchsalon und bestellte mir bei dem dortigen Kellner ein Ginger beer (*ein alkoholfreies Ingwerbier*). Er fragte, ob es imported oder amerikanisch sein sollte. Ich zog das eingeführte vor. Er zeigte mir die Flasche vorm Öffnen. Das Schildchen nannte eine Herstellerfirma in Dublin (Irland). Der Schwarze schälte mit geschickter Hand eine Citrone und hängte die spiralförmige Schale in das hohe Glas. Darüber goss er das gutgekühlte Gingerbeer. Es dunkelte schon, als ich in Chicago den Zug bestieg. Von der Landschaft war nichts mehr zu sehen. Nachdem ich meinen Durst gestillt hatte, beschloss ich, mich schlafen zu legen. Als ich

meine Fahr- und Schlafwagenkarte löste, hatte man mich in der üblichen Weise gefragt, ob ich ein upper oder ein lower berth haben wollte. Ich hatte mich jedoch für eine whole section entschieden und habe auf dem weichen Lager des Pullman-Schlafwagens recht gut und bequem geschlafen. Die damalige Bauart des Pulman-Schlafwagens schien mir nicht die beste Lösung. Die europäische Bauart mit den geschlossenen Abteilen ist wesentlich angenehmer. Hat man im Pullman-Wagen nur ein oberes oder ein unteres Bett, so ist aus- und ankleiden sehr unbequem. Man muss seine Hosen, wenn man dezent sein will, liegend aus- und anziehen. Wer das nicht fertig bringt, muss sein Bein zwischen den Vorhängen in den Mittelgang herausstrecken. Unvollkommen schienen mir die Wascheinrichtungen des Pullman-Wagens; diese befinden sich an den beiden Enden des Schlafwagens. Dahin drängten sich am Morgen auf der einen Seite halb angezogene Männer. Soweit sie noch Hosenträger trugen, hingen ihnen diese vom Kreuz herab. Die Prozession halb angekleideter Männer, die sich aus den Schlafsektionen durch den Mittelgang nach dem engen Waschraum bewegten und dort Schlange standen, kam mir unschön vor. Die Zustände auf der Damenseite konnte ich nicht erforschen.

Wir waren durch die Staaten Indiana und Ohio gebräust. Am Morgen saß ich nach dem Frühstück im Rauchwagen mit einem Yankee zusammen, der sich mir als Mitglied des town-councils von Hoboken vorstellte und, wie er versicherte, an der Yale-Universität New Haven (Connecticut) studiert hatte. Er fuhr öfters diese Strecke. Als wir auf einer Station hielten, beobachtete er mit Vergnügen, wie schnell die Postsäcke ein- und ausgeladen wurden. Wenn die Fahrzeit überschritten wird, müsse, wie er behauptete, die Eisenbahngesellschaft den Schnellzugszuschlag an die Reisenden erstatten. Die deshalb überall waltende Eile führe bisweilen zu Unfällen. Als er das letzte Mal mit dem 18-Stundenzug fuhr: "We had a little trouble; one man killed". Das war eine sehr ruhige Auffassung vom Leben eines Mitmenschen. Dieser Mitreisende unterrichtete mich über die Bedeutung gewisser unförmiger Gebäude, die ab und zu auftauchten. Er bezeichnete sie mir als Central Elevators. Von diesen Getreidelagerhäusern hatte uns in der Vorlesung über Landwirtschaft im praktischen Teile der Volkswirtschaftslehre 1897 der Professor Karl Bücher gesprochen. Sie hießen Elevators, weil das Getreide mit Becherwerken auf die Schüttböden gehoben wird.

In Washington DC traf ich bei guter Zeit am Vormittag ein. Ich nahm ein Zimmer mit Bad im Hotel New Willard. In diesem Hotel hatte mein Vetter Bernhard Haase zunächst als Hilfskellner Unterkunft gefunden, nachdem sein Vater ihn wegen seiner Heirat verwiesen hatte. Ein Verwandter seiner Frau war im New Willard angestellt. Mein Referendar Jaffé war im New Willard von Bernhard Haase mit einer Wasserkaraffe bedient worden, in der ein großer Brocken Eis schwamm.

Ich nahm ein warmes Bad und reinigte mich zunächst gründlich vom Kohlenruß der 18-stündigen Bahnfahrt. Darnach sah ich mich in der Hauptstadt der USA um. Ich nahm insbesondere das Capitol und das Weiße Haus in Augenschein; da Parlamentsferien herrschten, nur von außen. In die Kongressbibliothek ging ich auch hinein. Sie hatte für die europäischen Schriftsteller und Verleger deshalb eine ernste Bedeutung, weil hier nach dem damaligen amerikanischen Urheberrechte das copyright angemeldet und ein Abdruck des Werkes hinterlegt werden musste. In der Eingangshalle las ich an der Wand eine Inschrift:

Reading maketh a wise man.
Speaking maketh a ready man.
Writing maketh a perfect man.

Diese Gedanken gefielen mir sehr. Ich merkte mir deshalb diese drei Sätze und fand sie später

wieder, als ich mich mit Francis Bacon of Verulam eingehender beschäftigte (*englischer Staatsmann und Philosoph, 1561 bis 1626*).

Am zweiten Tage meines Aufenthaltes in Washington war Labor Day, also der 1. Montag im September 1911. An diesem Tage ruhte die Arbeit. Ich sah uniformierte Negerkompanien so wie unsere Schützengilden durch die Straßen ziehen, an der Spitze ein langer Neger mit gezogenem Offiziersäbel und mit Fangschnüren an der linken Schulter. Ich fuhr in einem großen Strome von Menschen den Potomac aufwärts nach Mount Vernon, dem Herrenhause des Grundbesitzes, den George Washington einst besaß. Von der Anlegestelle des Dampfbootes strömten die Menschen zunächst nach dem Grabmal des großen Amerikaners, der am 14. Dezember 1799 auf Mount Vernon starb. Vor dem Eisengitter des Grabmals verweilten die Leute kurze Zeit schweigend und entblößten Hauptes. Dann zog man weiter und besichtigte die wohlgepflegten Wohn- und Schlafräume in dem Herrenhause, warf auch einen Blick in die Wirtschaftsgebäude.

Von Washington fuhr ich nach Philadelphia, um diese Stadt und vor allem die Liberty-Bell anzusehen. Ich reiste weiter nach New York. Auch hier richtete ich es so ein, dass ich am Vormittage am Ziel eintraf. In der Central-Station nahm ich eine Kraftdroschke und fuhr zum Hotel Astor am Times Square zwischen der 44. und 45. Straße. Dort fand ich ein Zimmer in einem höheren Geschoss, wohl im 11. oder 12. Ich hatte nach New York viele Empfehlungen und Aufträge. Meine Kusine Fanny Haase geborene Mothes hatte mir ihren Sohn Bernhard besonders ans Herz gelegt und mir seine Anschrift in der 44. Straße Ost gegeben. Mein Freund und Schulkamerad Walter Krause, Schwiegersohn des Rauchwarenhändlers Paul Erler in Firma Friedrich Erler, gab mir eine Empfehlung an den Handelsvertreter dieser Firma, Herrn Henschke. Robert Hayssen in Milwaukee gab mir die Anschrift seines Untervertreters Hans Hinze, den ich von der Nikolaischule her kannte. Der Freiballonführer Hauptmann Härtel vom Trainbataillon Nr. 19 in Leipzig bat mich, bei einer kleinen Nachrichtenagentur nach der Vergütung für einige Luftbilder zu fragen. Schließlich hatte ich in meinem Koffer noch die goldene Uhr mit Kette, die ich an den Hotel-Butcher abliefern sollte. Ich hatte diese Aufträge gern übernommen, weil ich von ihnen die Möglichkeit zu Einblicken erhoffte. Zuerst sah ich nach Bernhard Haase. Er hatte in Dresden auf dem Vitzthumschen Gymnasium die Reifeprüfung bestanden, war als Fahnenjunker bei einem sächsischen Feldartillerieregiment eingetreten, musste aber infolge eines Knieschadens binnen kurzem wieder austreten. Sein Schwager hatte in Dresden eine sehr gut bezahlte Stelle im Eisengroßhandel. Sein Vater hielt deshalb die kaufmännische Ausbildung für angebracht, weil er hoffte, den Sohn Bernhard im Eisengroßhandel unterzubringen. Er schickte diesen zum Studium an die Handelshochschule nach Köln. Dort knüpfte Bernhard Beziehungen zur Empfangsdame seines Zahnarztes an und heiratete sie, als sich Folgen einstellten. Der Vater verstieß ihn und zahlte keinen Monatswechsel mehr. Bernhard ging mit seiner Frau über den großen Teich und wurde zunächst Wasserträger im New Willard in Washington DC. Von dort aus fand er Beschäftigung in einer kleinen Icecream Fabrik in New York. Nach einiger Zeit litt er bei dieser Beschäftigung unter heftigem Rheumatismus. Er trat in einen waiters club ein und fand ab und zu Aushilfsbeschäftigungen. Eines Nachts hatte er sich auf der Straße an Glücksspielen beteiligt und hatte vom Gummiknüppel eines Polizisten einen Schlag auf den Unterarm bekommen, wodurch die Speiche brach. Die Deutsche Zeitung der Stadt New York vermittelte ihm eine Freistelle in einem Krankenhaus, wo sein Knochenbruch geheilt wurde. Nach der Entlassung aus dem Krankenhaus war er stellenlos. Er konnte seine Wohnung in der 44. Straße nicht halten und musste Hausrat verkaufen. Das erfuhr ich erst später. Als ich in der 44. Straße vorsprach, konnte ich zunächst nur feststellen, dass er dort nicht mehr wohnte, sondern up town verzog. An dem Hause war ein Geschäftsschild: German kitchen. Ich fragte den Inhaber dieser Gaststätte und fand ihn, ebenso wie seine Frau, sehr verschlossen. Nachdem ich bei ihnen einige Mahlzeiten

eingenommen hatte, wurden sie mittelsamer. Sie berichteten mir, dass sie Haases Schaukelstuhl kauften und verwiesen mich schrägüber die Straße an eine Getränkegaststätte, das Stammlokal einer Kellnervereinigung, deren Mitglied Bernhard Haase war. Dort erfuhr ich seine neue Anschrift. An diese teilte ich meine Ankunft in New York und meine Hotelanschrift mit. Er suchte mich auf. Wir verabredeten eine Zusammenkunft mit seiner Frau und seinem Töchterchen Edith im Central Park. In der Gaststätte dort sah ich auf jedem Tisch einen mit Fliegen besetzten Sandwich stehen, was sehr unappetitlich aussah. Bernhard Haase konnte als Gastwirtsgehilfe mich über das Sandwich-Law unterrichten. Im Staate oder in der Stadt New York wollte man den Alkoholgenuss einschränken. Deshalb bestimmte ein Gesetz, dass die Wirte nur an solche Gäste alkoholische Getränke verabreichen dürfen, die gleichzeitig eine Speise erhalten. Dieses Gesetz wurde nun dadurch erfüllt, dass auf jedem Tisch der Gaststätte ein Teller mit einem Sandwich, (in Obersachsen würde man sagen: eine Weißbrotdoppelbemme mit Belag) stand, die niemand anrührte und kein Gast bezahlte. Weißbrot, Aufstrich, Belag und die Arbeit der Herrichtung und Aufstellung erhöhten die allgemeinen Unkosten. Etwa ein Jahrzehnt später waren die Vereinigten Staaten trocken. Die Schwarzbrennerei und der Branntweinschmuggel blühten. Die Zeitungen brachten romantische Berichte über die Kämpfe der bootleggers (*Alkoholschmuggler*) mit den Zöllnern längs der Küste. Nachdem der schlechte Fusel während der „Trockenheit“ mehr geschadet hat als der legale Alkoholgenuss in der Feuchtzeit, wurden die Vereinigten Staaten wieder wet.

Bernhard Haases Frau brachte das Töchterchen Edith heim. Ich schlug Bernhard und seiner Frau vor, sie sollten mit mir zur Feier meines Geburtstages in einer bevorzugten Gaststätte zusammen zu Abend essen. Ich nahm an, dass mein Vetter als Aushilfskellner gewisse Kenntnisse auf dem Gebiete der Gaststätten habe. Wir kamen schließlich auf die Gaststätte am River Side Drive ab. Es war eine kleine Reise bis wir vom Central Park dahin gelangten. Mir lag daran, ein ausgesprochen amerikanisches Gericht zu genießen. Was corn cobs sind, hatte ich im Hotel Astor geklärt. Ich hatte mir wiederholt Maiskolben geben lassen. Ihren Unterschied zu den südosteuropäischen Kukuruz konnte ich nur in der Art des Servierens feststellen. Im Hotel Astor am Times Square schraubte man an beiden Enden des Kolbens einen silbernen Ring ein und erleichterte so, den Kolben nach Bestreichen mit Butter mit beiden Händen zum Abknabbern an den Mund zu führen. Am River Side Drive fanden wir auf der Speisekarte planked whitefish. Mein Vetter sagte mir, dass der Weißfisch ein sehr guter Süßwasserfisch sei. Dass man ihn auf einem dicken Brett, einer kleinen Bohle, aufträgt, soll an die Zeiten der Squatters und Trappers erinnern, die sich die Fische am offenen Feuer auf einer Planke brieren. Ich bestellte den planked white fish für uns drei. Was wir sonst noch aßen und was wir dazu tranken, weiß ich nicht mehr. In dem Restaurant waren außer uns nur sehr wenige Gäste anwesend. Als ich die Rechnung verlangte, interessierte meinen Vetter fachlich besonders die Behandlung der Trinkgeldfrage. Die Kellner legten auf einen Teller ein Mundtuch und dazu ein Päckchen Zahnstocher. Meinem Vetter ging es damals noch schlecht. Ohne meine Reisekasse fühlbar zu schwächen, konnte ich ihm 25 Dollar leihen. Er hat sich durch fleißige und zähe Arbeit durchgesetzt. Eine Zeit lang hat er mit Holzhäusern gehandelt. Schließlich wurde er ruhegehaltsberechtigter Baupolizeibeamter einer Mittelstadt und hat sein Ruhegehalt eine Reihe von Jahren genossen. Seine Frau, die er aus Liebe heiratete und deretwegen er nach dem Bruch mit seinem Vater nach Amerika auswanderte, verlor er im zweiten Wochenbett. Seine Tochter Edith übergab er seiner Schwester Gertrud, die Lehrerin in Königsberg in Preußen war und ihr eine treue Pflegemutter wurde. Noch bei Lebzeiten seiner Mutter konnte er mit PKW einen European trip unternehmen. Als ich 1946 infolge Fettmangels nachtblind war und infolge Eiweißmangels Hungerödeme an den Unterschenkeln hatte, galt er mir das Darlehn von 1911 durch ein sehr nahrhaftes und vitaminhaltiges Geschenkpaket ab.

In der New Yorker Niederlassung der Firma Friedrich Erler traf ich Herrn Henschke, der sich jedoch kurz zuvor verlobt hatte und mit seiner Zeit gebunden war. Außer Herrn Henschke traf ich dort einen Bruder meines Koätanen (*meines Mitschülers*) Karl Wunderlich, der bei der Firma Friedrich Erler den Rauchwarenhandel gelernt hatte. Herrn Prätorius, der jahrelang die Firma Theodor Thorer in New York vertreten hatte, lernte ich erst nach dem Ersten Weltkriege kennen. Die Firma Gaudig & Blum hatte meines Wissens eine Zweigniederlassung in Kanada.

Während ich die goldene Uhr mit Kette an den braven Hotel-Butcher alsbald nach meinem Eintreffen in New York aushändigen konnte, machte mir der Auftrag meines Luftsportfreundes Hauptmann Härtel mehr Mühe. Ich traf seinen Schuldner, den Inhaber des Pressebüros, dem er seine Luftbilder zur Vergebung von Abdrucksrechten überlassen hatte, bei meinen beiden Vorsprachen in dem Hochhause ziemlich weit down town nicht an. Als ich beim dritten Versuche seiner habhaft wurde, gewann ich den Eindruck, dass es ihm geschäftlich gar nicht gut ging und es um diese Vergütungsforderung Härtels recht windig stand. Den Kunsthändler, der auf der Empress of Ireland mein Tischgenosse war, suchte ich an der 5. Avenue in seinen Geschäftsräumen, die sehr repräsentabel waren. Ich traf aber nur seinen Sohn an. Einige Gemälde des Kanadiers Horatio Walker sah ich mir an.

Hans Hinze traf ich in dem Kontor, das mir Robert Hayssen bezeichnet hatte. Er begrüßte mich herzlich. Wir weckten gemeinsam unsere Leipziger Erinnerungen. Als Oberprimaner der Nikolaischule war ich in seiner Quarta als Inspektor. Ich kannte viele seiner Klassengenossen; wir hatten manche gemeinsame Lehrer. Sein Vater war Inspektor an der Strafanstalt in Waldheim. Sein Pflegevater war der Sanitätsrat Dr. med. Hinze, der in Leipzig (Georgiring) wohnte und mit einer Tochter von Karl Krause, dem Gründer der bedeutenden Fabrik von Buchbindereimaschinen, verheiratet war. Sanitätsrat Dr. Hinze war Mitglied des Geselligkeitsvereins Gaudeamus, in dem ich seit meiner Studentenzeit verkehrte. Dadurch war ich mit den Eheleuten Hinze bekannt geworden. Hans Hinze war, als ich ihn in New York traf, Handelsvertreter der Firma Karl Krause und, wie mir schien, mit Erfolg tätig. Aus seinem Büro in einem der Hochhäuser gingen wir zunächst in eine Saloon-bar. Dort las Hinze auf dem Hughes-Streifen die Baseballergebnisse, für die er sich wie viele Amerikaner geradezu heftig interessierte. Wir aßen irgendwo rasch etwas zu Abend und fuhren hinaus nach Coney Island. Ich sah da manche neuen Lustbarkeitsapparate, z.B. Scheiben, die sich horizontal im Gegensinne drehten, und den zum Boden rissen, der darüber oder dazwischen hindurchgehen wollte, wonach sie ihn liegend herumwirbelten. Da war auch eine Brücke, die zunächst ganz harmlos aussah und oftmals auch blieb, oft aber auch den Mädchen, die darüber gehen wollten, die Röcke hochblies. Ich habe mir nicht alle Lustbarkeiten gemerkt, bin aber diesen und anderen später in Europa wieder begegnet. Zum Strandleben waren wir etwas zu spät hinausgekommen.

An einem anderen Nachmittage führte mich Hinze zu einem Baseballspiel zwischen den Elefants und den Giants. Hinze erläuterte mir das Wesen des Baseballs, wies mir die Bases, machte mich auf den pitcher der einen Partei und den batter der anderen Partei aufmerksam und die besonderen Geschicklichkeiten, die die Tätigkeit des einen und des anderen erheischen. Wir erlebten auch, wie ein Ball über die Umfriedung des Spielfeldes geschlagen wurde (over the fence is out!). Als der Sonntag heranrückte, war Hinze ebenso verhindert wie Herr Henschke von der Firma Friedrich Erler. Ich hatte inzwischen auf seinem Büro einen anderen Leipziger kennen gelernt: Herrn Marquardt, dessen Mutter in Leipzig in der Alexanderstraße wohnte. Mit ihm war ich rasch auf guten Fuß gekommen. Er fragte mich am Sonnabend, was ich Sonntag vorhabe. Ich hatte noch keinen Plan und wusste auch nicht recht, was man an einem New Yorker Sonntag unternehmen könne. Marquardt schlug einen gemeinsamen Spaziergang im Norden von Manhattan in die Gegend von Jonkers vor. Diese Bahnstation war dafür berühmt, dass von hier

sich blinde Passagiere auf den cowcatcher (*Schienenräumer*) setzten, um kostenfrei nach Westen zu gelangen. Dieser Spaziergang führte uns in die Außenbereiche der Weltstadt und gewährten keinen tieferen Einblick in das Leben der Amerikaner. Dagegen lernte ich sehr viel durch die Erzählungen Marquardts. Er war in Leipzig geboren und hatte das Buchbinderhandwerk erlernt. Er hatte in Leipzig auch in Großbuchbindereien gearbeitet. Zu Beginn des Jahrhunderts gab es in Leipzig eine ansehnliche Zahl von Großbuchbindereien: H. Fikentscher, Julius Hager, F.A. Barthel, E.A. Enders, Gustav Fritzsche, Hübel & Denk, Th. Knauer, Sicke. Auch hatten sich große Druckereien Buchbindereien angegliedert wie z.B. B.G. Teubner oder Spamer. Buchbindereimaschinen bauten Karl Krause in Leipzig O 5, Gebrüder Brehmer in Leipzig-Plagwitz, August Fomm, Christian Mansfeld. Diese Maschinenfabriken bauten Falzmaschinen, Maschinen für Faden- und Drahtheftung, Pressen, Schneidmaschinen usw. Marquardt war über die Erzeugnisse der Maschinenfabriken, ihre Vorzüge und Nachteile sehr gut unterrichtet. Er hatte einige Jahre in Kairo gearbeitet und war von da nach New York gegangen. Hier hatte er sich mit Hans Hinze zusammengefunden. Er verstand es, die Maschinen, für die Hinze der Handelsvertreter war, in den Betrieben, in denen er arbeitete, zu rühmen und den Werkmeistern so lange zu empfehlen, bis die eine oder die andere angeschafft wurde. Marquardt erhielt von Hinze einen Teil der Provision. Wenn Marquardt der Überzeugung war, dass er in dem Betriebe keine weitere Maschinenanschaffung herbeiführen konnte, wechselte er zu einem anderen Betriebe über. Er unterhielt mich auch über die amerikanischen Frauen, mit denen er gesellig oder gesellschaftlich verkehrte oder als Untermieter in Berührung kam. Er hatte von diesen Frauen, insbesondere von ihrer ehelichen Treue, eine sehr geringe Meinung. Er behauptete, ihr Interesse gelte hauptsächlich Äußerlichkeiten wie Hüten, Schuhen, Kleidern. Er wollte keine solche amerikanische Frau heiraten. Der erste Mensch, der mir aus dem Ersten Weltkriege aus dem Auslande schrieb, war der Buchbinder Marquardt. Er kam, sobald das nach dem Kriege möglich war, aus New York nach Leipzig, um seine Mutter in der Alexanderstraße zu sehen. Eines Abends war er unser Gast. Er war in den Tischsitten nicht ganz sicher, bemühte sich aber, so rasch als möglich die Handgriffe mit Messer und Gabel zu erspähen. Wir haben mit ihm einen unterhaltsamen Abend verbracht.

New York liegt auf der Breite von Neapel. Im August und Anfang September herrschte am Tage und häufig auch in der Nacht eine recht schwüle Luft. Die Stadtverwaltung hat in den Hudson recreation piers gebaut, auf denen die Leute Erholung und Abkühlung suchen können. Bernhard Haase und Hans Hinze hatten mir empfohlen, mit der Untergrundbahn unter dem Hudson hindurch nach Hoboken zu fahren. Ich stellte mich an das vordere Ende des Wagens, wo eine kleine Klappe offen stand. Mit größter Geschwindigkeit sauste der Zug unter dem Hudson von Manhattan nach Hoboken hinüber. Durch die offene Klappe genoss ich wirklich erfrischende Kühle. In Hoboken suchte ich das Bankgeschäft von John Steneck auf, den ich 1909 an Bord der Oceana kennen lernte. Ich fand den Neubau eines Bankhauses, das seine Stahlkammern anpries. Herr Steneck war in Geschäften unterwegs.

Selbstverständlich widmete ich reichliche Zeit auch den Sehenswürdigkeiten New Yorks. Das Metropolitan Museum of Art enthält eine Gemäldesammlung, die sich sehr wohl mit dem Louvre und der National Gallery beziehungsweise South Kensington messen kann. Die große städtische Bücherei machte mir einen starken Eindruck. Ich fand dort auch einen children's room, wo Mütter, die zu Besorgungen down town kamen, ihre Kleinen abgaben und nach Erledigung ihrer Geschäfte abholten. Ich sah mir diesen Geschäftsgang in dem Kinderzimmer eine Zeitlang an. Eine junge hochblonde Norwegerin nahm die Kinder in ihre Obhut und versah sie mit Büchern, die dem Alter entsprachen. Mit ganz kleinen Menschlein sah sie Bilder an. Sie erläuterte mir ihren Dienst mit Begeisterung.

Gegenüber vom Hotel Astor war am Times Square ein großes Theater. Darin sah ich eine der großen Revuen, die mit einer großen Zahl von Mitwirkenden, insbesondere Girls und vielem und mannigfaltigem Gerät ausgestattet waren. Diese Revuen wurden in New York geschaffen und reisten dann nach Paris, Mailand, London, Berlin usw. weiter. In der Revue, die ich sah, bildete den Kern die Reise einer amerikanischen Gesellschaft um die Welt. Die Reiseteilnehmer fuhren zu Schiff - damals flog man noch nicht - ritten in Indien auf Elefanten, in Ägypten auf Kamelen, gerieten in der Sahara in einen Sandsturm, der sie auf der Bühne gänzlich einhüllte.

In einem anderen Theater sah ich ein Lustspiel mit wohlfeiler Situationskomik. Eine kleine Abendgesellschaft wird in einem abgelegenen Landhause von Gangstern belagert und gerät dadurch in Verpflegungsschwierigkeiten. Man findet ein Kochbuch und will danach Eier zubereiten. In dem Kochbuch steht: „Take two eggs separatim...“ Ein junger Mann nimmt zwei Eier und legt sie zunächst auf die beiden Ecken derselben Tischseite. Er wartet einige Sekunden vergeblich; aus den beiden Eiern wird nichts. Nun legt er sie auf die diagonalen Tischecken. Wieder geschieht nichts. Schließlich lässt er sich erleuchten und schlägt die Eier am Rande eines Topfes auf, um Eiweiß und Dotter zu trennen. Nun jubelt das ganze Haus dem Schauspieler Beifall zu. Auf gleich witziger Höhe standen die two soft eggs, die ein Mädchen fünf Minuten kochen ließ, darnach anföhlte, aber nicht weich fand. Die ersten Bühnen hatten noch Sommerferien.

1911 trug man in New York im Sommer Strohüte, aber nur bis zum 1. September; nach diesem Tage litt man keine Strohüte mehr. Hans Hinze und Marquardt versicherten mir, dass nach dem 31. August ab und zu die Strohüte den Männern vom Kopf geschlagen würden.

Der höchste Wolkenkratzer war damals der Singer tower. Auf ihn fuhr ich mit dem Expreselevator hinauf und schaute über New York, Manhattan up town und down town, den Hudson und den East River entlang, zur Brooklyn-Brücke, zur Freiheitsstatue, nach Staten Island, Sandy Hook und zu den Narrows. In der Nähe fiel mein Blick auf die Baugrube für einen neuen Wolkenkratzer, der alle anderen an Höhe übertreffen sollte. Die Grube war in den Granit der Insel Manhattan gesprengt. Empire State Building.

Ich dachte an die Heimfahrt. Die Amerikaner kehrten Ende August und Anfang September 1911 in großen Scharen aus Europa zurück. An allen Piers lagen im Hudson Fahrgastschiffe, die in dem herrlichen Sommer die Heimkehrer über den wellenlosen Atlantik gebracht hatten und für die Fahrt nach Europa - eastbound - nur auf wenige Reisende rechnen durften. Man hatte die Wahl zwischen deutschen, britischen, französischen und holländischen Dampfern. Alle Linien setzten in der Nordamerikafahrt ihre neuesten, größten und schönsten Schiffe ein. Ich beschloss, mit einem deutschen Schiff zu fahren. Die Hapag hatte mich 1906 mit dem Blücher von Plymouth nach Hamburg gebracht, mit der Oceana war ich 1909 in die Nordmeere gefahren. Ich wendete mich an die Agentur des Norddeutschen Lloyd, die sich weit down town befand. Dort stellte ich fest, dass als nächster Lloyd-Dampfer der Kronprinz, der 24.000 Tonnen verdrängte, nach Bremen auslaufen würde. Ich erklärte dem Agenten, dass ich für die Minimum-Rate eine Außenkabine mittschiffs für mich allein haben wolle. Das gestand man mir willig zu; hätte mans nicht getan, so hätte ich bei der Holland-Amerika-Linie und bei der Hapag gefragt. Ich verabschiedete mich von Bernhard Haase, Hans Hinze und Marquardt, bezahlte im Hotel Astor am Times Square meine Rechnung, nahm eine Kraftdroschke und fuhr zum Lloyd Pier, wo der Dampfer Kronprinz lag. Der Zahlmeister wies mir eine Kabine an, die meiner Abrede mit dem Agenten entsprach. Wir waren an Bord in der ersten Klasse eine ungewöhnlich kleine Gesellschaft und hatten fast alle an der Kapitänstafel Platz. Ich entsinne mich noch an einen Herrn von Berg, der im Felsengebirge und am großen Sklavensee im nördlichen Kanada

Hochwild gejagt hatte. Er wußte anregend von seinen Bergfahrten und Jagdzügen zu erzählen. Ein junger Schweizer, von Zur Mühlen, und ein Herr Herrmann, dessen Vater dem Generaldirektorium der Deutschen Bank angehörte, hatten sich praktisch mit dem Bankwesen in den Vereinigten Staaten beschäftigt. Zu unserer Kreise gehörte ein junger Deutsch-Amerikaner, dessen Vater in den Staaten eingebürgert war. Er sprach, obwohl er drüben geboren war und die Schule besucht hatte, ein einwandfreies Deutsch. Sein Vater hielt darauf, dass im Hause, insbesondere bei Tisch, nur deutsch gesprochen wurde. Aus meinen Unterhaltungen mit Zur Mühlen, Herrmann und dem Deutsch-Amerikaner entnahm ich, dass sich die amerikanischen Geschäftsleute schon damals mit dem Wachstum des jüdischen Reichtums beschäftigten. Sie nannten auch einige einschlagende Namen, wie z.B. Guggenheim. Zu unserer Tafelrunde gehörte auch ein Mitinhaber der Tabakeinfuhrfirma Ankersmith in Bremen. Er hatte die Tabakpflanzung seiner Firma in Kentucky besucht und mit den schwarzen Pflanzungsarbeitern das übliche Fest gefeiert, das zu dem Besuche des deutschen Mitbesitzers gehörte. Die Firma hatte für das Fest das Grundstück einer der Freimaurerlogen gemietet. Die Schwarzen waren reichlich mit Alkohol verpflegt worden und durften die Festräume nicht früher verlassen, als bis sie leidlich ernüchtert waren. Ihren Kentuckytabak verschiffte die Firma Ankersmith mit Segelschiffen, die auch bei günstigem Winde eine Anzahl Wochen auf See bleiben mussten, um die Fermentierung des Tabaks zu fördern.

Als wir durch die Narrows fuhren, erinnerten die Reisegefährten daran, dass die Amerikaner von allen Dingen „the biggest one in the world“ haben, so auch the broadest Narrows in the world.

Unsere Überfahrt war vom Wetter außerordentlich begünstigt. Wir hatten fast keine Luftbewegung. Nur selten einmal war der Wasserspiegel leicht gekräuselt. Ein captains dinner wurde angesichts der geringen Zahl der Reisenden nicht gefeiert. Auch die sonst üblichen Bordspiele wie z.B. shuffle board begegneten geringem Interesse. Eindrucksvoll war auf der ruhigen See bei Nacht die Begegnung mit hellbeleuchteten Fahrgastschiffen (ships, that pass in the night), die scheinbar lautlos dahinglitten und kleiner werdend allmählich im Dunklen verschwanden. In Bremerhaven wurden wir ausgeschifft und fuhren mit der Bahn nach Bremen.

1911: Holsteinische Schweiz

Ich hatte mich mit meinem Tischgenossen vom Klub der „Harmonie“ in Leipzig, dem Professor der geschichtlichen Hilfswissenschaften Dr. Viktor Gardthausen, nach der Holsteinischen Schweiz verabredet. Ich traf ihn am Kellersee und wanderte mit ihm an einigen Tagen in der ansprechenden Landschaft mit den sauberen Städtchen. Ich ruderte mit ihm auf dem Ukleisee, suchte in Eutin das Haus des Rektors Johann Heinrich Voß auf; in Plön sah ich mir die Kadettenanstalt von außen an und freute mich an den Sommerfrischorten Malente-Gremsmühlen. An fast allen Gaststätten wurde angepriesen: Rote Grütze mit Schlagsahne. Es wehten keine schwarz-weißen (*preußischen*), aber viele blau-weiß-rote Fahnen. Mein alter Freund Gardthausen, der gebürtiger Holsteiner war, freute sich, wenn er diese Farben sah. Er berichtete mir auch in freundlichem Sinne über alte Beziehungen seiner Familie zu Kopenhagen.

Nach einigen schönen Spätsommertagen in der holsteinischen Schweiz fuhren wir gemeinsam heim nach Leipzig.

1912: Adria-Seereise, Kreta, Griechenland, Türkei,

Bukarest, Siebenbürgen

Als die erste Hälfte der Gerichtsferien 1912 ihrem Ende nahte, wars für mich an der Zeit, die neue Reise zu planen. Ich ging in eine Schiffsagentur am Augustusplatze im Flinsch-Hause und ließ mir einen Prospekt des österreichischen Lloyd geben. Diese Gesellschaft befuhr von Triest aus das Adriatische, das Ägäische und das Schwarze Meer, unterhielt auch eine Linie nach Ostasien. Diese kam für mich nicht in Betracht. Mein Ziel war Athen. In dem Prospekt pries die Gesellschaft ihre schönen Fahrgastschiffe an. Sie gab in jenen Jahren die Zahl ihrer Seeschiffe auf mehr als 60 an und deren Gesamtverdrang auf über 120.000 Nettoregister-tonnen. Mit großen neuen Schiffen war ich wiederholt gefahren. Ich legte nun weniger Wert auf eine Luxuskabine oder auf ausgesuchte Beköstigung. Mir kam es vielmehr darauf an, welche Häfen der Kahn im östlichen Mittelmeer anlaufen würde. In dieser Beziehung gefiel mir die Melpomene. Sie verdrängte nur 2.000 Tonnen und wollte drei albanische und zwei kretische Häfen anlaufen, ehe sie nach Athen gelangte, hatte allerdings nur wenige Kajütenplätze. Ich erklärte dem Leipziger Agenten, dass ich auf der Melpomene eine Kajüte von Triest bis Athen belegen wolle. Der Agent drahtete nach Wien und teilte mir mit, dass die Gesellschaft meinen Antrag ablehne und mir einen Platz auf ihrem modernen 6.000 Tonner Marquis Bacquehem anbiete. Ich erklärte dem Agenten, dass ich mit dem österreichischen Lloyd nur reisen würde, wenn ich den gewünschten Platz auf der Melpomene erhielt. Anderenfalls würde ich mich an eine andere Gesellschaft wenden. Der Agent drahtete nochmals und meldete mir, dass mir der Platz auf der Melpomene gesichert sei. Ich fuhr stracks mit der Bahn nach Triest. Die Tauernbahn war damals verhältnismäßig neu. Der lange Tauerntunnel war erst 1907 fertig geworden. Am Tage vor der Ausreise der Melpomene traf ich in Triest ein und nahm Quartier in einem wolkenkratzerartigen Hotel am Hafen. Als mein Großvater Dr. August Ludwig Mothes um 1850 in Anwalts-geschäften nach Triest gefahren war, fühlte er sich zu einem Gedicht begeistert, dessen Kehrreim lautete: „Triest ist eine schöne Stadt“. Ich kam nur in die Geschäftsviertel, insbesondere in die Hafengegend. Andere Hafenstädte wie Genua, Neapel und Lissabon hatten nach meinem Dafürhalten ein größeres Recht auf die Bezeichnung als schön. Am Morgen nach meiner Ankunft in Triest suchte ich im Hafen den Liegeplatz der Melpomene. Sie entsprach meiner Vorstellung: Ein äußerlich schmutziger Kasten mäßigen Umfangs. An Bord gabs natürlich keinen Zahlmeister. Ich fand den Obersteward, der hier auf Italienisch il primo cameriere oder kurz il primo hieß. Er wusste, dass ich eine Kajüte belegt hatte und wies sie mir an. Ich ließ darin meinen Koffer unterbringen und schaute dann den letzten Ladearbeiten zu. Die Ladeluken wurden geschlossen. Auf Deck wurden hölzerne Eisenbahnschwellen gestapelt. Die Matrosen und die Hafendarbeiter machten die Melpomene los. Ein Matrose rief einem Hafendarbeiter zu, er solle ein Tau loslassen. Zu diesem Zwecke schrie er: „lasca, lasca“, nicht lascia. Die Schraube begann sich langsam zu drehen. Wir glitten aus dem Golf von Triest hinaus in die Adria. Ich sah mich unter der Reisegesellschaft um. Da war der französische Konsul aus Beirut, das jetzt die Haupt- und Hafenstadt der Republik Libanon ist, deren Entstehung weit in das phönizische Altertum zurückreicht. Als man in Deutschland sich noch mit dem römischen Recht beschäftigte, wusste man, dass in Berytos (*dem heutigen Beirut*) seit dem dritten Jahrhundert eine Rechtsschule war, und dass (*der byzantinische Kaiser*) Justinian zu Beginn des sechsten Jahrhunderts sein Corpus Iuris Civilis dieser Rechtsschule als Lehrbuch vorschrieb. Der Konsul war ein gebildeter Mann; ihn begleitete sein wohlzogener Sohn. 1912 gehörte Beirut noch zur Türkei, in deren Bereich die Franzosen den Schutz der Christen als ihr Vorrecht in Anspruch nahmen. Im nahen Osten sprachen viele Leute französisch. Sehr gesprächig war der Sohn des britischen Postmeisters aus Saloniki. Seine Mutter war in Paris gynäkologisch operiert worden. Die Frau sah sehr leidend aus und beteiligte sich nur sehr wenig an der Unterhaltung. Der Kapitän hieß Tonello und sah auch so aus. Er war in Italien geboren. Italienisch war also seine Muttersprache. Mit den Matrosen, insbesondere mit den Schiffsjungen, musste er kroatisch sprechen. Er konnte auch etwas

Deutsch, Englisch und natürlich auch etwas Französisch. Ich schloss mit ihm rasch Freundschaft. Unsere Unterhaltung war ebenso lebhaft wie polyglott. An Bord der Melpomene hatten wir keine Zwischendeckpassagiere, steeragers, wohl aber Deckpassagiere. Von Triest kam meiner Erinnerung nach nur einer mit, ein Händler, oder richtiger Hausierer, der eine Traglast Waren in einem Sacke auf der Schulter an Bord brachte. Er ging von Bord im ersten albanischen Hafen, den wir anliefen. Ein albanischer Landsmann holte ihn ab und begrüßte ihn mit Akkolade (*einer förmlichen, feierlichen Umarmung*). Wir fuhren außerhalb, d.h. westlich von der dalmatinischen Inselwelt. Nur von Ferne sahen wir Brioni, wo der gute Rotwein wächst, den wir an Bord tranken, und Lissa (*italienischer Name einer Adria-Insel, die südslawisch Vis heißt*), wo *Wilhelm von Tegetthoff* am 20. Juli 1866 die italienische Flotte besiegte. Wir liefen in die Bucht von Salona ein und machten dort fest, um bei dem Dorfe, das die Kroaten Vranica, die Italiener Piccola Venezia nennen, Zement zu laden. Dieser ungemein staubigen Angelegenheit wich ich aus. Ich badete zunächst in dem kristallklaren Wasser der Bucht, das jedoch lauwarm war. Dann suchte ich die Ruinenstätte Salona auf. Dort hatte man in jüngerer und jüngster Zeit mit Ausgrabungen begonnen. Die alte Stadt zog sich den Hang hinauf. In Spalate sah ich mir an, was von dem riesigen Altersheim des Diokletian übrig blieb. Ansehnliche Reste davon fand ich von kleinen Leuten bewohnt. Als ich zur Melpomene zurückkehrte, war sie von dem verschütteten Zement schon ziemlich gereinigt. Wir schrieben den 18. August 1912 und befanden uns noch im Bereiche der österreichisch-ungarischen Küste. Ich hatte dem primo cameriere aufgetragen: „Fatte freddo uno bottiglia di Champagne!“ Er brachte sie aufs Oberdeck, wo wir mit Tonello, dem französischen Konsul, dessen Sohn, der Frau und dem Sohne des britischen Postmeisters saßen. Der Obersteward füllte die Spitzgläser und teilte sie aus. Ich brachte auf Franz Josef I., der damals das 82. Lebensjahr erfüllte, einen kurzen Trinkspruch aus. Der französische Konsul bestellte die zweite Flasche Champagner und regte an, in die erste Flasche einen Zettel zu stecken, den er schrieb und wir alle unterzeichneten: „Bue à la santé de Sa Majesté J. et R. François Joseph 18. 8. 1912“. Die Flasche wurde verkorkt und der Adria anvertraut.

Als wir die Bucht von Salona ein gutes Stück hinter uns hatten, begegneten wir einem Frachtdampfer des Österreichischen Lloyd, der schwer geladen hatte und tief im Wasser steckte. Tonello machte mich auf ihn aufmerksam und sagte mir, dass der Dampfer Weizen aus Odessa nach Italien bringe. Dieses Frachtgeschäft sei dem Österreichischen Lloyd 1911 bei Ausbruch des italienisch-türkischen Krieges zugefallen. Vor diesem Kriege hätten die italienischen Schiffahrtsgesellschaften den südrussischen Weizen geholt. Auf der weiteren Fahrt trafen wir in dem Adriatischen und dem Aegäischen Meere noch mehrere solche Getreideschiffe. Russland hatte damals, vor allem in dem Schwarzerdegebiet der Ukraine, Getreideüberschüsse, die es ausführen konnte.

Wir kamen vorüber am Land der Schwarzen Berge und näherten uns dem türkischen Wilajet Albanien (*ein Vilajet oder Il ist ein türkischer Verwaltungsbezirk/eine Provinz*), das Karl May zwar an Hand der österreichischen Generalstabskarten als Land der Skipetaren, aber im ganzen doch ziemlich unzutreffend beschrieben hat. Erst im November 1911 wurde das Land für unabhängig erklärt. Wir ankerten auf den Reeden von Alessio-Lesch, Valona, Durazzo (*Durresi, der Hochseehafen für Tirana*) und Santi Quaranta. In Durazzo sahen wir schon vom Schiff aus das Loch im Dach des türkischen Zollhauses, das eine italienische Granate von einem Kriegsschiff aus gerissen hatte. Obwohl in der Türkei der Kriegszustand herrschte, hatte ich keine Schwierigkeit, das Land zu betreten. Mein Pass hatte einen türkischen Sichtvermerk, doch fragte niemand darnach. Ich fand ein sehr stilles Städtchen. Öffentliche Bekanntmachungen waren in griechischer Sprache mit griechischer Schrift auf Holztafeln geschrieben. Die Albaner hatten damals noch keine einheitliche Schriftsprache. Als der Prinz Wilhelm von Wied zum Fürsten Albaniens berufen wurde, verfasste der Leipziger Balkanforscher Gustav Weigand 1913 eine

albanische Grammatik, der er die Mundart von Tirana, der neuen Hauptstadt, also das Gegische²⁵, zu Grunde legte. 1914 ließ er ein albanisches Wörterbuch folgen. Wilhelm von Wied war mit einer Prinzessin von Schönburg-Glauchau verheiratet. Als er im Frühjahr 1914, kurz vor seiner Ausreise nach Albanien, in Leipzig im Hotel Hauße an der Roßstraße wohnte, wehte auf diesem Hotel die Flagge des neuen albanischen Staates. Von den albanischen Feudalherren, die sich damals ebenfalls in Leipzig aufhielten, hatte Professor Gustav Weigand eine sehr schlechte Meinung. Durazzo, jetzt Durres, war als griechische Kolonie von Kerkyra (*Korfu*) aus gegründet worden und hieß ursprünglich Epidamnos. Als es dem römischen Reiche einverleibt war, gewann es eine größere Bedeutung, weil sich von Epidamnos aus die Via Appia, die in Egnatia auf italischem Boden ans Meer stieß (*bei Fasano in Apulien*), als Via Egnatia nach Thessaloniki und Byzanz fortsetzte (*Byzanz hieß später Konstantinopel, jetzt Istanbul*). An dem Namen Epidamnos nahmen die Römer Anstoß, weil er an das lateinische Wort *damnum*=Schaden erinnerte. Sie nannten die Stadt Dyrrhachium. Kein Mensch konnte dem stillen Ort ansehen, dass durch ihn einst der rege Verkehr zwischen den beiden Hauptstädten des Römischen Reiches flutete. Hier lebte in den Jahren 58 und 59 vor Christus Cicero eine Zeitlang in der Emigration.

Die Albaner haben ihre eigene Tracht. Ein kurzer, vielfaltiger Rock heißt Fustanella; er unterscheidet sich sehr vom schottischen Kilt. Zu der Tracht gehören lange Schnabelschuhe. Die leichte griechische Infanterie, die εὐζωνοί waren albanisch uniformiert²⁶. Die Türken nannten die Albanesen Arnauten (*türkisch Arnavut; seit dem 15. Jahrhundert hieß auch eine Elitetruppe des türkischen Heeres so*).

In den albanischen Häfen kamen eine Anzahl Deckpassagiere an Bord. Zwei oder drei von ihnen bauten sich zwischen den Rettungsbooten Zelte, wobei sie Teppiche an den Davits befestigten. Sie führten mit Weib und Kind ein beschauliches Familienleben. Ihren Mundvorrat hatten sie bei sich.

Als wir an Korfu vorüberkamen, sahen wir von weitem das Achilleion, das sich die Kaiserin Elisabeth von Österreich angelegt und nach ihrer seelischen Erkrankung an den Kaiser Wilhelm II. veräußert hatte. Bei der Weiterfahrt blieben die Ionischen Inseln auf der Backbordseite. Wer früher Briefmarken sammelte, hatte sich Marken der Ionischen Inseln (Levkas, Ithaka, Kephallinia, Zakynthos) mit dem Profilbild der Königin Viktoria ersehnt (*sie waren seit 1815 Republik unter englischem Protektorat*). England trat die Ionischen Inseln an Griechenland ab, nachdem der dänische Prinz als Georg I. im Jahre 1863 zum König von Griechenland gewählt worden war. Levkas ist, wie aus dem Schriftstellernamen erkennbar, die Heimat des (*englisch-amerikanischen*) Japanschriftstellers Lafcadio Hearn, der hier am 27. Juni 1850 geboren ist (*gestorben 1904; er war Professor für englische Literatur in Tokio*). Dem peloponnesischen Festlande näherten wir uns nicht; wir sahen also nicht die Küste von Elis, auch nicht die Stätte des alten Pylos (Navarino, Pilos), wo Nestor regierte (*ein Held der griechischen Sagen. Vor Pylos = Navarino wurde 1827 in einer Seeschlacht die türkisch-ägyptische Flotte durch eine englisch-französisch-russische Flotte vernichtet*). Wir steuerten auf das Vorgebirge Tainaron zu, das die italienischen Seefahrer Kap Matapan nannten. Dort hat, nach der Sage, Herakles den Kerberos (*den Höllenhund Zerberus*) aus der Unterwelt geholt. An das Vorgebirge Tainaron knüpft sich auch die Erinnerung an Arion (*von Lesbos*), den Meister der Töne. Dieser kehrte von einer sehr einträglichen Gastspielreise aus Großgriechenland zurück und hatte sich in Tarent nach Korinth eingeschifft. Die Matrosen wollten sich seiner

²⁵ Eine Dialektgruppe in Nord-Albanien, während im Süden das Toskische vorherrscht, das seit 1950 als offizielle Schriftsprache gilt, während sich Schriftsteller gelegentlich des Gegischen bedienen.

²⁶ *Euzonoi*, neugriechisch *efoni* ausgesprochen; die Soldaten der Ehrenwache am Grab des Unbekannten Soldaten vor dem Athener Parlament am Syntagmaplatz werden heute noch *Efzonen* genannt, die Schöngegürteten.

Schätze, seines Geldes und seiner Ehrenpreise bemächtigen. Er musste über Bord gehen. Dem Schiffe waren Delphine gefolgt. August Wilhelm von Schlegel (1767 bis 1845) berichtet in seiner Ballade „Arion“:

Arion war der Töne Meister

...

*Ihn decken alsobald die Wogen
Die sichern Schiffer segeln fort.
Delphine waren nachgezogen,
Als lockte sie ein Zauberwort.-
Eh' Fluten ihn ersticken,
Beut einer ihm den Rücken
Und trägt ihn sorgsam hin zum Port.*

Dieser Port war eben Tainaron.

Wir steuerten auf Kreta zu, das die italienischen Seefahrer Candia nannten. Wir liefen zunächst Canea und darnach Megalokastron an, das auf den Seekarten Kandia heißt. Dort ging ich an Land. Die Ausgrabungstätigkeit hatte begonnen. Ich sah in einem Museum bemerkenswerte Funde der kretisch-mykenischen Kultur, vorwiegend aus dem nahen Knossos, darunter eine Scheibe mit einer Schrift, die noch nicht entziffert war. In der Sexta des Gymnasiums hatte man uns mit den Sagen des klassischen Altertums vertraut gemacht. Das Büchlein des Gustav Schwab gehörte damals zum Lesestoff des Nachwuchses der höheren Schulen. Von früher Jugend an kannten wir die Sage von Theseus, der den Menschenopfer fordernden Minotaurus erschlug und bei der Rückkehr Ariadne, die ihm durch ihren Faden aus dem Labyrinth geholfen hatte, auf Naxos zurücklies. Bei meinem Großvater Julius Schiebler sah ich eine kleine Nachbildung der Ariadne Danneckers.

In Kandia hatte man an El Greco zu denken, des 1541 in Kandia geborenen (*spanischen*) Malers Domenico Theotokopuli, der am 7. April 1613 in Toledo starb. Kandia entspricht dem Kydonia des Altertums, der Heimat der Quitte, die bei den Griechen μήλον κυδώνιον (*melon kydonion*) hieß und im Bereiche der Kosmetik ihre Bedeutung hatte. Plutarch empfiehlt in seinem διάλογος έρωτικός (*dialogos erotikos*) den Bräuten, am Hochzeitstage eine Quitte zu essen²⁷. In Kandia suchte ich das Postamt auf. Kreta war 1912 noch nicht von Griechenland einverleibt, sondern stand unter einer eigenen Verwaltung, führte eine eigene Flagge und hatte seine eigenen Briefmarken. Ich kam auf dem Postamte mit meinen altklassischen Zahlworten tadellos zurecht.

²⁷ Im Dialogon Erotikon steht das nicht. Aber doch bei Plutarch, coniug. praec.1 [=Plutarch, moralia I 138 D, p.284] heißt es: „Solon verlangte, dass die Braut sich zum Bräutigam lege, wenn sie vom μήλον κυδώνιον gegessen habe, womit er anzudeuten scheint, dass der erste Reiz von Mund und Stimme angenehm sei.“ Und bei Plutarch, Solon 20,4: „Eben darauf zielt auch der Umstand ab, dass die Braut mit dem Bräutigam eingeschlossen wird und mit ihm einen Quittenapfel verzehren muss...“ Dazu Anmerkung 56 in der Übersetzung von Joh. Fr. Sal. Kaltwasser, München 1964, Band 1, Seite 197: „...diese Sitte ... bedeutete, dass die Eheleute immer gegeneinander im Reden freundlich sein sollten, weil eine Quitte einen lieblichen Atem gibt.“ Schließlich sei Der Kleine Pauly zitiert, 4, 1972, Sp. 1316 unter „Quitte“ (K. Ziegler): „...das μήλον κυδώνιον, das nach einer Verordnung Solons die Braut verzehren soll, ehe sie das Brautgemach betritt, damit gleich die erste Begrüßung anziehend sei (Plut. coniug. praec. 1; quaest Rom. 65), dürfte keine harte Quitte gewesen sein. Daher ist die Frage, was die kydonischen für Äpfel waren, besser offenzulassen.“ - Plutarch war griechischer Schriftsteller, um 46 bis um 120 nach Christus; Solon war athenischer Staatsmann, um 640 bis um 560 vor Christus, er ordnete Gesellschaft und Verfassung neu, verfügte einen allgemeinen Schuldenerlass, hob die Schuldknechtschaft auf, führte eine Münz- und Maß-Reform durch, ließ das geltende Recht aufzeichnen, schuf Geschworenengerichte, begründete durch die Einteilung der Bürgerschaft in vier Klassen je nach Grundbesitz die timokratische Staatsordnung (Herrschaft je nach Vermögen) und schuf den Rat der Vierhundert zur Vorberatung der Volksbeschlüsse.

Ich musste selbstverständlich meine markensammelnden Freunde mit kretischen Marken bedenken.

In Kreta kamen weitere Reisende an Bord. Ich erinnere mich an einen kretischen Major mit einer sehr kleidsamen lichtblauen Uniform und an ein junges Mädchen mit dem lateinischen Vornamen Minerva. Sie war Griechin und hörte mir und einem anderen Mitreisenden griechische Vokabeln ab, wobei sie mit den Zahlwörtern begann. Als wir unseren Kiel nordwärts gen Athen gewendet hatten, kamen wir an der Insel Melos (die Neugriechen sagen Milo) vorüber. Es war Abendstimmung; in einem feinen blauen Nebel hob sich der Felsen aus dem Wasser. Die auf der Insel gefundene großartige Venus hatte ich 1905 im Louvre gesehen. Unter den Reisenden, die in Kreta an Bord kamen, waren auch zwei Inselgriechen, die ihre eigenartige Tracht trugen, also insbesondere die Beinkleider, die von den Hüften abwärts einen weiten Sack bilden und vom Knie abwärts ganz eng anliegen, so ähnlich wie die Reitbreeches. Diese beiden Inselgriechen trugen ihren Mundvorrat, nämlich ein langes Weizenbrot und eine große Melone, in dem Hosensack. Wenn sie miteinander auf Deck hin und her wandelten, pendelte der Hosensack nebst Brot und Melone von einer Wade zur anderen.

Ich hatte meinen Schiffplatz nur bis Athen belegt. Dort wollte ich mich einige Tage aufhalten und dann mit einem anderen Dampfer des österreichischen Lloyd nach Smyrna (Ismir *in der Türkei*) hinüberfahren. Auf der Fahrt von Kreta nach dem Piraiéus (*Piräus*) lag mir aber Tonello in den Ohren und stellte mir vor, dass in Smyrna rein gar nichts los sei. Er rief als Zeugen hierfür auch andere Reisende auf. Dagegen schilderte er mir die Fahrt über Volo (*Vólos*, den Pagasäischen Meerbusen), Saloniki (*Thessaloníki*), Kawala (*Kavála*), Dedeagatsch, die Dardanellen und das Marmarameer als besonders reizvoll. Er bot mir an, mir für die Fahrt von Athen bis Istanbul seine Kapitänskajüte auf dem Oberdeck zu demselben Preise zu überlassen, den ich für meine Kajüte unten gezahlt hatte. Er wollte sich sein Nachtlager auf der breiten Bank des Kartenhauses (*pilotaggio*) einrichten. Ich war mit Tonello auf der Fahrt von Triest bis Kreta sehr gut ausgekommen. Mir hatte es auch sonst auf seinem Lastkahn sehr gut gefallen. Die italienische Küche, die mit gutem Olivenöl brät, und der Rotwein von der Insel Brioni sagten mir zu. Der Kaffee war in Ordnung, die Bedienung aufmerksam. Ich schloss mit Tonello das vorgeschlagene Geschäft (*wahrscheinlich unter erheblichen Bedenken hinsichtlich der Rechtllichkeit gegenüber dem Österreichischen Lloyd*) und zahlte ihm den vereinbarten Preis in Goldstücken der lateinischen Münzunion, die ich im Brustbeutel bei mir trug. Den weiteren Geldbedarf hatte ich mir durch einen Kreditbrief der Deutschen Bank gesichert.

Im Piraiéus (sprich Piräus) trafen wir an einem Vormittag bei guter Zeit ein. Ich ging sofort an Land und fuhr mit der Bahn bis zur Haltestelle Thoseion. Dort nahm ich eine Pferdedroschke und ließ mich über die Pnyx zu den Propyläen fahren (*Propyläen sind monumentale Torbauten in griechischer Architektur; die berühmtesten sind die in der Akropolis von Athen, 438 bis 432 vor Christus von Mnesikles erbaut*). Natürlich wusste mein Kutscher genau, was solch Europäer zu sehen wünscht. Ich stieg hinauf auf die Akropolis („Hochstadt“, *Burgberg, Tempelbezirk*). Es war ein wolkenloser Sommertag mit blauem Himmel und weiter Fernsicht. Der Parthenon (*Tempel der Athena Parthenos*), den Perikles durch Iktinos und Kallikrates (*447 bis 438 vor Christus*) erbauen ließ, rechtfertigte die Bewunderung, zu der wir auf der Schule erzogen waren. Dass die Elgin Marbles, die ich in London im British Museum sah, fehlten, beeinträchtigte den großen Gesamteindruck nicht. Darüber, dass die griechische Baukunst die für die Holzbauweise gefundenen Formen in Marmor umgesetzt hat, macht man sich angesichts des Parthenon keine Gedanken wegen Materialgerechtigkeit. Mein Blick schweifte bis zum Vorgebirge Sunion und hinüber zur Insel Salamis, wo Themistokles am 20. September 480 vor Christus, wie wir als Quartaner im Cornelius Nepos (*römischer Geschichtsschreiber, um 100 bis um 25 vor Christus*) lasen, die Flotte der

Perser schlug²⁸. Über den Kerameikos²⁹ und an der Akademie vorüber fiel mein Blick auf den Kolonos Hippios, der die Erinnerungen an Oedipus weckte (*ein Hain, in dem Ödipus starb*). Mein Kutscher fuhr mich auf der Südseite der Akropolis am Theater des Dionysos und am Odeion (*ein antikes Theatergebäude, von „Ode“ = Gesang*) vorüber nach dem Areopag (*„Hügel des Ares“; dort tagte der Adelsrat und das höchste Gericht*). Nach einiger Zeit hielt er an und zeigte mir zwei Säulen, die ich nach dem Baedeker als die Reste eines Kaisertempels erkannte. Ich folgte der Anregung des Kutschers, stieg aus und ging hin, fand die Säulen aber keiner längeren Betrachtung wert und kehrte zu der Stelle zurück, wo ich die Droschke verlassen hatte. Sie war verschwunden. Ich hatte nicht viel Zeit, um zu warten. Tonello wollte noch bei Tageslicht den Piraiéus verlassen. In Athen auf dem 36. Breitengrad sinkt auch im Sommer die Nacht früher und ohne längere Dämmerung herab als bei uns auf dem 50. Weit und breit sah ich keine Droschke. Nach dem Stadtplan des Baedekers fand ich mich rasch zum Theseion und fuhr mit der Bahn zum Hafen. Dort wars schon duster. Bootsleute boten sich an: Barka, signore! (sprich: warka). Ich fragte einen und den anderen nach dem vapore oder piroscavo Melpomene. Sie hatten keine Ahnung. Schließlich heuerte ich einen Bootsmann und ließ mich an die größeren Schiffe hinausrudern. Erst der dritte Dampfer, auf den wir zupeilten, war die Melpomene. Tonello war erleichtert, als ich das Fallreep heraufstieg. Die Gesellschaft an Bord hatte sich etwas verändert. Der französische Konsul und sein Sohn waren von Bord gegangen, auch die eulenäugige (*γλαυκώπις*) (*glaukopis*) Minerva³⁰ und der kretische Major. Die Frau und der Sohn des britischen Postmeisters waren geblieben. Hinzugekommen waren u.a. ein Bankdirektor Meyer mit seiner Frau, der sich als Deutscher bezeichnete, auch ebenso wie seine Frau gut Deutsch sprach. Beide machten aber doch den Eindruck von Levantinern (*Levante = Länder des östlichen Mittelmeers*). Er war an einer Bank in Saloniki beschäftigt. Ich erzählte dem Tonello, dass ich meine Droschke nicht bezahlte, weil der Kutscher nicht zur Stelle war, und dass ich beabsichtige, bei der Deutschen Gesandtschaft in Athen den schuldigen Betrag zu hinterlegen. Tonello rief den Bankdirektor Meyer herbei, der sein Erlebnis mit dem athenischen Droschkenkutscher zum besten gab. Er hatte mit ihm für eine genau bezeichnete Rundfahrt einen festen Betrag in Drachmen vereinbart. Als die Fahrt planmäßig zu Ende war, wollte Herr Meyer den vereinbarten Betrag zahlen. Der Droschkenkutscher verlangte jedoch das Doppelte. Als Meyer sich auf die Vereinbarung berief, verursachte er einen großen Lärm, worauf sich sofort mehrere Droschken mit ihren Kutschern einfanden und sich an der geräuschvollen Erörterung beteiligten. Es entstand ein Straßenauflauf und die Leute nahmen für den Droschkenkutscher Partei. Herr Meyer geriet unter Druck und entsprach der unberechtigten Forderung. Er lachte über meine ganz unorientalische Loyalität und ersuchte mich, ihm den Betrag zu entrichten, den ich bei unserer Gesandtschaft hinterlegen wollte. Herr Meyer und Tonello nahmen an, dass mein Kutscher eine kurze Fahrt habe einlegen wollen, zu der er während meiner Abwesenheit bei dem Kaisertempel aufgefordert wurde. Ich hinterlegte die Drachmen nicht auf der Gesandtschaft und zahlte sie auch nicht an Meyer. Wir bildeten einen kleinen heiteren Kreis. Tonello ernannte mich scherzweise zum Ufficiale di piacere (*Spaß-Beamter*). Diese Rolle behielt ich bis zur Landung in Istanbul bei.

Die Nacht sank herein. Wir fuhren durch den Saronischen Meerbusen und um das Vorgebirge Sunion herum gen Norden. Als ich am nächsten Morgen in der Kapitänskajüte erwachte, waren

²⁸ Allerdings entging er einem unverdienten Hochverratsprozess um 465 nur durch die Flucht - ausgerechnet - zum Perserkönig, der ihn freundlich aufnahm.

²⁹ Das Töpferviertel von Athen, im Nordwesten des antiken Athens. Dort befindet sich der alte, berühmte „Friedhof am Dipylon“, der seit dem 11. Jahrhundert vor Christus (!) rund 1500 Jahre lang genutzt wurde und heute eine archäologische Fundgrube ist.

³⁰ Die Eulenäugigkeit ist wohl ein Scherz, weil das Mädchen Minerva heißt. Die altitalienische Göttin Minerva entsprach der griechischen Göttin Athene, die bei Homer immer mit dem Beinort „glaucos“ versehen war. Das hieß hellblau oder funkelnd, leuchtend. Weil aber „glauc“ Eule heißt und Athene u.a. Göttin der Weisheit war, wurde glaucos volksetymologisch als „eulenäugig“ missverstanden und die Eule zum „Tier der Athene“.

wir auf der Höhe des Cap d'Oro, wie auf den italienischen Seekarten die Nordspitze der Insel Euböa heißt. Das Kap ist wegen der dort herrschenden Winde verrufen. Als ich aufs Deck hinauskam, hatte der erste Offizier den Dienst auf der Brücke. Ihm spielte die Seekrankheit übel mit. Ich sah, wie er von der Brücke herab in die See spie, aber unbeirrt seinen Dienst verrichtete, sich also von der Übelkeit nicht anfechten ließ. Das nahm ich mir zum Beispiel. An diesem Tage tat mir aber die Seekrankheit nichts. Ich konnte mir mein Frühstück nach der luftigen Kapitänskajüte bringen lassen, gab aber an, indem ich hinunter ging und mir dort das Frühstück auftragen und munden ließ, während die Kajütenreisenden in ihren Betten stöhnten.

In der Abenddämmerung fuhren wir in den Pagasäischen Meerbusen ein, der auf den italienischen Seekarten Golfo di Volo heißt. Wir gingen beim Städtchen Volo an den Strand. Der Bankdirektor Meyer traf dort viele Bekannte aus Saloniki, nämlich Griechen, die sich in Saloniki in die Matrikel des italienischen Konsulats hatten eintragen lassen, Italien niemals sahen, aber nun als Italiener wegen des Krieges aus der Türkei, zu der damals Saloniki noch gehörte, als feindliche Ausländer ausgewiesen worden waren. Volo gehörte zu Griechenland, war also während des italienisch-türkischen Krieges neutral und gewährte seinen Konnationalen, die als Italiener galten, Asyl. In Volo kam noch ein Mann an Bord, von dem der Bankdirektor Meyer etwas geringschätzig bemerkte: „Il est un Grec, mais il veut passer pour un Français“ (*Er ist Grieche, aber er könnte als Franzose durchgehen*). Die Verhältnisse in der Türkei hatten das Problem der mehrfachen Staatsangehörigkeit, der *sujets mixtes*, schon früher aufgeworfen. So hatten sich Griechen, die türkische Staatsangehörige waren, bei längerem Aufenthalte in Deutschland einbürgern lassen. Sie ließen sich nach Rückkehr in die Türkei in die Matrikel des deutschen Konsuls eintragen. Die Türkei beachtete ihre deutsche Staatsangehörigkeit nicht, sondern zog sie zum türkischen Militärdienst ein und unterwarf sie der türkischen Gerichtsbarkeit. Die türkische Regierung stand also auf dem Rechtsstandpunkt, dass durch den Erwerb einer fremden Staatsangehörigkeit die türkische nicht erlischt.

Aus dem Vologolf kamen wir in der nächtlichen Dunkelheit noch bei brennenden Küstenlichtern heraus. An der türkischen Küste waren die Leuchtfeuer gelöscht. Am Nachmittag liefen wir in den Hafen von Saloniki ein. Dort herrschte ein eigenartiger Lärm. Die spaniolischen Hafendarbeiter, ein Schwarm von Juden, löschte eine Ladung Bretter. Sie arbeiteten flott und bewegten sich auch jeweils mit einer Last von Brettern auf dem Rücken recht lebhaft. Sie schienen sich dabei durch ihre Ausrufe zu unterhalten oder anzufeuern. Ich ging an Land und sah mich in Saloniki um. Der Golf von Saloniki hieß im Altertum Thermaischer Meerbusen, die dort liegende Stadt Therme. Kassander, ein mazedonischer Prinz, der in den Wirren nach dem Tode Alexanders des Großen (323 vor Christus; die „Wirren“ waren die sogenannten *Diadochenkämpfe*) eine eigenartige Rolle spielte und Alexanders des Großen Schwester Thessalonike heiratete, benannte nach ihr die von ihm sehr geförderte Stadt Therme. Das war etwa 316 vor Christus. Thessalonike wurde 295 von ihrem älteren Sohne Antipater ermordet, Kassander war schon 297 vor Christus gestorben. Die Stadt behielt ihren Namen. Der Apostel Paulus besuchte sie auf seiner zweiten Reise und gründete dort die Christengemeinde, an die er die beiden, ins Neue Testament aufgenommenen Briefe schrieb. Als ich Ende August 1912 den Boden der Stadt betrat, wehte über ihr noch der Halbmond. Der erste Balkankrieg brach im Oktober 1912 aus. Die jungtürkische Staatsumwälzung war noch im Gange. Der Sultan Abdul Hamid war als Gefangener der Jungtürken in der Villa des reichen Großkaufmanns und Unternehmers Alladini unweit Saloniki eingesperrt. Der Garten dieser Villa war von früher her mit einer reichlich drei Meter hohen Mauer umgeben, die von militärischen Posten bewacht wurde. Ich sah mir dieses Gefängnis von außen an. Unten am Hafen sah ich das Häuschen, worin die 1876 gegründete jungtürkische Partei für Einheit und Fortschritt (*Union et Progrès*) ihren Sitz hatte. Nachdem diese Partei 1908 den Weg des Sieges beschritten hatte, aus der Illegalität herausgetreten war und

die Verfassung von 1876 wieder in Kraft gesetzt hatte, stand das Häuschen offen; der Verkehr darin war nicht mehr geheim. Gegen Abend besuchte ich außerhalb des Weichbildes eine Gaststätte mit Garten, in dem man unter freiem Himmel amerikanische Filme vorführte. Ich besinne mich noch auf einen Film, der das Abschießen von Torpedos zeigte.

Der Bankdirektor Meyer und seine Frau, die Frau des britischen Postmeisters und ihr Sohn hatten ihr Reiseziel erreicht und gingen von Bord. Als neue Reisende kamen einige Jungtürken, die nach Istanbul zum Parteitag wollten. Auch Türkinnen kamen an Bord. Die Mehrzahl von ihnen trennte sich jedoch noch nicht vom Schleier. Der Islam hat, wie mir scheint, mit der Verschleierung einen altorientalischen Brauch religiös befestigt. Der Kirchenvater Tertullian (*Quintus Septimius Florens Tertullianus, um 160 bis nach 220*), ein scharfsinniger Alexandriner Jurist, schrieb eine Abhandlung *de virginibus velandis (über die verschleierte Jungfrauen)* und lebte doch reichlich 400 Jahre vor Mohammed. Näher bekannt wurde ich mit dem Jungtürkenführer Midhat Bey, der etwas Französisch sprach. Er brachte zu Tonello und mir auf das Oberdeck auch seine Frau, eine stattliche Matrone mit, die sich vom Schleier getrennt hatte, sich aber nicht unmittelbar an unserer Unterhaltung beteiligen konnte, weil sie nur Türkisch sprach. Von Midhat Bey las ich bald danach in der Zeitung, dass er gemeinsam mit seinem Parteifreunde Enver in das Seraskiorat, das türkische Kriegsministerium, eindrang. Als beide daraus weggegangen waren, hat man den alttürkischen Kriegsminister tot aufgefunden.

Es war spät geworden, als wir von Saloniki wegfuhrten. Tonello ging selbst auf die Brücke, als wir um die westliche Halbinsel, den Chalkidike gegen Osten wendeten. Nirgends brannten die Leuchtfener.

Unter den Reisenden, die in Saloniki an Bord gekommen waren, lernte ich einen deutschen Bergingenieur namens Martin kennen. Er hatte in Kleinasien (Anatolien) in dem Goldbergwerk eines Großgrundbesitzers gearbeitet, sich aber von diesem, wie mir schien, deshalb getrennt, weil er einen gewissen Widerspruch zwischen den Anstellungsversprechen und deren Erfüllung festgestellt hatte. Von Martin ließ ich mich über die Landwirtschaft in Anatolien unterrichten. Er meinte, dass die islamische Geistlichkeit den Fortschritt, insbesondere die Einführung neuzeitlicher Maschinen (Drill-, Mäh- und Dreschmaschinen) und Geräte hindere. Außerdem litten, wie er meinte, die Bauern unter den Naturalabgaben. Wenn die Melonen, die Feigen, das Getreide reifen, kämen die Finanzbeamten nicht, um die Abgaben festzustellen und einzuheben, bzw. das Soll zu erfassen. Die Bauern schwebten in Sorge um den Verderb der Früchte und die lästigen Folgen, die sich daran knüpfen. Sie suchten sich mit Bestechungen zu helfen.

Um die östliche Halbinsel der Chalkidike, die im Altertum Akte hieß, bogen wir beim Vorgebirge mit den Athos-Klöstern, Hagion Óros, nordwärts in die Bucht von Kawala, das ebenso wie Saloniki noch türkisch war. Wir liefen diesen Hafen an. Ich ging an Land und besichtigte die Tabaklagerhäuser am Strande. Die Tore standen weit offen. Der fermentierende Zigaretten tabak strömte einen sehr angenehmen Duft aus. Die Fermentierung wird erfahrungsgemäß durch die Seeluft gefördert. Das Hauptanbaugebiet für die erlesenen Zigaretten tabake liegt etwas weiter nördlich bei Xánthi, das jetzt zu Griechenland gehört. Dass in manchen Teilen der Balkanhalbinsel Baumwolle gebaut wird, hatte man mir schon in Saloniki erzählt. In Kawala wurde es mir bestätigt. Der Baumwollbau soll sich dort während des amerikanischen Bürgerkrieges (1861-1864) entwickelt haben.

In Kawala kam ein junger Deutscher, Gustav Seifert, Sohn einer griechischen Mutter, an Bord. Ich gewann rasch sein Vertrauen. Sein Interesse galt einer jungen Griechin, die mit ihren Eltern nach Istanbul reiste. Nur ihretwegen reiste Gustav Seifert mit. Er wusste, dass der Vater durch

Ölhandel ein großes Vermögen erwarb, obwohl er weder lesen noch schreiben konnte. Die Angebetete hatte lesen gelernt. Sie las in einer magazinartigen Zeitschrift, die Erzählungen in der Volkssprache (Dimotiki) enthielt. Eine der Erzählungen trug die Überschrift Ρολόι (Roloji = die Uhr). Gustav Seifert übertrug mir das in die Schriftsprache: Ὠρολόγιον ([H]orologion = die Uhr³¹). Im Laufe der Zeit berichtete mir Gustav Seifert dieses und jenes aus Thrakien. Als besonders bemerkenswert möchte ich folgendes aufzeichnen: Gustav Seifert war für einen größeren örtlichen Bereich in Thrakien Vertrauensmann der damals großen deutschen Auskunftei von Schimmelpfeng. Ein thrakischer Grieche, der das wusste, erschien eines Tages bei ihm und schlug ihm ein Geschäft vor. Er wollte bei einer deutschen Firma einen größeren Posten Maschinen bestellen. Er rechnete bestimmt damit, dass diese Firma sich durch Schimmelpfeng nach seiner Kreditwürdigkeit erkundigen und bei zusagender Auskunft die Maschinen liefern würde. Für die zusagende Auskunft sollte Gustav Seifert sorgen. Er werde die Maschinen nach Empfang nicht bezahlen, wohl aber mit Gustav Seifert den Raub teilen und dann unpfändbar sein oder aus der Gegend verschwinden. Gustav Seifert versicherte mir, dass er dies Geschäft ablehnte und dass der Grieche deshalb die Maschinen in Deutschland nicht bestellte. Wer die Sagen des klassischen Altertums kennt, wundert sich nicht über die Geschäftsmoral des thrakischen Griechen. Man braucht sich nur das östliche Giebelfeld des gewaltigen Zeustempels in der Altis (von griechisch alsos = Hain; der heilige Hain in Olympia, nach dem Mythos von Herakles für seinen Vater Zeus abgeschrieben und eingezäunt) von Olympia gegenwärtig zu halten. Dort war die Vorbereitung zur Wettfahrt zwischen Pelops und Oinomaos (König Önomaos; bei dem Wagenrennen ging es um seine Tochter Hippodamia) plastisch dargestellt. Pelops hatte den Myrtilos, den Wagenlenker (ἡνίοχος) (heniochos) des Oinomaos, bestochen und dazu bewogen, dass er die Vorstecker aus den Achsen des Rennwagens nahm. Oinomaos war ja nun freilich auch kein feiner Sportsmann. Er pflegte die Bewerber um seine Erbtochter Hippodameia beim Überholen mit dem Rennwagen von hinten zu erstechen. Pelops war ihm an Unfairness weit über. Oinomaos stürzte infolge des Fehlens der Vorstecker tödlich. Hippodameia hatte als zärtliche Tochter kein Bedenken, den Mörder ihres Vaters zu heiraten. Dem ungetreuen Wagenlenker Myrtilos hatte Pelops die Hälfte des der Erbtochter Hippodameia anfallenden Fürstentums Pisa in der Landschaft Elis versprochen, entledigte sich aber dieses Gesellen, indem er ihn von einem Felsen ins Meer stürzte. Nach Pelops heißt heute wieder die südliche Halbinsel (Peloponnes), nachdem die italienische Bezeichnung Morea dafür abgekommen ist³². Diese ganze saubere Gesellschaft ist von der Hand des Paionios, eines der großen Bildhauer des 5. Jahrhunderts vor Christus, eines Zeitgenossen des Pheidias, auf dem Giebelfelde des Zeustempels dargestellt, das der Kampfbahn in Altis zugewendet ist³³. Wie harmlos ist dagegen der Kreditbetrug, den der Thraker des 20. Jahrhunderts mit Hilfe des Auskunfteivertrauensmannes gegen die deutsche Maschinenfirma plante!

Wir fuhren nördlich an Thasos vorbei. Der nächste Hafen, den wir anliefen, trug den türkischen Namen Dedeagatsch. Hier kamen zwei Franziskaner an Bord. Sie waren französische Staatsangehörige. Ich merkte mir den Namen des einen: Joseph Crämer, gebürtig aus dem Elsass, der deutschen Sprache ebenso mächtig wie der französischen. Wir führten lange Gespräche.

³¹ Im Neugriechischen gibt es das ganz seltene Phänomen einer echten „Diglossie“, d.h. das Nebeneinander von Hochsprache (Katharevousa) und Volkssprache (Dimotiki) in ein- und derselben Sprachgemeinschaft; nicht zu verwechseln mit Schriftdeutsch und Dialekt. Wegen der zahlreichen Probleme deswegen hat die griechische Regierung Dimotiki zur Staatssprache gemacht; nur die Kirche benutzt noch teilweise die alte, ehrwürdige Hochsprache.

³² Morea ist die mittelalterliche Bezeichnung des Peloponnes, übertragen von der an Maulbeerbäumen (moreai) reichen Landschaft Elis auf die ganze Halbinsel.

³³ Dass Paionios diesen Ostgiebel ausgeführt habe, scheint ein Irrtum zu sein: Vergleiche E. Berger in Lexikon der Alten Welt 1965, Spalte 2195 unter dem Stichwort Paionios: „Die Angabe (Pausanias 5,10,8), Paionios habe am Zeustempel den Ostgiebel ... ausgeführt, kann aus stilistischen und chronologischen Gründen nicht stimmen ...“).

Dabei gerieten wir zunächst tiefer in die Rechtsphilosophie. Er wollte von mir etwas über das Wesen des Rechts wissen. Er kannte dem Sinne nach die Formel, die an der Spitze der Institutionen des Justinian steht (*Justin. inst. I 1 (CIL I, edd. Krueger-Mommsen, Berlin 1895, Seite 1)*):

Iustitia est constans et perpetua voluntas ius suum cuique tribuens.

Die Fundstelle des Satzes war ihm unbekannt. Ich sagte ihm, dass etwa 1000 Jahre früher griechische Philosophen das Recht gekennzeichnet hätten als τὸ τοῦ κρείττονος συμφέρον (*to tou kreittonos sympheron*), als das, was dem Starken nützt³⁴. Von hier kamen wir auf die neuzeitliche soziologische Betrachtung des Rechtes als geronnene Gewalt. Wir versuchten, diese Umschreibung auf französisch auszudrücken. Joseph Crämer übersetzte: Force pétrifiée. Ich versuchte es mit force caillée und dann mit force coagulée, was uns schließlich am meisten ansprach. Dem Franziskaner leuchtete ein, dass wohl kaum ein Gesetzgeber je ein Gesetz zu seinem eigenen Nachteil oder Schaden erlassen hätte.

Andere Gespräche führten uns auf die Séparation, die Trennung von Kirche und Staat, die in Frankreich damals viele Leute aufregte. Ich hatte 1905 in Paris einen Freidenkerkongress erlebt und vor der Kirche Sacré Coeur das neue Denkmal des einstmals verbrannten Freidenkers gesehen. Die zwei Bände, die der Minister Pierre Marie Waldeck-Rousseau (1846 bis 1904) über die Séparation geschrieben hatte, hatte ich mir angeschafft und gelesen. Ich fragte Joseph Crämer und seinen Ordensbruder, ob unter der Séparation die Stellung Frankreichs als Beschützer der Christen im Osmanischen Reich litt. Sie verneinten das und wiesen darauf hin, dass die häufig wechselnden französischen Regierungen stetig betonten, dass die Séparation kein Ausfuhrgut, kein article d'exportation sei. Beide erzählten mir, dass die französischen Schulen in der Türkei ihre geistlichen Lehrer behielten und dafür wirkten, dass geeignete junge Leute in Frankreich studieren, insbesondere technische Wissenschaften. Dadurch knüpften sich zwanglos Beziehungen zur französischen Industrie. Die türkischen Staatsangehörigen, die in Frankreich studiert hatten, waren stets geneigt, Waren, auf deren Beschaffung sie Einfluss hatten, aus Frankreich zu beziehen und mit größeren Bauaufträgen wie z.B. Brückenbauten und Hafengebäuden französische Firmen zu betrauen.

Samothrake und Imros blieben auf der Steuerbordseite. Am Eingang der Dardanellen bogen wir nach Osten. Der alte Name der Meerenge „Hellespontos“ weckte wieder die Erinnerung an Sagen des klassischen Altertums. Phrixos und Helle, die Kinder der Nephele, flohen vor ihrer Stiefmutter Ino auf dem Widder mit dem goldenen Vließ. Helle stürzte von dem Widder in das Meer, das nach ihr Hellespont genannt wurde. Die schmalste Stelle des Hellespontos misst nur 1350 Meter. Dort spielen die zarten Beziehungen zwischen Hero und Leander, die Musaios der Grammatiker in seinem kleinen Epos im Anfang des 6. Jahrhunderts so anmutig schilderte. Als die Melpomene zwischen den Stätten von Sestos und Abydos hindurch fuhr, erinnerte man an Bord an das traurige Schicksal des Liebespaares.

An den italienisch-türkischen Krieg erinnerte uns nur wenig. Wir vermissten die Küstenbefeuerung. Das hohe nördliche Ufer der Dardanellen schien bewaffnet. Dort drohten grobe Geschütze. Wenn man aber genau hinschaute, schien es, als ginge um die Feuerschlunde der dicken Berthas ein verlegenes Lächeln über ihre Ohnmacht. Es waren aus den einst gefährlichen Waffen durch den Verlauf der Zeit Museumsstücke geworden. Wann sie ein

³⁴ Bei Platon, *Politeia/Staat* 338 c stellt Thrasymachos die These auf
τὸ δίκαιον οὐκ ἄλλο τι ἢ τὸ τοῦ κρείττονος συμφέρον
= es sei das Recht nichts anderes als das dem Stärkeren Nützliche.

türkischer Sultan oder sein Kriegsminister dort aufbauen ließ, war gewiss nicht mehr festzustellen, vermutlich zu der Zeit, als Kara Mustapha vor Wien zog. Wenn Italien nicht aus politischen Rücksichten sich von den Dardanellen hätte fernhalten lassen, hätte die Türkei in den schönen alten Bronzekanonen keinen Schutz vor der Erzwingung der Meerenge gehabt. Italien hatte es in erster Linie auf Libyen und die Cyrenaica, sowie auf einige der Sporaden (*Inseln, die der Türkei südwestlich vorgelagert sind*) abgesehen, also auf Teile des osmanischen Reiches, die von den Dardanellen weit entfernt sind.

Gegenüber dem thrakischen Chersonesos (*die Halbinsel Gallipoli, an der Dardanellen-Wasserstraße zwischen Ägäischem Meer und Marmarameer. Thrakien ist das griechisch-türkische Grenzland*) liegt die Landschaft Troas, der Schauplatz des trojanischen Krieges. Seit Heinrich Schliemann bei Hissarlik gegraben hat, wendete sich das Interesse der Altphilologen dieser Stätte zu. Schliemann genoss ihre hohe Bewunderung, obwohl seine Ausgrabungsmethoden die genaue Datierung der Funde meist nicht sicherten. Die Schilderungen der Ilias, die wir auf dem humanistischen Gymnasium teils im Unterricht, teils an Studiertagen zu Hause lasen, verlegten wir in die Landschaft an der Nordwestecke Kleinasiens, wo der Skamander (*türkisch Menderes-Tschai*) und der Simocis fließen. Wir lasen auch die Aeneis des Vergil:

Arma virumque cano³⁵

In ihrem zweiten Buche lässt Vergil durch Aeneas den Untergang Trojas schildern, wozu ihn die Königin Dido von Karthago aufforderte:

„Conticuere omnes intentique ora tenebant;
inde toro pater Aeneas sic orsus ab alto:

³⁵ *Anfang des ersten Gesangs; deutsch von Emil Staiger:*

*Waffen sing ich und Mann, der, am Anfang, von troischer Küste,
Flüchtig durch Götterspruch nach Italien kam zu Laviniums Ufer.
Weit über Länder und Meere verschlugen ihn hohe Mächte.
Denn seiner gedachte der Zorn der herrischen Juno.
Viel auch litt er im Krieg, bis die Stadt er gegründet, die Götter
Latium zugeführt, dem das Geschlecht der Latiner,
Albas Väter entstammen, die Mauern der ragenden Roma.*

In der Verdeutschung von Thassilo von Scheffer:

*Kampf und den Helden besing ich, den einst von den Ufern von Troja
Nach Italien flüchtig sein Los an Laviniums Küsten
Trieb, der durch Länder und Meere gar viel vom Willen der Götter
Und von dem dauernden Zorn der erbitterten Juno geschlendert,
Viel auch in Kriegen erlitt, bis die Stadt er gegründet und seine
Götter nach Latium führte: daber das Geschlecht der Latiner
Und die albanischen Väter und Roms hochragende Mauern.*

Dieser Anfang des Liber I lautet ursprachlich wie folgt:

*Arma virumque cano, Troiae qui primus ab oris
Italiam fato profugus Laviniaque venit
litora, multum ille et terris iactatus et alto
vi superum, saevae memorem Iunonis ob iram,
multa quoque et bello passus, dum conderet urbem
inferretque deos Latium, genus unde Latinum
Albanique patres atque altae moenia Romae.*

Infandum, regina, iubes renovare dolorem, ..³⁶

Dazu lasen wir Schillers freie Übersetzung³⁷:

Still wars, und jedes Ohr hing an Äneens Munde,
Der also anhub vom erhabnen Pfühl:
O Königin, du weckst der alten Wunde
Unnennbar schmerzliches Gefühl!.....

Vergil schildert das Auftreten des Laokoon und seine Warnung vor dem hölzernen Pferd:

Quidquid id est, timeo Danaos et dona ferentes³⁸

(Was es auch sei, ich fürchte, selbst wenn sie schenken, die Griechen)
(Homer nannte die Griechen Danaer).

Wir lasen die eindrucksvolle Schilderung³⁹, wie da zwei Schlangen von Tenedos (*türkisch Bozcaada, Insel vor der westlichen Dardanelleneinfahrt*) herkommen und am Strande sich auf Laokoon und seine beiden Söhne stürzen. Vergil kannte gewiss die Laokoongruppe der Rhodier Agesander, Polydoros und Athanadoros (*drei Bildhauer aus Rhodos, die nach 50 vor Christus die berühmte Laokoongruppe schufen*), die Johann Joachim Winckelmann (*der 1768 bei einem Raubmord in Triest umkam*) in seiner Geschichte der Kunst des Altertums und Lessing in seinem „Laokoon oder über die Grenzen der Malerei und Poesie“ behandelten. Mit diesen beiden Schriften, insbesondere mit der Lessings, wurden wir auf der Schule ziemlich eingehend beschäftigt. Es waren also mannigfache Erinnerungen, die sich für den Abiturienten eines humanistischen Gymnasiums an die Landschaft Trojas knüpften.

Aus dem Hellespont fuhren wir ins Marmara-Meer, die Propontis des Altertums. Wir hielten uns näher dem europäischen Ufer und sahen an den Häusern die Schäden, die kürzlich ein Erdbeben angerichtet hatte. Von vielen höheren Gebäuden waren die Vorderwände herabgestürzt. Die Zimmer standen offen; wir konnten ihre Einrichtung betrachten. Man wurde an den hinkenden Teufel des Alain-René Lesage (*1668 bis 1747, französischer Schriftsteller*) erinnert, der allerdings nicht die Vorderwände, sondern die Dächer von den Häusern abhob und dem befreundeten Studenten einen nächtlichen Einblick in das Madrider Leben gewährte.

Als wir vor der Nordküste des Marmarameeres dahinglitten, hörte ich die französische Unterhaltung einer Gruppe von Europäern, denen die Gegend und ihre Bewohner augenscheinlich bekannt waren. Beim Anblick einzelner größerer Anwesen unterhielten sie sich über deren jetzigen oder früheren Bewohner. Aus den Gesprächen entnahm ich, dass eine Abwanderung von Türken aus Thrakien nach Kleinasien schon im Sommer 1912 im Gange war. Die Balkanstaaten hatten sich damals schon entschlossen, die Türkei anzugreifen und hatten sich zu diesem Zwecke gerüstet und verbündet. Wenn ich mich recht erinnere, war das Ziel der Europaflüchtigen damals teils Brussa (*Bursa*), teils Ankara. Wir hatten im Marmarameer einen schönen Sommertag. Am Nachmittag ging der zunehmende Mond auf. Die Sichel stand nicht wie bei uns aufrecht, sondern waagrecht wie über dem Wappen des Osmanischen Reiches. Am Morgen bei Sonnenaufgang näherten wir uns Konstantinopel. Die Minarette und die Kuppeln

³⁶ Vergil, Aeneis 2, 1-3.

³⁷ Friedrich von Schiller: Die Zerstörung von Troja. Freie Übersetzung des zweiten Buchs der Aeneide, 1792.

³⁸ Vergil, Aeneis 2, 49.

³⁹ Vergil, Aeneis 2, 203 ff.

der Moscheen blinkten im Sonnenschein. Der Anblick war von weitem sehr reizvoll und vielversprechend.

Als wir im Hafen festgemacht hatten, verabschiedete ich mich von Tonello, von Midhat Bey und Gustav Seifert und nahm eine Droschke, um zum Hotel Pera Palast zu fahren. Trotz des Krieges wurden die Pass- und Zollförmlichkeiten rasch und unbürokratisch erledigt. Das Hotel Pera Palast lag in der Grande rue de Péra und war ein europäisches Hotel ersten Ranges (*Pera ist das Europäerviertel Beyoglu*). Daneben stand auf gleicher Höhe das Hotel Tokatlyan eines Armeniers. Erst um die Mitte des zwanzigsten Jahrhunderts entstand in Konstantinopel das Hotel des Hilton-Konzerns.

Nachdem ich mir im Pera Palast ein Zimmer gesichert und mich gründlich gewaschen hatte, ging ich nach der British Embassy, die dicht bei der Grande rue de Péra lag. Ich hatte meinem Freunde Arthur Monck-Mason meine Ankunft angekündigt. Mit ihm war ich seit unserem gemeinsamen Aufenthalt in der Pensione Onofri in Florenz 1904 in Briefwechsel geblieben. Er war in verschiedenen Teilen der asiatischen Türkei beschäftigt gewesen. Seine Versetzung nach Cilicien (*Kilikien*) südlich des Taurus (*das Gebirge hinter der Südküste der Türkei*), wo Cicero als Proconsul war, und von dort nach Péra hatte er mir jeweils unter Angabe seiner neuen Anschrift mitgeteilt. Er hatte mir aus Konstantinopel geschrieben, dass er am Tage Dienst in der Sommerbotschaft in Therapia habe und erst am Abend dienstfrei sei. Auf der Botschaft werde man mir Genaueres mitteilen. Ich fand den Pförtner der British Embassy bestens unterrichtet; er begrüßte mich als Mister „Moth“ und führte mich in eine alte Kasematte, wo ich zwei jüngere Herren traf, die ebenso wie mein Freund Monck-Mason als Dolmetscher beschäftigt waren und die Post fertig machten, die der abendliche Kurier nach London befördern sollte. Sie nahmen mich sehr aufmerksam auf und gaben mir die Zeit an, zu der Monck-Mason von Therapia nach Péra hereinkommen könne und mich im Péra-Palast aufsuchen würde. Er kam pünktlich. Wir freuten uns nach acht Jahren unseres Wiedersehens. Da Monck-Mason schon zu Abend gegessen hatte, beschlossen wir, uns sofort in das Nachtleben Stambuls zu stürzen. Es war nämlich der Monat Ramadan. Wir waren schon unterwegs, als der Kanonenschuss gelöst wurde, der amtlich den Sonnenuntergang anzeigt, also die Zeit, zu der das Tagesfasten aufhört. Zunächst setzten wir uns in Stambul vor eine Barbierstube zu einem Glase Thee, dessen Ausschank den Barbieren gestattet ist. Danach besuchten wir eine Anzahl Lustbarkeiten z.B. ein Variététheater, in dem gerade ein deutscher Artist jonglierte und dazu auf Deutsch sang: „Salat mit Spinat, Spinat mit Salat“. Eigenartig war ein armenisches Theater. Dort standen zwei oder drei Reihen Schauspieler in prächtigen Gewändern auf der Bühne. Die Reihen waren wohl ausgerichtet. Einige Schauspieler trugen Kronen. Sie sprachen, was wir nicht verstanden; sie bewegten sich nicht von ihren Plätzen. An den folgenden Tagen sah ich mich allein in der Stadt um. Nachmittags und abends kam ich mit Monck-Mason zusammen. Wir begaben uns an die süßen Wasser Europas und an die süßen Wasser Asiens, schienen aber nicht zur rechten Jahres- oder Tageszeit zu kommen. Wir sahen dort keine türkischen Frauen und fanden nicht das Leben, wie es unsere Bilderzeitungen zeigten. An einem Abend lud mich Monck-Mason nach der Sommerwohnung ein, die er mit seinem Kollegen außerhalb der Stadt inne hatte. Einen Spätnachmittag widmeten wir dem Bazar. Dort kam es mir zu Statten, dass Monck-Mason die türkische Sprache vollständig beherrschte. Wir setzten uns schließlich zu einem Händler, der den Eindruck eines würdigen Mannes machte. Von diesem kaufte ich für meine Mutter einen weißen silberdurchwirkten Kairoschal, wobei ich unter Vermittelung Monck-Masons nur mäßig lange feilschte. Meine Frau hat ihn in späteren Jahren viel getragen. Der Händler hatte mir einen Schal von fehlerloser Beschaffenheit, ohne Risse, ohne Webfehler und ohne Flecke gezeigt und mir denselben Schal auch eingepackt und übergeben, also keinen schadhafte untergeschoben. Ohne Monck-Mason hätte ich im Bazar nicht gekauft. Eines Nachmittags setzten wir über nach Skutari in

Kleinasien (*Istanbul-Üsküdar*). Dort nahmen wir eine einspännige Pferdedroschke, deren Kutscher ein Bulgare in vorgerücktem Alter war. Wir fuhren nach Bulgurlu. Als wir an ein einzelnes Anwesen kamen, bei dem sich ein Brunnen befand, äußerte unser Bulgare den Wunsch, sein Pferd zu tränken. Wir hielten und stiegen ab. Während der Bulgare am Brunnen Wasser pumpte und sein Pferd saufen ließ, vertraten wir uns die etwas steif gewordenen Beine. Da kam der Bewohner des Anwesens, ein bejahrter Mann mit dinarischem Gesichtsschnitt auf uns zu und lud uns höflich ein, auf der Bank vor seinem Hause Platz zu nehmen. Ihn interessierte, dass Monck-Mason Engländer und ich Deutscher waren. Monck-Mason übersetzte mir seine überaus höflichen Äußerungen über Wilhelm II. Während dieser etwas konventionellen Unterhaltung sah ich, wie das Pferd unseres Bulgaren das gereichte Wasser gierig in sich hineinsog. Da wandelte mich auch der Durst an und ich sagte zu Monck-Mason: „I would like to have a glas of water.“ Kaum hatte ich das geäußert, Monck-Mason hatte es noch nicht übersetzt, da klatschte unser würdiger Türke in die Hände und rief: „Hassan, Hassan!“ Ein etwa zwölfjähriger Junge sprang herbei. Der Türke sagte zu ihm einige Worte und sogleich brachte mir der Junge ein Glas klares, frisches Wasser. Ich dankte und schaute den Türken verwundert an. Er sagte zu Monck-Mason auf Türkisch: „Ich war mit meinem Pascha längere Zeit an der montenegrinischen Grenze; daher weiß ich, dass woda Wasser heißt.“ Wir tauschten mit dem freundlichen Türken die Anschriften aus und setzten unsere Spazierfahrt noch eine Zeitlang fort. Monck-Mason sagte mir, dass Bulgaren damals oft als Droschkenführer in Konstantinopel tätig waren. Sie kamen ja schon zur Zeit der oströmischen Kaiser nach Byzanz. Man nimmt an, dass der Kaiser Justinus (518-527), der Oheim und Adoptivvater des Justinian, ein Bulgare gewesen sei. Von Skutari fuhren wir nach Entlassung und Entlohnung des Droschkenkutschers mit dem Motorboot nach der Galatabrücke (*Galata ist das Geschäftsviertel*). Als wir dort anlegten, rief der Schaffner auf gut Griechisch: ἰς τῶν πολ (is *tan pol*), wobei er jedes der drei Wörter deutlich von den anderen trennte. Es war richtig, wir kamen in die πόλις (*polis*), nämlich in die Κόνσταντιν πόλις (*Konstantinou polis*). Aus ἰς τῶν πολ wurde Istanbul (*was die meisten Griechen nicht wissen, weshalb sie den Gebrauch des Wortes „Istanbul“ verschmähen und neugriechisch Konstantinoupole sagen*).

Bei meinen Wanderungen war ich darauf bedacht, die Überreste aus der Zeit des griechischen Altertums zu finden. Im alten Hippodrom, jetzt Al Meidan, sah ich das dahin verbrachte, an den Sieg über die Perser (August 479 vor Christus) erinnernde Plataiai-Denkmal. Ich fand noch Reste der alten Stadtbefestigung. In dem Antiken-Museum besichtigte ich prächtig skulptierte Marmorsarkophage, insbesondere den Alexandersarkophag. Obwohl die Stadt seit 330 nach Christus Hauptstadt und Kaiserresidenz war, ist von alten Bauten erstaunlich wenig erhalten. Die Türken nahmen die Stadt 1453. Die Türkensultane haben in Moscheen und Palästen bedeutende Bauwerke hinterlassen. Im Jahre 1912 war die Sophienkirche noch Moschee. In einer Wand war in Richtung auf Mekka die Gebetsnische angebracht. Die Wandgemälde aus der christlichen Zeit waren übertüncht. Die türkischen Baumeister haben am Vorbilde der Sophienkirche den Kuppelbau gelernt. Ich sah mir von außen auch die bedeutenderen Verwaltungsgebäude an wie die „Hohe Pforte“⁴⁰, das Seraskiorat usw., die Paläste Serai (*ehemalige Sultanspalast-Anlage, umschlossen von hohen Mauern, französisch Sérail*) und Dolma Bagtsche (*Dolmabahçe; Serail*).

Von türkischen Nationalgerichten aß ich einen Pilaf und zwar in einer sauberen Gaststätte an der Serai-Spitze. Ich fand ihn schmackhaft. An vielen Stellen der Stadt briet und verkaufte man Hammelfleisch, das auf einem Spieß steckte. Die Russen nennen das Schaschlyk. Ich habe mich in Konstantinopel aus hygienischen Gründen nicht an dieses Gericht gewagt.

⁴⁰ Das Regierungsgebäude des türkischen Sultans, benannt nach dessen Eingang; im übertragenen Sinne früher Bezeichnung für die türkische Regierung und deren Außenpolitik.

In Theodor Echtermeyers Auswahl Deutscher Gedichte, dem häufig aufgelegten Schulbuch, lasen wir eine Anzahl der Griechenlieder des Philhellenen (*des Griechenverehrers*) Wilhelm Müller, der Lehrer am Philanthropin (*einer von Basedow 1774 begründeten „Schule der Menschenfreundschaft“*) in Dessau war: „Die Jungfrau von Athen“, „der Phanariot“, „Der Mainotte“, „Der Mainottin Unterricht“, „Alexander Ypsilanti auf Munkacs“⁴¹, „Der kleine Hydriot“. Im Stadtteile Phanar am goldenen Horn wohnten noch Anfang des 19. Jahrhunderts die aristokratischen griechischen Familien, die der Türkei in gewissen hohen Staatsämtern dienten. Die Aufstände der Griechen gegen die Türkenherrschaft brachen 1821 aus und weckten in Europa viele Sympathien. Die Unabhängigkeitsbewegung Griechenlands hatte die Abwanderung der Phanarioten zur Folge. An einem Septembertage fuhr ich hinüber zur Prinzeninsel. Dort sah ich noch einige der aus Konstantinopel dahin verbrachten Hunde. Aufsätze über die Hunde der Stadt am Bosphorus waren noch um die Jahrhundertwende immer wieder in den deutschen Zeitungen zu lesen. Die Wochen- und Monatsschriften brachten dazu Bilder. Diese wiederkehrenden Berichte hatten den Ausdruck „Hundetürkei“ gezeitigt. Auch diese Hunderomantik verging. Die paar Köter auf der Prinzeninsel lohnten die Mühe keines Zeitungsschreibers mehr.

Auf dem Deutschen Konsulat, das sich in der Deutschen Botschaft an der Großen Perastraße befand, fragte ich nach dem Vizekonsul Frey, dessen Vater Mitinhaber der Firma Frey und Sening in Leipzig war und den ich in Leipzig auf den Bällen der Concordia und in den juristischen Vorlesungen getroffen hatte. Die Konsulatsbeamten sagten mir, Frey sei krankheitshalber beurlaubt. Ich erfuhr später, dass er an Tbc erkrankte. An dieser Krankheit ist er bald gestorben.

Ich war während meines Aufenthaltes in Konstantinopel mit Essen und Trinken sehr vorsichtig. Nur am Tage vor meiner Abreise ließ ich mich verleiten, im Café du Génie am Zugang zur

⁴¹ Da sowohl der Ort Munkacs, als auch Alexander Ypsilanti mehrfach in diesen Erinnerungen vorkommen, sei hier eins der genannten Wilhelm-Müller-Gedichte wiedergegeben, sei es auch nur, um zu zeigen, wie sehr sich der Geschmack in den letzten hundert Jahren verändert hat:

Alexander Ypsilanti auf Munkacs

*Alexander Ypsilanti saß in Munkacs' bobem Turm.
An den morschen Fenstergittern rüttelte der wilde Sturm,
Schwarze Wolkenzüge flogen über Mond und Sterne hin,
und der Griechenfürst erseufzte: „Ach, dass ich gefangen bin!“
An des Mittags Horizonte hing sein Auge unverwandt:
„Läg ich doch in deiner Erde, mein geliebtes Vaterland!“
Und er öffnete das Fenster, sah ins öde Land hinein:
Krähen schwärmten in den Gründen, Adler um das Felsgestein.
Wieder fing er an zu seufzen: „Bringt mir keiner Botschaft her
Aus dem Lande meiner Väter?“ Und die Wimper ward ihm schwer -
War's von Tränen? war's von Schlummer? und sein Haupt sank in die Hand.
Seht, sein Antlitz wird so helle - träumt er von dem Vaterland?
Also saß er, und zum Schläfer trat ein schlichter Heldenmann,
Sah mit freudig ernstem Blicke lange den Betrübten an:
„Alexander Ypsilanti, sei gegrüßt und fasse Mut!
In dem engen Felsenpasse, wo geflossen ist mein Blut,
Wo in e i n e m Grab die Asche von dreihundert Spartern liegt,
Haben über die Barbaren freie Griechen heut gesiegt.
Diese Botschaft dir zu bringen, ward mein Geist herabgesandt.
Alexander Ypsilanti, frei wird Hellas' heil'ges Land!“ -
Da erwacht der Fürst vom Schlummer, ruft entzückt: „Leonidas!“
Und er fühlt, von Freudentränen sind ihm Aug' und Wange nass.
Horch, es rauscht ob seinem Haupte, und ein Königsadler fliegt
Aus dem Fenster, und die Schwingen in dem Mondenstrahl er niegt.*

Galatabrücke eine Portion Eis zu essen. Sie bekam mir schlecht. Ich hatte zwei Tage lang sehr lästige Missempfindungen in den Eingeweiden.

Am Tage nach dem Genuss dieses Speiseeises ging ich an Bord eines deutschen Dampfers, um nach Konstanza (rumänisch Constanta) zu gelangen. Den Namen dieses Dampfers weiß ich nicht mehr; soviel mir erinnerlich gehörte er der Deutschen Levante Linie. Ich traf an Bord den deutschen Feldartillerieobersten von Anderten mit Frau und Sohn. Er war mit einer deutschen Militärmission als Instruktionsoffizier in die Türkei entsandt worden. Von den Jungtürken hatte er keine gute Meinung. Den Sultan, den diese an die Stelle von Abdul Hamid eingesetzt hatten, betrachtete er als Alkoholiker und behauptete, er röche nach Raki, dem bulgarischen Zwetschgenschnaps, den die nicht mehr strenggläubigen Türken, die behaupten, Mahomet habe nur den Wein, also nur den gegorenen Rebensaft, aber nicht den Schnaps verboten, in den Kaffeehäusern aus Tassen trinken. Der neue Sultan sei bei einer Truppenschau in Saloniki betrunken und nicht ganz sicher auf den Beinen gewesen. Einen solchen Mann wollten die Jungtürken als Sultan haben; mit ihm könnten sie machen, was sie wollten. Von dem Jungtürkenführer Talaat hielt er sehr wenig. Dieser sei ein kleiner Beamter am Postamt in Saloniki gewesen. Jetzt habe er ein ansehnliches Vermögen. Ich fragte Herrn von Anderten, wie wohl Talaat dazu hatte gelangen können. Herr von Anderten verwies darauf, dass Talaat unlängst als Minister in Paris war, um mit den dortigen Banken eine Anleihe abzuschließen. Ein so bedeutendes Geschäft sei doch für den verhandelnden orientalischen Minister mit großen persönlichen Vorteilen verbunden. Dass wir schon binnen weniger Wochen mit dem Ausbruche des ersten Balkankrieges zu rechnen hatten, darüber sprach sich Herr von Anderten nicht aus. Nachträglich nahm ich an, dass er im Hinblick auf die gespannte politische Lage aus der Türkei abberufen worden war.

Am Bosphorus hatte ich noch Sonnentage genossen. Als wir aus ihm heraus ins Schwarze Meer kamen, umdüsterte sich der Himmel. Das von den Griechen apotropäisch (*unheilabwehrend*) als Pontos εὐξεινος (*euxeinos = gastlich*) bezeichnete Gewässer bestätigte seinen alten Ruf und schlug hohe Wellen, was mir angesichts meiner Speiseeisvergiftung doch etwas unerwünscht war⁴². Die Seefahrt war nur von kurzer Dauer. Ich ging in Konstanza an Land. Dort gedachte ich des Publius Ovidius Naso, den der Kaiser Augustus im Jahre 8 nach Christus in die Stadt Tomi verbannte. Tomi hieß später Constantiana und entspricht dem Dorfe Anadolköi beziehungsweise Köstendsche. Ovid starb dort im Alter von 60 Jahren, nachdem er acht Jahre in jener Gegend verbracht hatte, wo sich damals die Füchse gute Nacht sagten. Wir lasen auf der Schule Ovids Metamorphosen. Die *Ars amatoria* und die *Remedia Amoris* hielt man für uns als ungeeignet (*Lebrgedichte über die Liebeskunst und über die Liebesheilmittel*). Dass es *Tristia* und *Epistulae ex Ponto* gab, teilte man uns mit, ohne uns jedoch damit zu beschäftigen (*fünf Bücher Klagelieder und vier Bücher Briefe aus seiner Verbannungszeit*). Der 1887 aufgefundene angebliche Grabstein des Ovid lockte mich nicht nach Anadolköi. Ich setzte mich auf die Bahn in einen Zug nach Bukarest (*Luftlinie ca. 430 km*). In lebhafter Erinnerung ist mir die Fahrt durch die Dobrudscha und über die lange Donaubrücke bei Cernawoda, wo ich gewaltige Schwärme von Wasservögeln sah: Flamingos, Pelikane, Reiher, Störche, Kraniche, Enten, Wasserhühner usw. Zwischen der Donauniederung und Bukarest kam ich in der großen Walachei durch ein gut angebautes Flachland, in dem der Großgrundbesitz vorherrschte. Ich sah dort beiderseits der Bahn Getreidefelder, deren Fläche ich auf mehrere Geviertkilometer schätzte. Man baute dort vorwiegend Weizen und Körnermais. Zwischen dem Mais gediehen am Boden Melonen. Ab und

⁴² Nach *Der Kleine Pauly* 4, 1972, Spalte 1051 f. wurde der Pontos Euxeinos vor 700 nach Christus wegen seiner Stürme, der Kälte und der ungestlichen Küstenbevölkerung 'Αξέτιμος, der Ungastliche, genannt. Der „Gastliche“ Pontos ist die euphemistische Umbildung des älteren, Unheil bedeutenden Namens des Schwarzen Meeres.

zu erschien ein Meierhof mit niedrigen Gebäuden, Scheunen und Ställen. Die Mähmaschinen standen verwendungsbereit wohlausgerichtet auf den Hofreiden; stellenweise zählte ich bis zu 20 Stück auf einem Hofe; alle waren noch für Gespannzug berechnet. 1912 war die Zugmaschine noch nicht entwickelt. Deutschland bezog damals viel Mais aus Rumänien.

Bukarest machte den Eindruck einer erst werdenden Großstadt von mehr morgenländischem als abendländischem Gepräge. Ich hielt mich nicht lange in Bukarest auf, sondern strebte nach Norden. Bei Plojesti sah ich die großen Anlagen der Erdölraffinerie, die damals wohl von der Steana Romana betrieben wurde. Bei Sinaia kam ich an der Sommerresidenz des Königs Karol und der Königin Elisabeth (Carmen Sylva) vorüber und gelangte bei Predeal an die damalige rumänisch-ungarische Grenze⁴³. Ich hatte den Wunsch, mich ein wenig in Siebenbürgen umzusehen, das damals noch zu Ungarn gehörte. Ich fuhr bis Kronstadt, das auf Magyarisch Brasso hieß. Jetzt findet man es auf den Landkarten von Rumänien als Orasul und als Hauptstadt des rumänischen Bezirkes Stalin. Ich blieb in Kronstadt über Nacht und reiste am anderen Tage weiter nach Arad, das jetzt zu Groß-Rumänien gehört, damals jedoch eine betriebsame ungarische Provinzstadt war. In der Umgegend sah ich Pferdeherden und die zum Pusztatilde gehörigen Ziehbrunnen mit dem langen Hebelarm. Ob ich von der Gulaschstadt Szegedin über Kecskemét oder über Maria Theresiopol und Kis Körös nach Buda-Pest fuhr, ist mir nicht mehr erinnerlich. In Buda-Pest hielt ich mich nicht lange auf, sah mir aber die schöne Stadt an und ging auch hinauf auf die Ofener Burg.

Auf der weiteren Rückreise machte ich in Znaim (Znojmo) in Mähren Station, das damals eine deutsche Stadt war, die man durch ihren Gemüsebau, insbesondere durch den erfolgreichen Anbau von Gurken weithin kannte, ebenso wie Lübbenau im Spreewalde und wie Schönebeck und Calbe in der Provinz Sachsen. Znaim erschien mir als ein stilles Städtchen. Ich wohnte in einem sauberen Hotel am Markt.

Über Prag, Bodenbach und Dresden gelangte ich heim.

1913: Polen, Litauen, Lettland, Estland, St. Petersburg, Finnland

Als die Ferienzeit 1913 nahte, hielt ich es für geboten, mich mit Osteuropa etwas vertraut zu machen. Sachsen hatte seit den Zeiten Augusts des Starken Verbindung zu Polen. Die Deutschen der Ostseeprovinzen fühlten sich in Deutschland heimisch, insbesondere bestanden zu Dorpat und Riga vielfältige Beziehungen. Söhne Dörptscher Professoren und solche von anderen Baltendeutschen befanden sich auf der Nikolaischule, z.B. von Miaskowski, Mühlau, von Boethlingk, Pantenius; an der Leipziger Universität lehrten Wilhelm Ostwald, August von Miaskowski, Wilhelm Stieda, Freiherr von Öttingen.

Auf meiner Nordlandreise hatte ich 1909 den Stadtrat und Großkaufmann Ehrhardt aus Riga kennen gelernt, dessen Tochter in Leipzig am Konservatorium Musik studierte und sich mit *einem* Staatsanwalt in Leipzig verheiratete. Ich plante eine Reise in die westlichen Randgebiete des damaligen Kaiserreichs Russland. Über Berlin fuhr ich nach Posen (*Poznań*), wo ich mir das von einem Italiener im 16. Jahrhundert erbaute (*Renaissance*-) Rathaus und das von der preußischen Regierung errichtete Akademiegebäude ansah. Ohne längeren Aufenthalt fuhr ich nach

⁴³ Südlich Kronstadt, also an einer durch die Karpatenpässe gegebenen natürlichen Grenze, die aber ca. 340 km Luftlinie von der jetzigen, willkürlichen Flachlandgrenze entfernt ist.

Warschau. Dort wohnte ich an der Kotzebuestraße im Hotel Graf Brühl unweit des Sachsenplatzes. Auf diesem Platze erhob sich als Symbol der Herrschaft des russisch-orthodoxen Zaren eine große Kirche mit Zwiebelkuppel, die die Polen 1918/19 niederrissen. Sie hatten seit den Teilungen auf die Uneinigkeit der Teilungsmächte und auf die Zeit für ihre staatliche Auferstehung vom Meere bis zum Meere, von Danzig bis Odessa, gewartet. Ihre Träume reiften nicht im vollen Umfange. Sie konnten sich weder Litauen noch die Ukraine wieder angliedern. Als ich 1913 nach dem russischen Generalgouvernement Warschau reiste, herrschte in Nachwirkung der gescheiterten Aufstände von 1830/31, von 1846 und von 1862/64 politische Ruhe. Das Nationalbewusstsein der Polen war aber lebendig und wurde im Generalgouvernement Warschau, dem ehemaligen Kongresspolen, durch die von Petersburg aus geleiteten Russifizierungsbestrebungen, von Deutschland aus durch die Tätigkeit des deutschen Ostmarkenvereins der Hakatisten (*spöttisch so bezeichnet nach den Anfangsbuchstaben der Gründer F. von Hansemann, H. Kennemann, H. von Tiedemann-Seeheim, gegründet 1894 in Posen zur Förderung des Deutschtums in der Ostmark; 1934 verboten*) mittelbar und durch den polnischen Marcinkowskiverein unmittelbar wach erhalten. Clara Viebig hatte uns im „Schlafenden Heer“ die zähe Treue der Polen zu ihrem Volkstum überzeugend geschildert. In Warschau wohnten 1912 fast mehr Ostjuden als Polen. Man nahm damals an, die Russen seien im Begriff, in Warschau so viel Juden zusammenzudrängen, dass ihrer mehr werden als Polen. Darnach solle Warschau eine städtische Selbstverwaltung mit einer Gemeindevertretung erhalten, in der die Juden die Mehrheit haben würden. Ich wanderte durch einige Straßen der jüdischen Stadtteile und gewann dabei einen Gesamteindruck der Unkultur, der Rückständigkeit und des Schmutzes. Ich ging auch über die Weichselbrücke hinüber nach Praha und fuhr hinaus nach Willanow, dem Versailles oder Potsdam der polnischen Könige. Mit Interesse las ich später, dass (*Józef*) Pilsudski⁴⁴ sich dort als Staatsoberhaupt häuslich niederließ.

Von Warschau fuhr ich nach Wilna (*Vilnius*). Dort hatte ich zunächst etwas Pech mit dem Hotel. Ich war allerwärts vom Baedeker gut beraten worden und hatte die von ihm empfohlenen Fremdenhöfe und Gaststätten als wirklich empfehlenswert befunden. In Wilna hatte offenbar das vorzugsweise genannte große Hotel den Besitzer gewechselt. Es waren Instandsetzungsarbeiten im Gange und das Restaurant nicht im richtigen Betriebe. Da es Abend war, als ich eintraf, widerstrebte es mir, mit der Droschke noch auf Hotelforschung zu fahren. Ich blieb in dem Hause, musste das aber bereuen. Mich stach nämlich in der Nacht ein Insekt in den Unterarm; aus dem Stich entwickelte sich ein Furunkel, der mich etwa eine Woche beschäftigte. Zum Abendessen suchte ich eine vom Baedeker empfohlene Weinwirtschaft auf, wo ich gut beköstigt wurde und auch einen guten Tropfen roten Krimwein trinken konnte. Wilna war die Hauptstadt eines russischen Generalgouvernements. Mehrere Jahrhunderte hindurch war es die Hauptstadt des Großfürstentums Litauen. Im Baedeker las ich, dass dort der Litauerfürst Gediminas residiert hatte (*um 1280 bis 1341, er gründete ein litauisches Großreich, das bis Kiew reichte*). Eindrucksvolle Bauwerke fanden sich in Wilna nicht, obwohl es nach der Einwohnerzahl zu den Großstädten gehörte. Ich ging an der Wilija spazieren, entdeckte aber keine landschaftlichen Reize.

Ich fuhr weiter über Dünaburg (*Daugavpils*) nach Riga. Unter den Mitreisenden waren mehrere, die Deutsch als ihre Muttersprache sprachen und die mich über mancherlei russische Angelegenheiten unterrichteten, so insbesondere über das Bestechungswesen. Im zarischen Russland betrachtete man die Bestechung geradezu als eine Staatseinrichtung. Ein Mitreisender erzählte von der Bestechung bei Kohlenlieferungen an die Eisenbahnbehörde in Orel, ein anderer wusste, wie der Kriegsminister zur Erlangung von Rüstungsaufträgen bestochen worden

⁴⁴ 1867 bis 1935, polnischer Marschall und sozialistischer Politiker, kämpfte gegen das zaristische Russland und siegte 1920 über die Rote Armee, putschte 1926 und regierte bis zu seinem Tode diktatorisch.

war. Der Beauftragte einer Rüstungsfirma hatte ihn in seiner Wohnung aufgesucht, aber nur die Frau des Ministers getroffen. Mit dieser habe er sich zunächst konventionell unterhalten; plötzlich sei sein Blick auf ein kleines wertloses Bild an der Wand gefallen. Er sei in Entzücken und Begeisterung über das herrliche, das seltene Kunstwerk ausgebrochen. Solche Bilder sammle sein Chef und sei stets bereit, dafür 3.000 Rubel zu zahlen. Auf dieser Grundlage schloss die Frau des Ministers über den Nonvaleur von Bildchen einen Kaufvertrag ab. Der Rüstungsauftrag kam danach auch zustande unter der Fiktion, dass der Minister von dem Bilderhandel seiner Frau keine Ahnung hatte.

Ein Speisewagen war in dem Zug von Wilna nach Riga nicht. Wir hielten aber in Dünaburg so lange, dass man dort eine regelrechte Mahlzeit einnehmen konnte. Im Bahnhof war ein Buffet mit den Genüssen der Sasuska aufgebaut, insbesondere roter und grauer Kaviar. Im Anschluss daran konnte man sich ein warmes Gericht geben lassen. Die deutschsprachigen Mitreisenden lobten mir, wie ich fand, mit Recht, die Küche der Bahnhofswirtschaft. Sie empfahlen mir auch wärmstens den Wodka und erkannten rückhaltlos an, dass er sehr gut von den Fuselölen gereinigt sei.

In Riga hielt ich mich mehrere Tage auf. Ich besuchte den Stadtrat Ehrhardt in seinem Kontor. Mit ihm hatte ich mich an Bord der Oceana 1909 auf der Nordlandfahrt über die lettische Revolution unterhalten. Er hatte mir erläutert, wie die baltischen Barone es zu vereiteln suchten, dass die lettische Landbevölkerung Deutsch sprach. Wenn ein lettischer Gutstaselöhner in den 60er Jahren des vorigen Jahrhunderts den Gutsherrn begrüßte: „Guten Morgen, Herr Baron“, hätte er erleben können, dass er zur Antwort einen Hieb mit der Reitpeitsche ins Gesicht erhielt: „Sprich Lettisch, Du Schwein!“ Das habe die lettische Bevölkerung arg verbittert. Diese sei gern bereit gewesen, Deutsch zu lernen und zu sprechen, um damit gesellschaftlich aufzusteigen, sei aber durch das hochfahrende Wesen der Barone feindeselig gestimmt worden. In Riga sei Deutsch die Amtssprache gewesen. Letten, die in Riga das Bürgerrecht erwarben, hatten ihren Namen zu übersetzen, also etwa Ballod mit Taube. Stadtrat Erhardt hatte mir nach unserer gemeinsamen Nordlandreise das zweibändige Werk eines ungenannten Verfassers über die lettische Revolution (Verlag Georg Reimer, Berlin 2. Auflage 1908), wofür der Professor Dr. Theodor Schieman in einem Geleitwort die Verantwortung übernahm, und zwei Bildbändchen mit Livlands verbrannten Schlössern geschickt. Ich sah mich in Riga um. Auf der Düna kamen von der Ostsee große Dampfer zum Laden und Löschen herauf. Berühmt waren die in Riga hergestellten Galoschen (*Überschube*) mit dem Rhombus auf der Sohle. Das Haus der Schwarzhauptergilde sah ich mir nur von außen an⁴⁵. Ich ging den kulturellen deutschen Erinnerungen nach, die an der Stadt hafteten, insbesondere den Spuren Herders.

Von Riga fuhr ich über Pleskau (Pskow) nach Dorpat (*russisch* Jurjew, *estnisch* Tartu). Die 1630 von Gustav Adolf gegründete Universität hatte bis 1895 in allen Fakultäten die deutsche Lehrsprache, seit 1895 nur noch in der theologischen Fakultät. Zwischen der deutschen Universität Dorpat und den Universitäten im Reichsgebiet bestanden vielfältige Beziehungen. Als ich 1913 nach Dorpat kam, waren akademische Ferien. Ich konnte also vom dortigen Studentenleben keinen Eindruck mitnehmen, sah aber die Universitätsgebäude, insbesondere das klassizistische Hauptgebäude und an den stillen Straßen die Wohnhäuser der Professoren. Das Ganze erinnerte an eine kleine deutsche Provinzial-Universität. Der Embach erschien mir stattlicher, als ich ihn mir vorgestellt hatte. In Riga fand ich eine beachtliche, in Dorpat eine

⁴⁵ Die Schwarzhauptergilde war ein Verband unverheirateter Kaufleute in Riga, der Hauptstadt Lettlands, hervorgegangen aus der Sankt-Georgs-Brüderschaft. Das Schwarzhaupterhaus wurde um 1330 gebaut und im 17. Jahrhundert umgebaut. Dort wurde ein wertvoller Silberschatz aufbewahrt.

bescheidene deutsche Tageszeitung.

Von Dorpat fuhr ich nach Reval (Talinn), der Hauptstadt Estlands. Ich stieg hinauf zum Dom und sah dort die Wappen der deutschen Barone Estlands. Im Hafen herrschte bedeutend weniger Verkehr als in Riga. Nach kurzem Aufenthalt reiste ich weiter nach Narwa, bei dem ich noch hohe alte Befestigungswerke vorfand. Ich blieb in einem Hotel, das der Baedeker als deutsch bezeichnete. Die Wirtin, eine sehr stattliche Frauengestalt, unterhielt sich längere Zeit mit ihren Stammgästen. Darunter war ein Mann von großer kräftiger Erscheinung mit blauschwarzem Haar. Auf meine Frage sagte sie mir, er sei ein Grusiner aus dem Kaukasus und als Untersuchungsrichter am Gericht in Narwa beschäftigt. Dass das Zarenreich, das von seinen Beamten selbstverständlich die Beherrschung des Großrussischen als Reichssprache verlangte, Grusiner (Georgier) von der Ostküste des Schwarzen Meeres nach den Ostseegebieten versetzte und in höhere Staatsdienststellen aufsteigen lassen konnte, erschien mir bemerkenswert. Von Narwa fuhr ich nach Petersburg. Dort nahm ich wiederum Quartier in einem Hotel, das der Baedeker als deutsch bezeichnete. Der Wirt war von deutscher Nationalität. Der Kellner, der mich im Gasthausgarten bei den Mahlzeiten bediente, war ein Tatar und sprach kein Wort Deutsch. Bei dem ersten Mittagessen, das er mir auftrug, war ich mit ihm noch nicht recht zufrieden. Ich hatte mir als Suppe einen Schtschi bestellt. Er setzte mir die Terrine mit der schönen herzhaften Fleischbrühe und dem Weißkohlblatt hin, aber dazu nicht die Schale mit der sauren Sahne. Was diese auf Russisch heißt, konnte ich ihm nicht sagen. Ich rechnete damit, dass tatarische Kellner dieselben Gepflogenheiten haben wie deutsche. Trotz oder wegen der stiefmütterlichen Bedienung gab ich ihm einen halben Rubel Trinkgeld und ward hinfort sehr aufmerksam bedient, nicht bloß mit der sauren Sahne zum Schtschi (*Kohlsuppe, eine russische Nationalspeise*).

Petersburg war gekennzeichnet durch seine Paläste und seine Kathedralen. Den Winterpalast sah ich mir nur von außen an. Der Newskiprospekt machte mir keinen großen Eindruck (*Prospekte sind Hauptstraßen*). Die Alexander-Newski-Kathedrale, die als bedeutende Lawra galt, trat nach meinem Gefühl hinter die Isaakkathedrale zurück; deren gediegene Pracht, ihre mit Lapislazuli und Malachit belegten Pfeiler, die Altarschranken aus dem von Jermak im 16. Jahrhundert aus Sibirien gesandten Silber haben mir den Eindruck eines bedeutenden Kulturbauwerkes hinterlassen. An der Stelle, wo am 13. März 1881 Alexander II. Opfer eines Anschlages wurde, war über dem Bombentrichter eine orthodoxe Kirche errichtet worden. Das Winterpalais, das 1917 durch Lenin geschichtliche Bedeutung gewann, lag still, weil sich der Hof noch in seinem Sommerquartier befand. Peterhof und Gatschina waren auch unbewohnt. Die Eremitage suchte ich selbstverständlich auf. Im Museum Alexanders III. interessierte ich mich für die neuzeitlichen russischen Maler Rjepin⁴⁶, dessen Bilder ich bisher nur in schwarz-weißen und bunten Drucken sah, Wassilij *Wassiljewitsch* Wereschtschagin (1842 bis 1904, Maler, Offizier, Kriegsberichterstatler), von dessen Gemälden der Leipziger Kunstverein eine größere Zahl in einer geschlossenen Ausstellung zeigte, Iwan *Konstantinowitsch* Ajwasowskij (1817 bis 1900), von dessen Seestücken ich in Leipziger Privathäusern gelegentlich Kopien sah, wie z.B. von dem Gemälde „Die neunte Woge“. Die berühmte Schlüsselburg (*eine Festung auf einer Insel bei St. Petersburg, russisch Petrokrepost*) stand leer und war als Sehenswürdigkeit zu besichtigen. Nach Kronstadt fuhr ich nicht hinüber. 1907 lag beim Garde-Equipage-Depot der Apparat zur Bekohlung von Schiffen in Fahrt, den der Ingenieur Leue erfand und der Leipziger Pelzkonfektionär Paul Witzleben bei Unruh & Liebig in Penig für teures Geld in Tag- und Nachtschichten anfertigen ließ. Diesen Apparat ließ Sinowij Petrowitsch Roshdjestwenskij im Frühjahr 1905 auf der Reede von

⁴⁶ Rjepin, 1844 bis 1930; dieser Maler aus der Zarenzeit gefiel später den Bolschewisten in der Sowjetunion so, dass seine Malweise zu der „offiziellen“ Kunstrichtung des Sowjetblocks wurde, dem „Sozialistischen Realismus“.

Kronstadt erproben, ehe er mit der russischen Ostseeflotte gegen Japan ausfuhr. Die Bekohlung der russischen Kriegsschiffe auf der weiten Fahrt nach Ostasien war ein ernstes Problem, weil England damals mit Japan in einem Bündnis lebte und deshalb von den Häfen seiner Kolonien aus das große Kohlegeschäft mit den Russen nicht machen konnte. Der Ingenieur Leue war zu der Probebekohlung nach Kronstadt gefahren und erlebte das Missgeschick, dass der Kohlendampfer, der durch seinen Apparat mit dem Kriegsschiff verbunden war, die Kiellinie nicht genau einhielt, sondern aus dieser in Gierstellung nach Steuerbord herausfuhr. Leue führte diese Vereitelung seiner Vorführung darauf zurück, dass der Amerikaner Temperley, der einen ähnlichen Apparat anbot, den Kapitän oder den Steuermann des Kohlendampfers bestach. Als ich 1907 zum Konkursverwalter von Paul Witzleben bestellt wurde, lag der Apparat noch in Kronstadt. Ich zog ihn nicht zur Masse und war darüber mit dem Gläubigerausschuss, der Gläubigerversammlung und dem Konkursrichter einig. In Russland hatten wir keinen Abnehmer dafür gefunden. Eine Rückbeförderung des Apparates nach Deutschland wäre mit ansehnlichen Kosten verbunden gewesen, die sich vermutlich nicht gelohnt hätten. Leue hatte seine Erfindung dem Reichsmarineamt vergeblich angeboten. Die Marine war der Meinung, dass der Apparat während der Bekohlung dem Kriegsschiff weniger Kohle zuführt, als es verbrennt. Leue, zu dessen Frau ich entfernte verwandtschaftliche Beziehungen hatte, war, wie ich von verschiedenen Seiten hörte, gegen alle Welt verbittert, hielt sich für einen bedeutenden Erfinder und für arg verkannt. Ich empfand 1913 kein Bedürfnis, nachzuforschen, was aus Leues Apparat wurde. Im Ersten Weltkriege ist niemand darauf zurückgekommen.

Meine Reisepläne erstreckten sich noch auf Finnland. Dieses Land hatte seit dem 13. Jahrhundert zu Schweden gehört und war seit dem Nordischen Krieg nach und nach von Russland besetzt worden. 1913 gehörte Karelien noch zu Finnland. Ich betrat, als ich in Wiborg auf dem ansprechenden neuen Bahnhof aus dem Zuge stieg, finnischen Boden, den Boden des Großfürstentums und Generalgouvernements Finnland. Der damalige Generalgouverneur hieß Seym und war deutscher Abkunft; sein Vater stammte aus dem sächsischen Erzgebirge. Die Familie war auch nach ihrer Übersiedlung nach Russland dem lutherischen Bekenntnisse treu geblieben. In Helsingfors (Helsinki) besuchte ich den Kirkohera der lutherischen deutschen Kirchgemeinde, der sich damals noch Israel nannte. Einzelne Mitglieder der Oberlausitzer Familie Israel hatten damals schon begonnen, aus alten Urkunden die ursprüngliche Form ihres Namens festzustellen und sich wieder Ostrahilt oder Österheld zu nennen. Der Vater des Pfarrers Israel war Bezirksschulinspektor in Marienberg im Erzgebirge. Seine Frau, eine geborene Schnorr von Carolsfeld, stammte gleichfalls aus dem Erzgebirge. Ihn kannte ich von Leipzig her. Er gehörte zu der vom Pfarrer Georg Liebster gegründeten Evangelisch-Sozialen Vereinigung, die ihre Vorstandssitzungen oft in unserer Wohnung abhielt, weil meine Mutter Vorstandsmitglied war. Der Pfarrer Israel unterrichtete mich über die damaligen finnischen Verhältnisse. In Finnland gab es eine schwedische Minderheit, der aber manche Leute in gehobener gesellschaftlicher Stellung angehörten, wie z.B. die Grafen Horn. Zwischen den Altfinnen und den Schweden hatten sehr scharfe Gegensätze bestanden, was den Russen das Herrschen erleichterte. Die Jungfinnen waren zu einer Verständigung mit den Schweden bereit. Im Jahre 1899 setzte eine sehr scharfe Russifizierung in Finnland ein. 1904 wehrten sich die Finnen, indem sie den Generalgouverneur Borbrikow und den Prokuror Johannsen umbrachten. Der ungünstige Ausgang des russisch-japanischen Krieges und der Ausbruch der Revolution im Jahre 1905 bestimmte die russische Regierung zur Nachgiebigkeit auch in Finnland. Sie stellte die Zustände von 1899 wieder her. Ein Entgegenkommen gegen die Finnen und Schweden bedeutete es auch, dass die Petersburger Regierung keinen Panlawisten und keinen orthodoxen Stockrussen, sondern den lutherischen Deutschen Seym zum Generalgouverneur bestellte. Unter den in Helsingfors stehenden russischen Truppen befanden sich 1913 eine ansehnliche Zahl russischer Staatsangehöriger deutscher Nationalität, die dem lutherischen Bekenntnisse zugetan

waren. Diese Soldaten und der Generalgouverneur Seym gehörten zu den regelmäßigen Besuchern der deutschen lutherischen Gottesdienste des Pfarrers Israel. Der überaus unduldsame Oberprokurator des Heiligen Synods Konstantin Petrowitsch Pebjedonoschew, der sich die Ausrottung der nichtorthodoxen Bekenntnisse zum Ziele gesetzt hatte, war 1907 gestorben. Auf einem Felsen dicht bei der Stadt Helsingfors war aber 1913 als Herrschaftssymbol die orthodoxe Kirche mit der Zwiebelkuppel im Bau. In Finnland war die lutherische Reformation von dem Könige Gustav I. Wasa gleichzeitig mit Schweden (1527) eingeführt worden. Etwa 98 v.H. der Einwohner waren 1913 lutherisch. Trotzdem bauten die Russen die aufdringliche orthodoxe Kirche; sie konnte in absehbarer Zeit praktisch nur als Garnisonskirche in Betracht kommen.

Die finnische Baukunst zeigte einen sehr erfreulichen Hochstand. Ich erwähnte schon den Bahnhof in dem damals noch finnischen Wiborg. In Helsingfors sah ich viele neuzeitliche Gebäude aus dem heimischen Naturstein, die mich als bedeutende architektonische Leistungen ansprachen. Ich besichtigte in Helsingfors eine Ausstellung finnischer Architekten, auf der ich unter anderem die preisgekrönten Entwürfe für das 1913 gegründete Canberra, die Hauptstadt des Commonwealth of Australia, fand. Die Tatsache, dass der Australische Bund finnische Architekten zum Wettbewerb für die bauliche Gestaltung seiner neuen Hauptstadt heranzog, lehrt, wie hoch das Ansehen der finnischen Baukunst in der Welt galt.

Die Ehe des Pfarrers Israel war sichtlich glücklich. Wir unternahmen in der Bucht von Helsingfors einen Familienausflug mit einem Motorboot. Mit den drei fröhlichen, lachenden Kindern war das eine heitere und erfreuliche Angelegenheit. Pfarrer Israel führte mich in das interessante Freiluftmuseum bei der Stadt. Dort trafen wir den alten Herrn, der die finnische Geschichte, das Volkstum und die Volkskunde der Finnen erforschte und das Freiluftmuseum ins Leben rief. Ich hatte den Vorteil, dass mich dieser genaue Sachkenner umherführte und mich unterrichtete. Er meinte, dass die Holzkultur der Waldbewohner der Steinzeit lange voranging und erläuterte mir das an den alten Formen der Hausratsgegenstände. Aus dem Munde des alten Herren hörte ich auch die Namen Elias Lönnrot und Kalewala⁴⁷. Er regte mich an, mich mit dem Nationalepos der Finnen vertraut zu machen. Ich fand in einer Kunsthandlung in Helsingfors auch bunte Bilder zum Kalewala.

Der Baedeker riet zu einem Ausflug nach Imatra zu den Stromschnellen. Ich fuhr dahin und fand mich reichlich belohnt. Von einer Granitkuppe genoss man eine wunderbare Aussicht über die endlosen Nadelwälder, die hie und da durch blinkende Wasserflächen und schroffe Felsklippen unterbrochen wurden.

Beim Abschied von Finnland empfahl mir der Pfarrer Israel, als ureigenes finnisches Erzeugnis eine Schachtel Knäckebrötchen mit in die Heimat zu nehmen. Erst längere Zeit nach dem Ersten Weltkriege bürgerte sich das Knäckebrötchen von Krafts Fabrik in Magdeburg aus in Deutschland ein. Ich zahlte in Stettin nach meiner Erinnerung für die Schachtel finnisches Knäckebrötchen 30 Pfennig Zoll.

Ich beschloss, auf dem Seewege aus Finnland heimzukehren. Zwischen Helsingfors und Stettin verkehrten Dampfer unter russischer Flagge. Der Dampfer Linnea, genannt nach der nordischen Pflanze *Linnaea borealis* (*nordisches Moosglöckchen*), auf dem ich einen Platz belegte, war von ansehnlicher Größe und neuzeitlich eingerichtet. Wir liefen Reval an. Dort kam ein Missionar von der deutschen Missionsstation am Kilima-Ndscharo mit seiner Familie an Bord. Er stammte

⁴⁷ *Lönnrot, 1802 bis 1884, war finnischer Gelehrter, Dichter und Arzt, später Professor für finnische Sprache und Literatur in Helsinki. Er stellte das Kalewala zusammen, eine Art finnisches Nationalepos, aus 50 alten Gesängen mit Götter- und Naturmythen.*

aus einem deutschen Pfarrhause in Estland. Er klagte über die unfreundliche Aufnahme, die er in seinem estnischen Heimatdorfe bei der Heimkehr auf Europaurlaub fand. Selbst sein Jugendgespieler, der Dorfschmied, sei ihm unfreundlich begegnet. Die russischen Behörden seien darauf ausgegangen, ihn passlos zu machen, was im zaristischen Reiche eine sehr harte Angelegenheit sei. Die veränderte Haltung der estnischen Bevölkerung und der Staatsbehörden schrieb er der lettisch-estnischen Revolution zu.

Bei den Mahlzeiten saß an Bord neben mir Frau Nina Blomquist, eine Schauspielerin, die sich wegen einer Krankheit der Atmungsorgane in einem deutschen Luftkurort mit mildem Klima erholen wollte. Ich empfahl ihr Schandau an der Elbe. Von ihr erhielt ich 1915 einen nach Leipzig gerichteten Brief ins Feld nachgesandt. Diesen Brief sandte ich über das Generalkommando des Garde-Reservekorps' an den NO (Nachrichtenoffizier) Berlin. In Stettin hielt ich mich nicht lange auf. Ich fuhr nach Heiligenhafen in Ostholstein, um mich nach meiner Auslandsreise noch mit einem Stück Deutschland zu befreunden. Auf Heiligenhafen hatte mich der Maler Fritz Brändel hingewiesen. Ihm hatte dieser Winkel Deutschlands so gefallen, dass er sich dort ein Häuschen einrichtete. Ich war mit Fritz Brändel, Franz Bender und Horst Schulze befreundet. Ich hatte einige Jahre mit ihnen im Künstlerhaus am Nikischplatz zu Mittag gegessen. Den Künstlerverein, der sich später durch den Architekten Drechsler das Künstlerhaus baute, hatte mein Onkel, der Baurat Dr. Oskar Mothes, gegründet. Die Maler Fritz Brändel, Franz Bender und Horst Schulze, dazu Wilhelm Stumpf, Otto Richard Bossert und Walter Queck hatte ich auf dem literarischen Abend meines Freundes Georg Merseburger eingeführt; sie wurden Mitarbeiter des Leipziger Kalenders. Als ich im September 1913 nach Heiligenhafen kam, traf ich Fritz Brändel nicht an, konnte mir aber sein Häuschen ansehen. Ich stieg in dem etwas altväterischen, aber gut geführten Ortsgasthof ab und freundete mich mit dem Wirte an, der der freisinnigen Volkspartei zugetan war. Die Saison war vorüber. An den Wochentagen wars ziemlich still im Haus. Ich traf dort nur einen Berliner Maler, der das Tageslicht gewissenhaft ausnutzte und fleißig im Freien malte. Zum Wochenende kam aus Hamburg eine Flut von Pärchen, die am Sonntagabend wieder verschwanden. Der Wirt fragte nicht nach der standesamtlichen Heiratsurkunde. Von Heiligenhafen fuhr ich mit der Fähre über den Sund nach der Insel Fehmarn und zu dem Orte Burg. Ich sah, wie dort die Bauern mit drei Pferden tief pflügten und sich vor der Schar und dem Streuchblech breite Schollen umlegten. Das war der prächtige Weizenboden der Insel. Ich besuchte auch das Städtchen Oldenburg in Holstein und die Landschaft Probstei. Dort wurde der Probsteier Staudenroggen gezüchtet, den sich mein Vater zur Auffrischung seines Saatgutes in den 80er Jahren des vorigen Jahrhunderts kommen ließ.

1914: Das Ende einer guten Zeit

Für 1914 hatte ich eine zweite Russlandreise geplant. Diese sollte mich und meinen Freund Theodor von Olshausen in das Herz Großrusslands, nach Moskau, wo sich mein Vater in seinen jungen Jahren längere Zeit aufhielt und zur Messe nach Nishni-Nowgorod (Gorki) führen. Ich war Mitglied des Aufsichtsrates der Pushnira, einer Aktiengesellschaft russischen Rechts, die in Nishni-Nowgorod ein eigenes Haus hatte. Dort wollte ich einige Tage verbringen, um das östliche Messeleben kennen zu lernen. Mitte August 1914 wollten wir unsere Reise antreten. Der Erste Weltkrieg brach noch vor unserer Abreise aus, so dass wir davon nicht in Russland überrascht und interniert wurden. Für die fernere Zukunft hatte ich eine Reise nach der südlichen Halbkugel über den Atlantik nach Rio de Janeiro und eine Reise rund um Afrika geplant. Der Gang der Weltgeschichte ließ es dazu nicht kommen.

Luftfahrten

Nachdem im Jahre 1783 die Brüder *Jacques-Etienne* und *Joseph-Michel* Montgolfier (*erster Heißluftballon*) und der Professor Jacques Alexandre César Charles (*1746 bis 1823; erster Wasserstoffgasballon*) ihre Aerostate hatten aufsteigen lassen, hatte Christoph Martin Wieland im Oktober 1783 einen Aufsatz geschrieben, dessen Überschrift: „Die Aeropetomanie“ er als Spott gedacht hatte (*ungefähr: Die Luftfahrzeug-Zerplatzungssucht oder -Gefahrssucht oder -Furzmanie*). Im Eingange dieses Aufsatzes führte er die Verse von Gudin de la Brenellerie an:

Cook marche au fond des mers,
Montgolfier vole aux cieux.
Ouvrez - moi les enfers,
J'en éteindrai les feux.

*(Cook bewegt sich auf entlegnen Meeren,
Montgolfier erhebt sich zu den Sphären.
Öffnet mir die Unterwelten,
Ich werd' ihre Feuer kälten.)*

Im Januar 1784 schrieb er einen Aufsatz „Die Aeronauten“ und nahm seinen Spott zurück. An die Spitze dieses zweiten Luftfahrtaufsatzes setzte er die Worte aus der dritten Ode im ersten Buche der Carmina, womit Horaz dem Vergil eine gute Überfahrt nach Griechenland wünschte:

„Nil mortalibus ardui est: Caelum ipsum petimus.“

Wieland lässt die vorhergehenden und nachfolgenden Worte weg. Horaz hatte geschrieben:

...
Expertus vacuum Daedalus aera
Pinnis non homini datis;
Perrupit Acheronta Hercules labor.
Nil mortalibus ardui est:
Caelum ipsum petimus stultitia *neque*
Per nostrum patimur scelus
*Iracunda Iovem ponere fulmina.*⁴⁸

Die stultitia, die Torheit oder Vermessenheit, hat schon Wieland dem Horaz nicht geglaubt. Er hat sie ausgelassen.

Die Aeropetomanie ist ganz gewiss eines der treffendsten Wörter, die aus der sogenannten Wörterfabrik des Christoph Martin Wieland hervorgingen. Vom Luftballon, dem Aerostaten, führte die Entwicklung zum Luftschiff, weiter zum Aeroplan, dem bemannten Flugzeug, schließlich zu dem ferngelenkten Flugzeug und zur Weltraumrakete. Die Aeropetomanie hat viele Menschen ergriffen.

Ich war 1907 mit den Rechtsanwälten Dittenberger und Riecke aus Halle und Brückmann-Berlin

⁴⁸ In deutscher Übersetzung von Winfried Tilmann, *Insel Taschenbuch 1418 (1992)*: „Daedalus prüfte die Leere der Lüfte mit Flügeln, dem Menschen nicht gegeben, Herkules' Krafttat durchbrach der Unterwelt Grenzen. **Nichts gilt dem Sterblichen je als zu schwer, als zu hoch, den Himmel selbst bestürmen wir töricht, und leiden durch unseren Frevel nur, dass Jupiter nicht von den Zornblitzen lässt.**“ Der fettgedruckte Teil entspricht Wielands obigem Zitat.

in den Geschäftsausschuss des Deutschen Anwaltsvereins gewählt worden. Rieckes Bruder war außerordentlicher Professor der Medizin in Leipzig und praktizierte als Facharzt. Der Rechtsanwalt Riecke in Halle klagte seine Arzthonorare aus und sandte mir die Klagen zur Wahrnehmung der Leipziger Termine. Später einigte er sich mit seinem Bruder dahin, dass dieser mir die Beitreibung seiner Honorare unmittelbar auftrug. Professor Riecke war Mitglied des Leipziger Vereins für Luftfahrt und Flugwesen. Er warb mich für diesen Verein. Als Mitglied des Vereins bezog und las ich eine Luftfahrerzeitschrift. Man empfahl uns auch das Buch, in dem der Rektor *Johannes Poeschel* von der Meißner Fürstenschule seine Luftfahrten ansprechend beschrieb (*er war Rektor an St. Afra 1905 bis 1921 und Ballonfahrer, im Ersten Weltkrieg Führer einer Luftschifferabteilung*). Ich bezog von der Post die Wetterkarte und hing sie nach Durchsicht ins Wartezimmer unserer Kanzlei. Sogleich nach meinem Beitritt äußerte ich dem Vorstand meinen Wunsch, an einer Freiballonfahrt teilzunehmen. Der Verein hatte damals als bewährte Freiballonführer den Hauptmann Härtel vom Trainbataillon 19 in Leipzig und den Landkartenverleger Gäbler. Der Verein veranstaltete wissenschaftliche Vorträge. Dazu fanden sich insbesondere die Professoren der Physik und der Geophysik bereit. Die Freiballonführer und Führeranwärter nahmen an den Vorträgen gern und in größerer Anzahl teil. Ich hörte im Rahmen des Leipziger Vereins für Luftfahrt und Flugwesen Vorträge von Professor Dr. Otto Wiener im Physikalischen Institut der Universität, die uns stets besonders anregten. Über Wetterkunde sprach wiederholt Professor Dr. Wenger; wir verloren ihn jedoch bald durch den Tod. Professor Dr. Bjerknæs machte uns mit den besonderen Verhältnissen der Luftströmungen in unserer geographischen Breite vertraut und belehrte uns über die jeweiligen Voraussetzungen, unter denen bald polare, bald äquatoriale Luft in unser Land einbricht. Er kehrte nach verhältnismäßig kurzer Lehrtätigkeit in Leipzig in seine skandinavische Heimat zurück. Unsere laufende Unterweisung über Geophysik im allgemeinen und die praktische Wetterkunde im besonderen oblag nunmehr dem Professor Dr. Weikmann, der das Geophysikalische Institut leitete, und neben ihm dem außerordentlichen Professor Dr. Schiller. Professor Weikmann unterrichtete uns über die Großwetterlagen, las mit uns die Wetterkarten, weihte uns in die Geheimnisse der Gewitterbildung ein und zwar sowohl der kleinen Wärmegewitter als auch der großen Frontgewitter. In seinem Institut veranstaltete er auch geschichtlich-statistische Forschungen über den Witterungsverlauf in großen Zeiträumen, woraus sich die typischen Wetterlagen der Eisheiligen im Mai, der Schafkälte im Juni, der Hundstage im Juli/August, des Altweibersommers im September als ständige Erscheinungen mit geringen zeitlichen Schwankungen ergaben. Die kurzfristigen Wettervorhersagen bezogen wir von der Wetterwarte in Lindenberg bei Beeskow, die 1905 als staatliche Anstalt eröffnet worden war. Dort ließ man Pilotballone aufsteigen und verfolgte sie mit dem Zielfernrohr des Theodoliten. Mit den Wolken und ihrer Bildung sowie mit den Winden wurden wir bald so vertraut wie ein alter Schäfer. Wir beobachteten die Haufenwolkenbildung und ihren Übergang zu Gewittertürmen, sahen, wie diese verblasen wurden. Wir sahen, wie Regenböen heranzogen und sich aus ihnen Regenstreifen herabsenkten. Wir erfuhren durch unsere Wahrnehmungen, welche Vorbedeutung die Zirren meist haben und was aus dem Vorhandensein zweier Wolkenschichten zu folgern ist. Wer je ein Frontgewitter von ferne aufziehen sah, wusste es von den örtlichen Wärmegewittern, auch von denen mit gelblichen Hagelwolken zu unterscheiden.

Meine erste Freiballonfahrt unternahm ich mit dem Hauptmann Härtel. Am Osteingang von Lindenua befand sich damals die Radrennbahn. In deren innerem Ringe mündete ein Rohr der Stadtgasleitung, das zur Füllung von Freiballonen bestimmt war. Dahin wurde ich an einem Sonntagmorgen bestellt. Der Ballonmeister hatte den Ballon schon geklebt und mit dem Füllen begonnen. Der Wind war nicht sehr stark; infolgedessen brauchte man nur wenig Haltemannschaft. Der dritte und vierte Mitfahrer waren die Rauchwarenhändler Heinrich Wolf und Hermann Apfel, die sich beide zur Freiballonführerprüfung gemeldet hatten und schon

mehrere Male gefahren waren. Ich wurde über das Verhalten im Ballonkorb kurz unterwiesen. Die Sandsäcke waren gefüllt und hingen außen am Korb. Als der Ballon prall gefüllt war, stiegen wir in den Korb. Auf Befehl ließen die Haltemannschaften los; wir schwebten empor und nahmen mit der herrschenden Windrichtung den Kurs gegen ONO. Binnen kurzem wurde mir bewusst, dass die Freiballonfahrt den erhabensten Naturgenuss vermittelt. Wir freuten uns über den Ballonschatten mit der Aureole über den Wolken. Wo freier Ausblick auf die Erde war, nahm Härtel Lichtbilder auf. Er war einer der Bahnbrecher der Luftbildaufnahmen. Als wir uns der Oder näherten, stellte Härtel unter Vergleichung mit der Landkarte die Eisenbahnlinien fest. Dann zog er Storms Kursbuch aus der Tasche und klärte, von welchem der Bahnhöfe, die vor uns lagen, wir zu angemessener Zeit nach Leipzig zurückkehren könnten. Als wir in die Nähe des gewählten Bahnhofes gelangten, rollten wir das Schleppseil ab. Härtel veranlasste einen der Ballonführeranwärter dazu, einige Male am Ventil zu ziehen. Wir näherten uns dem Erdboden. Das Schleppseil setzte auf. Härtel rief: „Achtung, Klimmzug!“ Der Korb stieß auf den Boden. Wir hingen dabei in der Schwebelage. Härtel fasste die Reißleine und riss die Reißbahn auf. Der Ballon sank in sich zusammen. Sein Ventil lag dicht an der alten Oder. Wir befanden uns auf der Flur der Domäne Sachsendorf im Oderbruch. Aus der Domäne kam der Ökonomie- oder Domänenrat im offenen Zweispänner mit seiner Frau gefahren, um uns in sein Gutshaus einzuladen. Wir erläuterten, dass wir wegen der Arbeit des morgenden Tages unbedingt den nächsten Zug nehmen müssten. Wir dankten deshalb für die Einladung, erbaten uns aber einen Leiterwagen, um unseren Ballon nach der Verpackung zur Bahn zu fahren. Diese Bitte wurde uns gern erfüllt. Das Verpacken des Ballons gehörte zur Ausbildung des Ballonführers. Härtel wies mich an, das Ventil abzuschrauben und das Netz aus den Verbindungen am Ventil zu lösen. Ich griff auch mit zu, als die Hülle aus dem Netz gezogen und in ihre Plane verpackt wurde. Der Korb war sogleich nach der Landung vom Netz gelöst worden. Das Netz gehörte in den Korb, die Instrumente (Barograph, Variometer, Thermometer, Kompass) in die Hand des Führers. Der Deutsche Luftfahrerverband hatte seine Ballone dem Kriegsministerium zur Verfügung gestellt. Dieses hatte mit den Eisenbahnverwaltungen vereinbart, dass die Ballone auch sonntags und sonst außer der Dienststunden zur Beförderung anzunehmen waren. Wir hatten auch bei ganz entlegenen Stationen deshalb nie Schwierigkeiten. Härtel gab ein Telegramm auf und bestellte bei seinem Trainbataillon einen Krümperwagen an den Eilenburger Bahnhof in Leipzig. Dieser Wagen stand vor dem Empfangsgebäude, als wir eintrafen. Der Hauptbahnhof war damals noch nicht fertig.

Diese erste Freiballonfahrt hatte mir so gut gefallen, das ich mich beim Verein sogleich zur Ausbildung als Freiballonführer meldete. Dafür war eine bestimmte Anzahl von Fahrten, wohl 7, vorgeschrieben, darunter eine Nachtfahrt, eine Fahrt mit Zwischenlandung und eine Alleinfahrt. Ich habe in der Folgezeit manches Wochenende zu Freiballonfahrten benutzt. Um die Kosten zu verringern, fuhren wir gern zu dritt oder zu viert. Wir stiegen nicht immer in der Leipziger Radrennbahn beim Kulturturn auf, sondern fast ebenso oft in Bitterfeld. Die Freiballonführer und Anwärter des Leipziger Vereins traten dem Bitterfelder Verein für Luftfahrt bei. Die Ingenieure von Griesheim-Elektron in Bitterfeld waren fast vollzählig Mitglieder dieses Vereins und stellten dessen Vorstand. Im Betrieb Griesheim-Elektron fiel Wasserstoffgas ab, wofür man keine unmittelbare Verwendung hatte. Man schuf bei der Fabrik eine Anlage zum Füllen von Freiballonen und verkaufte 1 cbm für 10 Pfennige. Unser großer Ballon Leipzig fasste 1800 cbm. Griesheim-Elektron stellte auch die Haltemannschaften; ein Vorstandsmitglied des Bitterfelder Vereins leitete den Aufstieg. In Schwarzenberg im Erzgebirge bestand eine kleinere Fabrik, in der Wasserstoffgas abfiel. Auch diese legte ein Rohr, durch das man Freiballone füllen konnte. Die Schwarzenberger hatten einen eigenen Verein ins Leben gerufen. Wir wurden in Schwarzenberg ebenso gastlich zu Aufstiegen aufgenommen wie in Bitterfeld und in Nünchritz. Die chemische Fabrik in Nünchritz unweit Riesa gehörte der in Dresden ansässigen Aktiengesellschaft von

Heyden. Am 1. Oktober 1911 beteiligte ich mich von Chemnitz aus an einer Zielfahrt, zu der außer unserem Ballon Leipzig noch die Ballone Chemnitz und Thüringen aufstiegen.

Da der Freiballon nun eben nicht lenkbar war, so bedeutete es eine reizvolle Abwechslung, dass man die Fahrten von verschiedenen Orten aus begann. Bisweilen traf es sich auch, dass man nicht gerade den in unserer Gegend vorherrschenden Südwestwind hatte. Bei einer Fahrt von Schwarzenberg im Erzgebirge aus, die der vielbefahrene Gäbler führte, hatten wir S gen O-Wind und gelangten in die Gegend von Löbejün. Als ich mit dem Verleger Georg Naumann, dem Studienrat Noske und dem Rauchwarenhändler Georg Wolf eine winterliche Nachtfahrt geplant hatte, sagte uns am Sonnabendnachmittag die Wetterwarte Lindenberg voraus, dass die Kälte bis auf -20 Grad sinken werde. Wir zogen uns sehr warm an. Ich trug ein wollenes Unterhemd, einen Pullover und einen schweren Wintermantel. Meine Thermosflasche war mit heißem Tee gefüllt. Im Mundvorrat befanden sich außer den Butterbrotten harte Eier und ein Kotelett. Auch Naumann und Wolf hatten als Getränk Tee; nur Noske hatte Punsch. Wir stiegen in Leipzig auf. Wolf hatte sich noch am Nachmittag ein Thermometer gekauft, es aber nicht genau angesehen. Es war ein Badethermometer, das nicht unter den Gefrierpunkt hinabreichte, uns also in der bevorstehenden sibirischen Nacht nichts zu melden hatte. Wir konnten es erst am Sonntagmorgen nach Sonnenaufgang benutzen. Wie Lindenberg vorausgesagt hatte, wurde die Nacht sehr kalt. Wir hatten, was die scharfe Kälte erklärte, Ostwind, flogen also westwärts, am Südhaz entlang. Da wir uns ebenso schnell bewegten wie der Wind, so blieben die erwärmten Luftschichten zwischen unseren Kleidern stehen und wurden nicht herausgeblasen. Wir ertrugen also die nächtliche Kälte recht gut. Ab und zu nahmen wir einen Schluck warmen Tee aus unseren Thermosflaschen. Der Studienrat Noske hielt sich an seinen Punsch und bot ihn auch uns anderen an. Wir lehnten ihn jedoch ab. Die Winterlandschaft im Neuschnee war herrlich. Am Südhaz arbeiteten die Kalibergwerke und strahlten im Glanze vieler Lichter. Die ganze Pracht der Natur tat sich vor uns auf, als am wolkenlosen Himmel die Wintersonne aufging. Binnen kurzem spürten wir die wärmende Kraft des Sol invictus. Wir banden Wolfs Badethermometer an einen Faden und ließen es frei außerhalb des Korbes schweben, nur ab und zu holten wir es ein, „um das Bad zu messen“. Es nahm die Übertemperatur an. Ich hatte eine Flasche Fachinger Wasser im Rucksack. Diese war durchgefroren, hatte den Kork herausgetrieben, das Glas aber nicht zersprengt. Ich hängte sie gleichfalls an einem Faden auf und ließ sie außerhalb des Korbes in der Sonne schweben. Es dauerte nicht lange, bis sie Übertemperatur annahm und das Eis zu schmelzen begann. Ich konnte ab und zu einen Schluck Wasser trinken. Herrn Noske bekam sein Punsch recht schlecht. Während wir auch mit unserer Laune auftauten und uns das Frühstück schmecken ließen, insbesondere das weichgebratene, aber hartgefrorene Kalbskotelett und die sowohl hartgekochten, als auch hartgefrorenen Eier, war der Studienrat Noske in einer Ecke des Korbes zusammengesunken und fro. Der Alkohol hatte ihm die Herzstätigkeit angeregt und das Blut unter die Haut getrieben, von wo sie nach und nach Körperwärme nach außen abgegeben hatte, so dass er sich elend fühlte, während wir bester Stimmung waren. Wir beschlossen, zu landen, rollten das Schleppseil ab und gingen mit etlichen Ventilzügen auf einen größeren Bestand von Stangenholz herunter, auf das unser Korb sich wie auf ein Daunenkissen aufsetzte. Als wir an den Waldsaum kamen, riss Georg Naumann auf, nachdem wir den Studienrat Noske durch kräftigen Zuspruch zum Klimmzug bewogen hatten. Wir landeten bestens im Windschatten. Der aufgerissene Ballon legte sich auf das scheinbar glatte, beschneite Feld nieder. Bei genauem Zusehen war es gar nicht glatt. Es war ein hartgefrorener Sturzacker, den der Landwirt vorschriftsmäßig in rauher Scholle hatte liegen lassen. Das Netz über diesem Acker zu ziehen, war schwierig und zeitraubend, weil es an den harten Knorren sich immer wieder festhakte und jeder verfangene Gänsefuß einzeln abgehoben werden musste. Der Studienrat Noske war außer Stande, mit zuzugreifen. Wir drei anderen wurden mit der Arbeit des Bergens und Packens ohne ihn fertig. Wir brachten den Ballon zur

Bahn und fuhren guter Dinge heim. In der Folgezeit unternahm der Studienrat Noske wieder eine Nachtfahrt und zwar mit dem erfahrensten unserer Ballonführer, mit Gäbler, und einem dritten. Sie stiegen in Leipzig auf und hatten SSO-Wind. Als sie über eine große Stadt mit erleuchteten Straßenzeilen kamen, glaubten sie, es sei Hannover. Sie irrten; es war Bremen. Das wurde ihnen bewusst, als sie unter sich die See rauschen hörten. Sie gingen schleunigst herunter und landeten auf dem Langlüttjewatt. Es war Ebbe; die Flut kam aber herauf. Gäbler und der dritte Mitfahrer wateten und schwammen übers Watt und durch Priele nach dem Land, um ein Boot zur Bergung des Ballons und des Studienrates Noske zu holen. Bei dieser Gelegenheit stellte es sich nämlich heraus, dass Herr Noske nicht schwimmen konnte. Gäbler hat, als er mit dem Boot ankam, Noske beim höchsten Stande der Flut zehkelnd angetroffen. Dem Ballon hatte das Wasserbad geschadet. Die Landkarten waren verdorben. Nach diesem Erlebnis lernte Herr Noske nicht etwa schwimmen. Er gab aber seine Absicht, Freiballonführer zu werden, nicht auf. Einige Zeit nach seinem Erlebnis auf dem Langlüttjewatt kam ich wieder mit ihm bei einer Fahrt zusammen, die nach meiner Erinnerung Heinrich Wolf führte, der inzwischen das Patent von der Association Aéronautique Internationale erhalten hatte. Wir waren bei südlichem Wind in Leipzig aufgestiegen und in der Gegend von Burg an den Ihle-Kanal gekommen. Zunächst planten wir, noch östlich des Kanals und der Elbe zu landen und hatten auch schon das Schleppseil abgerollt. Wir änderten unseren Entschluss und ließen uns über den Kanal und die Elbe treiben. Dabei verloren wir in der kühlen Luft über den Wasserläufen infolge der Verdichtung des Gases an Höhe. Als unter uns der Spiegel des Kanals und der Elbe blinkte, wurde Noske nervös. Er wollte sich bereits im Ballonkorb an mich klammern, obwohl nicht die geringste Gefahr drohte und für jeden verständigen Menschen klar war, dass wir auf dem linken Elbufer glatt und sicher landen würden. Ich musste Herrn Noske sehr eindringlich zureden, sich zu beherrschen. Ich kündigte ihm an, dass ich ihn nicht aus der Elbe retten könne und würde, wenn er sich an mich klammere. Dann müsse ich nämlich zunächst mich von ihm befreien. Wir landeten bei Tangerhütte ganz glatt. Herr Noske wurde zur Prüfung als Freiballonführer nicht zugelassen, weil er nicht schwimmen lernte.

Nachtfahrten liebten wir, weil in der Abendkühle das Gas besonders dicht ist, man am Morgen durch die Sonnenwärme Auftrieb bekommt und weniger Sandballast verbraucht. Die vorgeschriebene Nachtfahrt hatte ich ausgeführt, sogar wiederholt. Mir fehlte noch die Alleinfahrt und die Zwischenlandung. Zur Verbilligung schlug mir Heinrich Wolf vor, dass er und Max Wünsche vom Gewandhausorchester ein Stück mit mir fahren und bei einer Zwischenlandung aussteigen wollten. Nach dem Rate Heinrich Wolfs konnte ich Zwischenlandung und Alleinflug auf diese Weise unter Kostensparung auf einer und derselben Luftfahrt erledigen. Wir stiegen an einem schönen Sonntagmorgen in der Leipziger Radrennbahn auf und trieben in der herrschenden Windrichtung, also in fast genau östlicher Richtung dahin. Als wir über den Schraden kamen, führten wir auf einem Felde die Zwischenlandung aus. Mit einigen Ventilzügen gelangten wir auf ein Ackerfeld. Heinrich Wolf und Max Wünsche stiegen aus dem Korbe, hielten ihn aber am Rande fest, damit der erleichterte Ballon nicht emporschnelle. Ich blieb im Korbe. Wolf und Wünsche füllten einige Sandsäcke, die wir auf der Fahrt geleert hatten, mit Ackererde und hängten sie außen an den Korbrand. Als der Ballon damit einigermaßen wieder ausgewogen war, wünschten sie mir „Glück ab!“ und ließen los. Ich sah ihnen nach, wie sie über das Feld dahinwanderten und rasch kleiner wurden. Binnen kurzem war ich 3.000 Meter hoch in den Zirruswolken, deren feine Eisnadeln ich auf meinen braunen Wildlederhandschuhen gut wahrnehmen konnte. Die Sonne begann sich zu neigen. Ich wollte landen, weil ich doch dazu und zum Verpacken des Ballons noch Tageslicht brauchte. Ich sah nach der Ventilleine und fand sie mit der Reißleine verwickelt. Bei der Zwischenlandung hatte der Ballon im Bodenwinde über dem festgehaltenen Korbe gependelt. Dabei hatten sich die beiden Leinen umeinandergeschlungen und verheddert. Ich musste versuchen, sie wieder klar zu

bekommen. Ich stieg auf den Korbrand und hielt mich mit der Linken an einer der Schnüre fest, womit der Korb am Netz befestigt ist. Mit der Rechten drieselte ich die Leinen voneinander. Nach längerem Mühen hatte ich sie klar und konnte nun das Schleppseil abrollen und das Ventil ziehen. Von weitem hatte ich beschlossen, bei Hohenbocka zu landen. Als ich näher kam, erkannte ich an dem Menschengewimmel, dass dort Jahrmarkt war und hörte bald auch die Jahrmarktmusik. Das war eine unangenehme Überraschung. Denn nun musste ich mit dem Herausströmen einer großen Menge zu meiner Landestelle und mit entsprechendem Flurschaden rechnen. Die Verhandlungen über den Flurschaden hatte ich bei allen meinen Ballonfahrten übernommen. Meist hatten die Grundbesitzer nichts gefordert oder nur bescheidene Ansprüche gestellt. In Hohenbocka wurde es anders. Der Boden ist in jener Gegend sehr leicht und wenig ertragreich. Der Ortsbürgermeister machte sich mit mir bekannt und versprach, dass er mich bei der Flurschadenverhandlung mit dem Besitzer des Feldes unterstützen wolle. Meine erste Sorge galt der Verpackung des Ballons. Ich fand unschwer einige Leute, die mir halfen und sich anständig zeigten. Das Fahrzeug mietete ich vom Besitzer des Feldes, mit dem ich mich über den Fuhrlohn rasch einigte. Es begann zu nieseln. Das war mir angenehm, weil sich infolgedessen die Jahrmarktbesucher von der Landestelle verloren. Nachdem der Ballon verladen war, verhandelte ich mit dem Bauern über den Flurschaden. Er forderte, wenn ich mich recht erinnere, zunächst 300 Mark. Darüber musste ich lachen. Ich sagte ihm, dass er dafür gewiss gern das ganze sandige Feld verkaufen würde. Da er bald erkannte, dass mir die Landwirtschaft vertraut war, ging er auf einen erörterungsfähigen Betrag zurück. Wir wurden wohl auf 50 Mark einig. Wegen des einsetzenden Regens hatte sich auch der Bürgermeister von der Landestelle entfernt. Ich traf ihn in der Bahnhofsgaststätte, nachdem ich den Ballon in der Güterannahme eingeliefert hatte. Er meinte, dass er den Betrag von 50 Mark für den Flurschaden als angemessen betrachte. Wie er mir erzählte, gräbt man bei Hohenbocka einen wertvollen Quarzsand, der weithin an Glasfabriken versandt wird. In der Bahnhofswirtschaft gab es, wie meist auf den kleineren Stationen, als warmes Gericht nur die Halberstädter Würstchen aus den hohen Blechbüchsen.

Der Ballonführer Gäbler erfreute sich eines großen Ansehens. Er stand nicht ganz auf der Höhe Abercrons, aber nicht weit hinter ihm. Wer gern eine Ballonfahrt erleben wollte, den nahm er bald als Fluggast mit, auch wenn er nicht Mitglied unseres Vereins war. So bin ich mit Gäbler einmal gefahren, als er den Kaufmann Carl Tacke, den Mitinhaber der Ledergroßhandlung I. Weinholdt & Lange, und dessen Sohn Curt mitnahm, ein andermal fuhr mit uns der Rektor Dr. Oskar Dähnhardt von der Nikolaischule mit seinem Primus. Zu wieder einer anderen Fahrt hatte Gäbler seinen Autosportfreund Blüthner, einen Pumpenfabrikanten, bewogen. Dieser wog über 100 kg und brachte ein Picknickgeschirr aus Emaille für sechs Personen und mehrere Büchsen mit Würstchen mit, die in der Mitte eine Röhre mit ungelöschtem Kalk bargen und in einem anderen Behältnis Wasser, das man durch einen Griff in den Kalk leiten konnte. Wir bewogen den dicken Blüthner, den größten Teil seines Gepäcks zurückzulassen, so dass wir wenigstens einige Säcke mit Sand mitnehmen konnten. Gäbler traute der Klimmzugkunst seines Freundes nicht. Deshalb suchte er zur Landung den Saum eines Stangenholzbestandes. In diesem klemmte sich der Korb etwa 1½ m über dem Boden fest. Wir bekamen den dicken Blüthner jedoch heraus.

Reizvolle sportliche Unternehmungen waren die Zielfahrten. Bei diesen galt es, sich mit den Geheimnissen und Tücken der Luftströmungen abzufinden. Ich beteiligte mich mit Heinrich Wolf an einer Zielfahrt von Leipzig aus. Sieger sollte sein, wer am nächsten bei Großenhain landete. Wir gelangten in ruhiger Fahrt unweit Meißen an die Elbe. Es gelang uns aber nicht, über die Elbe hinüber zu kommen. Über der Elbe bewegte sich die Luft in einem Kreise. Versuchten wir, in größerer Höhe über die Elbe zu kommen, so fasste uns eine Luftströmung und führte uns elbaufwärts, hielt uns aber über dem Strome fest. Versuchten wir es nahe dem

Wasserspiegel, so führte uns eine Luftströmung elbabwärts, hielt uns aber auch über dem Strome fest und ließ uns nicht passieren. Nachdem wir das Spiel mehrere Male wiederholt hatten, gaben wir es auf und landeten im Triebischtal, wo wir unseren Ballon verluden und uns in die Bahnhofsgaststätte setzten, um auf den nächsten Zug zu warten. Dort erschien binnen kurzem eine weitere Besatzung, die sich an der Zielfahrt beteiligt hatte und ebenso wie wir auf die Luftsperr über der Elbe traf. Die beiden Männer waren von der Technischen Hochschule in Aachen. Eine andere Zielfahrt hatte der Bitterfelder Verein ausgeschrieben. Dazu war eine größere Anzahl von Vereinen gemeldet, die ihre Ballone mit der Bahn nach Bitterfeld gesandt hatten. Den Ballon des Leipziger Vereins hatten der Rauchwarenhändler Wulzo und ich gemeldet. Als wir am Sonntagmorgen in Bitterfeld eintrafen, war ein prächtiger klarer Tag angebrochen. Lindenberg hatte für die Höhen bis etwa 1.000 m Südwind, für Höhen über 2.000 m Westwind angesagt und zwar in zunehmender Stärke. Als Ziel war nach meiner Erinnerung Küstrin oder Landsberg an der Warthe gesetzt. Ein Ballon war vor uns aufgestiegen. Als der Ballon Leipzig gefüllt wurde, nahm der Wind so zu, dass die Haltemannschaften verstärkt werden mussten und den Ballon trotzdem kaum halten konnten. Die Wettfahrtleitung ließ uns noch aufsteigen, sperrte aber den übrigen Ballonen den Start. Uns trieb in etwa 1.000 m Höhe, wie Lindenberg gesagt hatte, der Wind nach Norden. Wir sahen von weitem den Wannsee und Berlin. Um zu dem östlich gelegenen Ziele zu gelangen, hätten wir ein gutes Stück südlich von Berlin durch Ballastabgabe auf 3.000 m steigen müssen und wären dort in die Westwinddrift gelangt, die uns in die Richtung auf Küstrin oder Landsberg/Warthe getragen hätte. Wir hatten aber einen so sicheren Kurs auf Berlin und wollten so gern die Reichshauptstadt bei der gebotenen prächtigen Sicht von oben sehen, so dass wir leichtfertig unseren sportlichen Erfolg aufs Spiel setzten und zu weit nach Norden flogen. Erst über den Linden gingen wir auf 3.000 m. In dieser Höhe hatten wir wegen der geringen Winkelgeschwindigkeit nicht das Gefühl, dass wir mit Schnellzugseile dahinflogen. Das brachten uns erst die Schaumkämme der Wellen auf den märkischen Seen zum Bewusstsein. Wir waren uns klar darüber, dass wir eine Schleiffahrt sicher nur vermeiden könnten, wenn uns eine Waldlandung gelingen würde. Wir schauten deshalb ganz von weitem nach einem Walde in unserer Flugrichtung aus. Wir peilten auf einen, dem wir uns auch stetig näherten. Als wir das Schleppseil abgerollt hatten und uns mit Ventilzügen dem Walde irdisch näherten, erkannten wir, dass wir einen Plenterwald und keinen geschlossenen gleichaltrigen Bestand vor uns hatten. Einzelne hohe Eichenwipfel ragten hoch empor. Gegen diese fuhren wir mit 100 km/h an. Wir krachten gegen den ersten Wipfel. Ein starker Ast brach ab. Wir sausten halbrechts gegen einen anderen Wipfel und weiter halblinks gegen einen dritten. So gings, bis uns ein Luftstrom in eine Schneise dicht am jenseitigen Waldsaum saugte. Wir rissen den Ballon auf. Er fiel nicht auf das Saatfeld draußen, sondern senkte sich auf eine mäßig starke Birke am Ausgang der Schneise. Wir befanden uns auf der Grenze zwischen der Mark Brandenburg und Pommern auf der Flur des Vorwerkes Grünhof beim Städtchen Neuwedell (*Dranmo, zwischen Stargard und Schneidemühl*). Unser Ballonkorb lag auf der Seite mit der Öffnung nach vorn. Wir hatten vorschriftsmäßig unseren Klimmzug gemacht und knieten nun auf der Korbwand. Ich streckte Wulzo die Hand hin und sagte zu ihm: „Glück ab!“ Er reichte mir seine Hand nicht, sondern sagte nur: „Mein Arm!“ Wir vermuteten, dass er bei dem Auftreffen auf einen der Eichenwipfel seinen Arm nicht im Korbe geschützt hatte. In unserer Schneise erschien zunächst der Förster des Waldes. Ich erklärte sofort unsere Bereitschaft zum Ersatze von Forstschäden. Der Förster meinte jedoch: „Das Luderzeug wächst wieder, wenn nur den Herren nichts passiert ist!“ Inzwischen kam auch der Vogt des Vorwerkes Grünhof mit einigen Gutsarbeitern herbei, denen in ihrer Einöde die Freiballonlandung eine reizvolle Abwechslung bedeutete. Der Vogt sandte sofort einen Radfahrer zum Arzte in Neuwedell, der unverzüglich mit einem schönen Mercedes erschien und Wulzo abholte. Ich dang mir inzwischen einige der Gutsarbeiter, die mir halfen, den Ballon von der Birke herunterzuziehen, kunstgerecht auseinanderzunehmen und zu verpacken. Der Vogt stellte mir einen Leiterwagen mit Gespann

und begleitete mich zur Bahn. Unterwegs erzählte er mir, wie einsam er sich in dieser Gegend fühle. Er entbehrte den geselligen Verkehr und strebte deshalb aus diesem Lande wieder fort. In Neuwedell wies er mir noch den Weg zum Arzte. Diesem war es nicht gelungen, die Luxation des rechten Ellbogens wieder einzurenken. Er hatte eine schöne Bibliothek von neuen medizinischen Werken. Als er mit Wulzo in seinen Praxisräumen angelangt war, hatte er zunächst seinen Chauffeur nach der Hebamme geschickt, die ihm bei der Narkose assistieren sollte. Der Vogt sagte mir aber, dass wir ihr bei der Fahrt nach Neuwedell auf der Landstraße landwärts begegneten; sie war bei dem schönen Wetter offenbar mit Freunden zu einem Spaziergange unterwegs. Da der Chauffeur die Hebamme nicht antraf, so musste er selbst seinem Doktor bei der Narkose assistieren. Während dieser die Hebamme oder die Rückkunft seines Chauffeurs erwartete, hatte er das dicke Handbuch über die Frakturen und Luxationen aus dem Regale geholt und darin geblättert, war aber wiederholt unschlüssig geworden, ob er darin die richtige Stelle fand. Die Einrenkung war ihm in der Narkose nicht gelungen. Er hatte dann mit Wulzo einen Hennessy mit drei Sternen getrunken. Wulzo hatte auch festgestellt, dass er Zwei-Bänder-Mann im Kösemer S.C. war. Wulzo musste nun mit mir unter Schmerzen zunächst nach Kreuz an der Ostbahn und von dort mit dem Schnellzuge nach Berlin fahren. Von Berlin bekamen wir keinen Schnellzug nach Leipzig. Wir fuhren mit dem Personenzuge nach Bitterfeld und stiegen dort nach Leipzig um. Es war heller, lichter Tag, als ich Wulzo in seiner Wohnung an der Kaiser-Wilhelm-Straße ablieferte. Er ging noch an diesem Tage zu dem Chirurgen Dr. Kölliker, der den Ellbogen mit sicherem Griff sofort einrenkte. Bald darnach traf ich Wulzo im Café Français (Felsche) an der Ecke der Grimmaischen Straße und des Augustusplatzes. Da nahm er das Bierglas in die rechte Hand und zeigte mir, wie freibeweglich sein Arm sei. Als jedoch der Erste Weltkrieg nicht allzu lange nach dieser Begegnung ausbrach, erläuterte er mir wieder mit dem Bierglas in der Rechten, wie steif sein Ellbogengelenk sei und dass er keinesfalls als k.v. (*kriegsverwendungsfähig*) gelten könne.

Eine große Freiballonveranstaltung war in Essen-Gelsenkirchen angesetzt. Dazu hatten sich 40 große Ballone und sechs kleine gemeldet. Zwischen Essen und Gelsenkirchen war bei einem Koksofen eine große Füllanlage, wo gleichzeitig wohl ein Dutzend oder fast ein Dutzend Ballone gefüllt werden konnten. Es galt eine Weitfahrt. Georg Naumann, Georg Wolf und ich hatten den Ballon Leipzig gemeldet. Die Reihenfolge des Aufstieges war ausgelost. Wir hatten leider eine höhere Losnummer. Es war Sommer; die Sonne ging zeitig auf, begann die Erde zu erwärmen und ließ die Luft aufsteigen. Je später ein Ballon vom Füllplatz loskam, umso schlechter wurden seine Aussichten auf Erfolg. Der Wind trieb uns nach Osten. Wir hatten also die herrschende Windrichtung. Wir verließen die Bergwerks- und Hüttengegend. Bald bot sich uns ein wunderbarer Anblick, der jedoch nichts Gutes verhieß. Rings um uns wuchsen Gewittertürme empor. Eine Zeit lang befanden wir uns in einer riesigen Halle von hohen schneeweißen Säulen, zwischen denen bald ein silberner, bald ein goldgelber Kugelballon auftauchte. Die Räume zwischen den Säulen verengten sich. Als wir einen Flusslauf kreuzten, - es mag *die* Diemel gewesen sein, *die* zur Weser fließt - kamen wir durch einen Streifen kalter Luft und sanken rasch, so dass ich schleunigst Ballast abgeben musste. Als wir über das Flusstal hinweg waren, stiegen wir schnell; wir rochen Gas und sahen das Variometer zucken. Binnen kurzem waren wir in rabenschwarze Nacht gehüllt und stiegen, stiegen. Der Barograph schrieb eine steil schräg aufsteigende Linie. Schon sahen wir unseren Ballon nicht mehr, nur noch die Schnüre, woran der Korb hing. In kurzer Frist waren wir über 2.000 m hoch und stiegen weiter. Plötzlich begann es zu trommeln. Wenn die Armeekorps alle Spielmannszüge auf einem Platz versammelt und gleichzeitig alle Trommeln rühren lässt, so muss das klingen, was wir hörten. Wir waren in einem Gewittersturm 3.000 m hoch gerissen und in einen Hagelsturm geraten. Wir ließen das Schleppseil abrollen. Ohne dass einer dem anderen ein Wort sagte, holte jeder an Sandsäcken vom äußeren Korbrande herein, was er schaffen konnte und legte sie schützbereit zu seinen

Füßen. Den Blick hatten wir unverwandt auf dem Variometer. Als es zuckte, begannen wir zu schütten. Als jeder seinen fünften Sandsack (je 15 kg) geleert hatte, erreichten wir die untere Wolkengrenze und sahen, dass unser Ballon so abgekühlt war, dass er nur noch eine Halbkugel bildete und einem Fallschirm ähnelte. „Achtung Klimmzug!“ Wir sausten auf ein Kleefeld herab. Ich hatte meinen Klimmzug etwas zu hoch gemacht und war über den Korbrand herausgeschwungen. Ich hockte auf dem Felde, hielt mich aber an den Korbleinen fest. Der Bodenwind packte uns, riss uns noch einmal hoch und schleuderte uns etwa 300 m fort. Dort blieben wir liegen und rissen den Ballon auf. Wir wünschten uns ein sehr herzliches Glückab. Über uns hingen dicke schwarze Wolken. Wir schätzten ihren unteren Rand auf 500 m Höhe, höchstens 600 m. Ein eiskalter Regen stach wie Nadeln ins Gesicht. Im Teller des Ventils fanden sich noch mehrere Hände voll Hagelkörner von geringer Größe. Sie gehörten zu denen, die so wild getrommelt hatten. Die unteren Luftmassen waren noch warm gewesen. Deshalb waren die Hagelkörner in ihnen geschmolzen und hatten die eisigen Regentropfen ergeben. Die Bauern aus dem nächsten Dorf kamen herbei und sagten uns, dass wir uns dicht bei Warburg befanden. Georg Naumann hatte seinen Photoapparat bei der Landung verloren, ich meine Sportmütze. Die Bördebauern ließen sich unsere Anschriften geben und sandten uns nach der Ernte die Gegenstände zu, die sie fanden. Mit Flurschadenforderungen verschonten sie uns und stellten uns bereitwillig das Fuhrwerk für den Ballon. Unsere Kenntnisse von den Vorgängen in der Atmosphäre waren durch ein Erlebnis bereichert.

Alle Freiballonfahrten waren schön. Sie vermittelten stets einen erhabenen Naturgenuss. Als meine schönste Freiballonfahrt betrachte ich die vom Pfingstsonnabend, dem 25. Mai 1912. Heinrich Wolf, Rudolf Ernst und ich stiegen am Abend zu einer Nachtfahrt in Bitterfeld mit Wasserstoffgas auf. Noch in der Dämmerung kamen wir über das Dorf Schlis. Am 12. Mai 1912 hatte ein Wirbelsturm (Tornado) mit gewaltiger Kraft dieses Dorf zerstört. Im Dämmerlichte sahen wir das Bild der Verwüstung. Starke Bäume waren entwurzelt, Dächer von den Häusern gerissen und fortgetragen. Die Dunkelheit war hereingebrochen, als wir zu unserer Rechten die Lichterzeilen, das goldene Spinnennetz der Stadt Chemnitz, glänzen sahen. Wir näherten uns dem Erzgebirgskamme und sahen die erleuchteten Fenster der Gaststätte zum Mückentürmchen (*Aussichtspunkt nördlich von Teplitz, südöstlich von Altenberg-Geising, in Böhmen*). Heinrich Wolf hatte eine Signallupe mit, wie sie die Eisenbahner beim Rangieren benutzten. Als wir auf Hörweite an das Mückentürmchen heran waren, blies er wiederholt in diese Hupe. Die Leute im Mückentürmchen kam das Gruseln an. Sie glaubten, in der Pfingstnacht sei es nicht geheuer und das Wilde Heer unterwegs. Sie verlöschten plötzlich alle Lichter. Wolf gab, als wir uns entfernten, noch einige Hupenstöße. Bei diesem Spass hatte ich nicht auf den Ballon geachtet, obwohl ich die Bedienung des Ballastes übernommen hatte. Plötzlich saßen wir in den Fichtenwipfeln. Ich musste eilends mehrere Schippen Sand abgeben, damit wir einige Meter emporstiegen. Das Ballonnetz hatte einige Zweiglein losgerissen; wir führten nun einen grünen Pfingstschmuck. Der Morgen graute, als wir über das Egertal gelangten. Drüben im Osten begann der Horizont sich zu verfärben. Bevor die Sonne erschien, ging das leuchtende Gelb in Rot über. Die Sonne erwärmte unseren Ballon und ließ ihn steigen. Plötzlich fing er an zu schaukeln; in weitem Schwunge pendelte er langsam hin und her, in wahren Sinne eine Luftschaukel. Diese Erscheinung war uns allen fremd. Wir erkannten bald ihre Ursache. Bisher waren wir in südöstliche Richtung geflogen und lenkten nunmehr nach Südwesten. Die Sonne hatte uns Auftrieb in eine höhere Luftschicht gegeben, wo sich die Strömung nach rechts drehte. Als sich der Ballon mit seinem oberen Teile schon auf Südwestkurs befand, der untere Teil aber noch in der Strömung nach Südosten lag, musste der Ballon schaukeln. Als wir mit dem ganzen Ballon in der höheren Luftschicht und damit gänzlich auf Südwestkurs waren, hörte das Pendeln allmählich auf. Wir trieben jetzt dem Böhmerwald zu und schwebten über das Gesenke von Taus (*Domazlice, in Tschechien*) und Furth *im Wald*. Feine Eisnadelwolken hüllten uns ein, die vom Licht

durchflutet waren, das unsere Haut bräunte. Unten in den Städtchen und Dörfern läuteten die Pfingstglocken. Es war eine zauberhafte Stimmung und erinnerte an das Märchen von der versunkenen Stadt Vineta. Als der Tag fortschritt, tauchten wir aus den gleißenden Schleierwolken und sahen unter uns und rückwärts ein weites Waldgebiet. Vor uns erschien die Donauniederung mit der Stadt Deggendorf und der Isarmündung. Als wir uns dem Inn näherten, hatten wir noch viele Säcke Ballast und unseren Ballon noch lange nicht ausgefahren. In der Ferne sahen wir die Alpen, die uns lockten. Wir waren aber nicht fürs Hochgebirge ausgerüstet. Wir hatten weder Seil noch Pickel noch Bergstock. Auch unsere Schuhe taugten nicht für eine Bergfahrt. Wir zogen Ventil und ließen das Schleppseil herab. Bei Erharting unweit Altötting streiften wir mit dem Korb die schütterten Ähren eines Getreidefeldes und rissen den Ballon auf einem sehr lückigen Kleefeld. Die Landleute, die herbeieilten, sagten uns, dass das Kleefeld dem Brauereibesitzer des Ortes gehöre. Dieser kam in einem offenen Einspanner mit seiner Frau auf das Feld gefahren. Ich begrüßte ihn und bat um seine Forderung für den Flurschaden. Er meinte aber: „Hier ist ja doch nichts gewachsen.“ Als ich ihn um ein Fahrzeug für den Ballon bat, verwies er mich an die Bauern. Die Bauern, die uns zuschauten, versicherten, dass sie keine Pferde hätten und nur mit Ochsen arbeiteten. Schließlich ließ sich einer zureden, für Geld und gute Worte sein Oxomobil zu stellen. Wir luden unseren Ballon auf den Ochsenwagen und setzten uns selber mit darauf. So fuhrten wir am Nachmittage des ersten Pfingstfeiertages nach Mühldorf am Inn. Heinrich Wolf und Rudolf Ernst fuhrten nach München. Ich nahm den Zug nach Landshut und Regensburg, um bald wieder in Leipzig zu sein.

Eine Veranstaltung, wobei Kraftfahrer und Ballonfahrer zusammenwirkten, waren die Ballonverfolgungen (Fuchsjagden). Die Kraftfahrer mussten sich bemühen, den Fuchs (Ballon) im Auge zu behalten und ihn bei seiner Landung zu erreichen. Der Freiballonführer bemühte sich, dem verfolgenden Kraftwagen zu entgehen. Bei wolkenlosem Himmel war das sehr schwer. Bildeten sich Wolken, so konnte der Ballon durch Ballastabgabe in diese emporsteigen und sich verbergen. Herrschte droben in oder über den Wolken, was die Wetterwarte vorausszusagen pflegte, eine andere Luftströmung, so konnte der Kraftfahrer, der ja kein Radargerät hatte, dem Ballon nur noch unsicher tastend folgen. Ich entsinne mich nicht, an einer solchen Fuchsjagd teilgenommen zu haben.

Der Freiballonsport war ein ausgesprochen männlicher Sport. Ich besinne mich nur an eine Gelegenheit, zu der eine Frau sich zu einem Aufstiege entschlossen hatte. Der Freiballonführer Postinspektor Saube hatte sich mit der Tochter des Fleischermeisters Flemming verheiratet. Das junge Paar wollte seine Hochzeitsreise im Freiballon antreten. Gäbler war bereit, diese Fahrt zu führen. Zu diesem besonderen Anlass fanden wir Freiballonführer uns in größerer Zahl im inneren Ring der Radrennbahn am Kühlturm ein. Gäbler lieh mir seinen Wagen mit Fahrer, damit ich noch einen großen Rosenstrauß aus einem Blumengeschäft der inneren Stadt holen konnte. Während der Vorbereitungen zur Fahrt, insbesondere während des Füllens, umzog sich der Himmel; es bildeten sich schwarze Wolken. Unserem Sportfreunde kamen deshalb Bedenken, seine junge Frau einer ungewissen Witterung auszusetzen. Als abgesagte Feinde von Wagehalsigkeiten, die dem Ansehen unseres schönen Sportes schaden konnten, bestärkten wir Saubes Bedenken. Ich überreichte seiner Frau meinen großen Rosenstrauß und schloss mich dabei Gäbler, Heinrich Wolf, Hermann Apfel, Georg Naumann und Hugo Ernst an, die alle von der luftigen Hochzeitsreise abredeten, die wir alle erst so stilgerecht gefunden hatten. Der Ballon war gefüllt und aufstiegbereit. Das Wetter war nicht so, dass sein Aufreißen sportlich geboten war. Also stiegen Gäbler und Saube zusammen auf und landeten auch nach einer gelungenen Fahrt gesund. Selbstverständlich bedauerten wir, dass das Wetter Saubes Vorhaben vereitelt hatte.

Der Leipziger Verein für Luftfahrt und Flugwesen erwirkte mir am 24. August 1914, sobald ich die Voraussetzungen dafür erfüllte, das Patent des Freiballonführers der Association Aéronautique Internationale. Er wählte mich auch in seinen Vorstand, dem ich lange angehörte. Das Motorflugwesen begann sich zu entwickeln. Wir wurden bei Flugzeugführerprüfungen, bisweilen als Sportzeugen, als Flugprüfer und Zeitnehmer tätig. In einem mir stets unverständlichen Gegensatz standen zwei Vereinsführer, nämlich der Juwelier Heinrich Schneider und der Professor der Zahnheilkunde Hofrat Dr. Pfaff. An dem Verein nahm ein großes Interesse der Verleger Bernhard Meyer, der die Abonnentenversicherungszeitschrift „Nach Feierabend“ in der Auflage von mehr als einer Million herausgab. Herr Bernhard Meyer war ein bedeutender Industriekapitän. Er erwarb und betrieb mit Erfolg die Brauerei Markranstädt. In diesem Städtchen baute ein gewisser Richard Löwenherz Personenkraftwagen, das Maf-Auto. Als Richard Löwenherz in Bedrängnis geriet, übernahm Bernhard Meyer auch dessen Fabrik und baute Maf-Wagen. An diesen verlor er jedoch nach wenigen Jahren das Interesse, das er nun dem Flugzeugbau zuwandte und zwar aus Liebhaberei und ohne spekulative Erwägungen. Erst als der Krieg 1914 ausbrach, wurde aus der kostspieligen Liebhaberei ein Geschäft und gewannen die Germania-Flugzeugwerke an Bedeutung.

Der Leipziger Verein für Luftfahrt und Flugwesen stellte sich gelegentlich an die Spitze großer sportlicher Veranstaltungen. So erinnere ich mich an ein Gordon-Bennett-Fliegen, wofür der New Yorker Zeitungsverleger einen größeren Preis gestiftet hatte. Diese Veranstaltung war Anlass zu einem großen Festbankett im Centraltheatersaale in Leipzig. Dazu waren die bedeutendsten Luftsportleute Deutschlands erschienen, wie z.B. der Major Abercron. Mir gegenüber saß bei Tische der Graf Dohna-Schlobitten aus Ostpreußen.

Im Jahre 1931 unternahm der Zeppelin unter Führung von Hugo Eckener (1868 bis 1954) eine Nordpolfahrt, an der aus Leipzig der Professor der Geophysik Dr. Weickmann teilnahm⁴⁹. Nach Rückkehr von der Fahrt begrüßte unser Verein den Dr. Hugo Eckener und den Leningrader Professor der Geophysik in Leipzig. Bei dem Abendessen in Äckerleins Keller am Markt saß ich neben dem Leningrader.

(Ende des Teils E / des 5. Bandes - Ende der Lebenserinnerungen von Rudolf Mothes)

⁴⁹ Dr. phil. Ludwig Friedrich Weickmann, geb. 1882 in Neu-Ulm, war seit 1923 Direktor des Geophysikalischen Instituts in Leipzig; ab 1928 in Hamburg. Er widmete sich dem Luftsport. Er war meteorologischer Leiter der Nordpolarfahrt des Luftschiffs „Graf Zeppelin“ mit Hugo Eckener. Er schrieb u.a. „Lebensbedingungen im Kosmos“ (1931) und „Wellen im Luftmeer“ (1924, Abhandlung der Sächsischen Akademie der Wissenschaften).

Anhang: Abschrift des Referats über die Dissertation seines Patensohnes Christoph Heinerth, veröffentlicht im „Archiv für Rechtspflege in Sachsen, Thüringen und Anhalt, 18. Jahrgang (1941), Roßberg'sche Verlagsbuchhandlung Leipzig 1941, Seiten 156 bis 158:

Die Heiligen und das Recht.

Ein Referat über die von Hans Christoph Heinerth verfasste, in Herders Verlag zu Freiburg i.B. erschienene Schrift „Die Heiligen und ihr Recht“.

Von Rechtsanwalt Dr. Rudolf Mothes in Leipzig.

Die Abhandlung bildet das erste Heft der Sammlung „Das Rechtswahrzeichen“, Beiträge zur Rechtsgeschichte und rechtlichen Volkskunde, herausgegeben von Karl Siegfried Bader. Der Verfasser hat sich einen reizvollen Gegenstand gewählt, mit großem Fleiße einen reichen Stoff aus vielen, zum Teil recht entlegenen Quellen zusammengetragen, in sechs Kapitel gegliedert und mit guter Beherrschung in ansprechender Weise dargestellt: 1. Kapitel. Die Prozesspatrone: Die Heilige Aya aus dem Hennegau, der Heilige Benedictus Crispus aus Mailand, der Heilige Expeditus, zu dem man um Prozessbeschleunigung betete, der Heilige Ivo von Helori in der Bretagne. Im Anschluss an diese Heiligengestalten behandelt er Prozessstalismane und Gerichtssegnen. Hier erwähnt er auch die Spottgestalt des Herkommanus, die Verkörperung der am Herkommen haftenden Juristen, dem der kaiserliche Rat Anton Graf von Sporck in Kukul (Böhmen) 1720 ein Denkmal errichten ließ mit der Inschrift

Herkommano invicto
hactenus justitiae debellatori
formalitatumque juris principi
aequi justique tyranno
posteritati in cautelam
hanc statuam
bona causa lapsus
justus dolor
erexit⁵⁰.

- Im zweiten Kapitel behandelt Heinerth den Eid, den Meineid und die Gottesurteile. Dabei geht er auf die Schwurpatrone und den Eidesaberglauben ein. Das dritte Kapitel ist den Gefangenenheiligen (Columban, Deogratias, Severin, Martin von Tours, Germanus, Eligius, Leonhard von Noblac, Nicolaus von Myra, Antonius von Padua, Karl Borromäus, Vincenz von Paul), das vierte dem Galgen und seinen Patronen (Franz von Paula, Walaricus usw.), das fünfte dem Diebstahl und der Verleumdung, den heiligen Beschützern des Eigentums, den Diebespatronen (Castulus, Nicolaus), den Patronen der Verleumdeten (Nicolaus von Myra, Johann von Lobedau, Johannes von Nepomuk) gewidmet. Im letzten Kapitel beschäftigt sich Heinerth mit den Schutzheiligen der Juristen. Dass der Kirchenvater Augustin zu dieser Stellung kam, erklärt er damit, dass sich auch die Juristen mit seiner Schrift de civitate Dei beschäftigen mussten und dass sein bischöfliches Gericht in Hippo Regius besonderes Ansehen genossen hatte. Seine Annahme, dass die Heilige Katharina von Alexandrien deshalb zur Patronin der Rota Romana, dieses päpstlichen Gerichtshofes, wurde, weil sie nach dem Befehl des Kaisers Maxentius mit einem Rade (tota) gemartert worden war, hat manches für sich. Der Heilige Nikolaus von Myra entging nach seiner Legende selbst einem Justizmorde und hat einen anderen Justizmord gebindert. Mit besonderem Erfolge ist Heinerth der Persönlichkeit des Heiligen Ivo von Helori nachgegangen. Er hat seine

⁵⁰ Im Original ist keine Übersetzung beigefügt. Die obige Zeilenuntergliederung ist bei Mothes nicht gegeben, sie soll hier den Stil dieses raffinierten Kabinetttüchlebens („Parallelismus membrorum“) etwas verdeutlichen. Übersetzung z.B.: Dem unbesiegt (Gott oder Götzen) Herkommanus, Bislang der Gerechtigkeit Besieger, Der Rechtsformalitäten Fürst, Der Gleichheit und des Rechts Unterdrücker, Hat der Nachwelt unter Vorbehalt Dieses Standbild Ein in einer aussichtsreichen Sache Gescheiterter Berechtigter Schmerzes Errichtet.

Lebensdaten festgestellt und seine Legende liebevoll behandelt. Als Schutzpatron der Juristen steht der Heilige Ivo durchaus im Vordergrund. Er genoss eine räumlich weit verbreitete Verehrung, nicht nur in seiner engeren Heimat. Das Altarbild in der Kapelle der Sapienza in Rom stellt ihn dar. In Florenz finden sich mehrere Bilder von ihm, so von Giuliano Pesello, das Heinerth im Anhang wiedergibt, von Jacopo di Rosello Franchi, von Gozzoli. Von flämischen Künstlern malten ihn Gerard Seghers und Jakob Jordaens. Heinerth gibt auch eine Ivo-Statue aus der Kirche Maria de Victoria in Ingolstadt, ein Gemälde des Job. Annwander aus der Studienkirche in Dillingen, eine Ivo-Kartusche aus dem Münstermuseum in Freiburg i.B. und einen Holzschnitt aus einer Schrift von Sebastian Brant wieder. Die weite Verbreitung der Ivo-Verehrung erklärt sich ganz gewiss daraus, dass er wirklich unbeirrt dem Rechte diente. In der Bretagne ist heute noch der Lobspruch zu hören:

Sanctus Ivo erat Brito,
Advocatus et non latro,
Res miranda populo.⁵¹

Er hat die Rechtsberatung der Minderbemittelten als eine ernste und wichtige Sache betrieben und damit den Pflichtenkreis der Rechtsmahrer erweitert.

(Ende.)

⁵¹ Der Heilige Ivo war Bretone; Rechtsanwalt, aber kein Wegelagerer; ein Wunder für das Volk.